LOUIS BROMFIELD

JEDEM DAS SEINE



LOUIS BROMFIELD

JEDEM DAS SEINE

ROMAN

IM BERTELSMANN LESERING

Lizenzausgabe für den Bertelsmann Lesering
mit Genehmigung des Alfred Scherz Verlages, Bern und Stuttgart

Einbandentwurf S. Kortemeier und Gerhard Ulrich
Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh
Printed in Germany · Buch Nr. 6075

Als sie älter wurde, fand Mrs. McLeod, daß sie immer weniger Schlaf brauche, und sie gewöhnte sich daran, schon bald nach Sonnenaufgang aufzustehen, um an ihrem Buch zu arbeiten. So gewann sie zwei Stunden für ihre Arbeit und eine Stunde zum Baden und Ankleiden sowie für die Besprechung der Tagesarbeit mit Aida, der Köchin. Aida war schon dreißig Jahre im Haus – seit jenem traurigen Morgen, an dem J. E. McLeod die erste jener verhängnisvollen Herzattacken bekam, die schließlich der in Platteville damals führenden Zeitung »Schild und Banner« ihren Chefredakteur entrissen. Mrs. McLeod war kinderlos, und man hätte meinen können, ihre Tageseinteilung sei die einfachste Sache der Welt. Aber das traf keineswegs zu. Erstens war das Haus riesengroß und außerdem recht baufällig. Zweitens wohnte noch Jane Baldwin bei ihr, eine angeheiratete Nichte, die Tochter von J. E. McLeods Schwester; und dieses junge Mädchen hatte das unselige Talent, sich ständig in höchst romantische und komplizierte Liebesgeschichten einzulassen. Drittens darf man die Landstreicher nicht vergessen, welche die Nacht und manchmal einen Teil des Tages im Untergeschoß des Hauses verbrachten. Viertens kamen oft Aidas Verwandte: dunkel an Farbe und groß an Zahl. Sie betrachteten Mrs. McLeod als eine Art Familiengottheit, weil sie all ihre Sorgen verscheuchen konnte. Sie ernährte die Abgebrannten unter ihnen, legte bei der Behörde ein Wort ein für jene, die am Montagmorgen im Arrest erwachten, und zahlte den einigermaßen Gescheiten auch noch das Schulgeld.

All dies und eine Menge weiterer Schwierigkeiten bestimmten die Führung von Mrs. McLeods Haushalt jedoch nur zu Beginn ihres Arbeitstages. Denn im allgemeinen endete das Leben des großen Hauses, das als McLeods »Narrenturm« bekannt war, um halb neun Uhr morgens, wenn sie in die Stadt ging; und es begann erst wieder, wenn sie, zwar erschöpft, aber doch glücklich, aus der Redaktion des »Schild und Banner« heimkehrte – selten vor neun Uhr abends. In der Zwischenzeit gehörte Mrs. McLeod dem »Schild und Banner« und der Stadt Platteville.

Als Aida vom Negerviertel zu den McLeods kam, war sie gerade dreißig Jahre alt: ein dralles Frauenzimmer, voller Leben und von Verehrern umschwärmt. Ihr Mann war ein rechter Taugenichts gewesen, der bei einer Wirtshausrauferei erschlagen wurde – im gleichen Jahr, da J. E. McLeod an seinem Herzleiden starb. Seitdem wohnten nun die beiden Witwen allein in dem Riesenhaus an der San Antonio Street und schlossen sich immer enger aneinander. Ihre Beziehungen waren längst nicht mehr die von Herrin und Dienerin. Sie lebten vielmehr wie zwei Freundinnen zusammen, die einander alles vergaben.

Allerdings hatten sie einander nicht viel zu verzeihen. Das Ärgste, was Mrs. McLeod zu vergeben hatte, war Aidas Tyrannei, und das Ärgste, was Aida zu vergeben hatte, waren die Schrullen ihrer Herrin und Freundin. Von Lohn war schon seit vielen Jahren nicht mehr die Rede. Sie lebten in einer Art kommunistischem Staatswesen. Wenn Geld da war, so gaben sie es aus, als wären sie Millionäre. War keines da, so vertrösteten sie die Gläubiger und sparten und geizten – aber nicht nur für sich selbst, sondern auch, um die im Keller hausenden Landstreicher füttern und eine der besten Küchen des Südwestens führen zu können. Mrs. McLeod sagte immer: »Man darf an allem sparen, nur nicht am Essen.« Und Aida fügte in ihren jüngeren Jahren dann heimlich hinzu: »Und nicht an der Liebe.« Aber jetzt war Aida auch alt und steckte

ihren Verehrern aus dem Negerviertel kein Geld mehr zu. Im Laufe der Jahre, als die Auflage des »Schild und Banner« kleiner und kleiner wurde, gab es immer weniger Geld für Mrs. McLeod und Aida. Aber die Zeitung existierte noch, und wenn das Geld auch zuweilen knapp war, so bürgte sie doch für einen gewissen Kredit. Die meisten Lebensmittel- und Metzgereirechnungen wurden durch Gratisinserate bezahlt. Manchmal mußte sich sogar der Klempner anstatt einer Zahlung für die Reparatur undichter Wasserleitungen und verstopfter Abflußrohre mit einer Viertelspalte im »Schild und Banner« zufriedengeben.

Das große Haus war vor langer Zeit von J. E. McLeods Vater, dem berühmten »Biber-Jack«, mit seinen Gewinnen aus Baumwolle, Vieh und Grundbesitz erbaut worden. Und vor langer Zeit, als das Haus Balken um Balken, Nagel um Nagel in seiner Rokokopracht über einer kleinen Grenzstadt aus Baracken, Wirtshäusern und Hütten erstand, hatten ihm die ärmeren Einwohner von Platteville sogleich den Namen »McLeods Narrenturm« gegeben. Obwohl es an der Alamo Avenue und im Villenviertel Hunderte schönerer und größerer Häuser gab, wurde es immer noch so genannt.

In diesem Riesenhaus war jedoch nur wenig Platz. Der Architekt sowie Biber-Jack McLeod hatten eine Vorliebe für das Phantastische und Grandiose gehabt. Es besaß nur ein paar Zimmer, die dafür ungeheuer groß waren. Den meisten Raum hatte man zu Türmchen, Erkerfenstern, Treppen und lauschigen Nischen verschwendet. Das Haus stand auf einem großen, wertvollen, wenn auch stark mit Hypotheken belasteten Grund, inmitten eines wahren Dschungels von Flieder und Magnolien, und war von einem zerfallenen Zaun umgeben. Das Anwesen wurde von hohen Pappeln überschattet, die im Spätsommer den ungepflegten Rasen mit einer Schicht weißen Flaums bedeckten.

Einst war McLeods »Narrenturm« das Herz des vornehmen Wohnviertels gewesen, aber im Verlauf von siebzig Jahren,

in denen Platteville aufblühte und sich ausdehnte, hatte sich das Wohnviertel verlagert, und die grotesken Türmchen und Erker blickten jetzt auf Garagen, Tankstellen, billige Restaurants und Kohlenhandlungen herab. McLeods »Narrenturm« mit all seinem Gitterwerk, seinen Balkons und Giebeln zu streichen hätte ein kleines Vermögen gekostet, und selbst noch so viele Freiinserate konnten keinen Maler verlocken, diese Herkulesarbeit zu übernehmen. Zwanzig Jahre lang hatten die Mauern keine frische Farbe gesehen, und so waren Teile von Gesims und Holzwerk porös und morsch geworden und abgefallen.

Wie eine ständig belagerte Festung, die sich heldenhaft verteidigt, teilten Mrs. McLeod und Aida das alte Haus nur noch mit Mrs. McLeods Nichte.

Aufgeklärtere Leute als die Bürger von Platteville würden erkannt haben, daß Mrs. McLeod eine Schwärmerin war und all ihre Sorgen von ihrer romantischen Ader und ihrem Mangel an gesundem Menschenverstand herrührten. In Wahrheit nämlich war sie in ihrer Jugend eine höchst seltene Natur gewesen: eine Frau, die leidenschaftlich geliebt hatte und leidenschaftlich wiedergeliebt wurde und die in einem einzigen Mann vollkommenes Glück fand. Sie war die Tochter eines Viehzüchters aus dem Calamos-Distrikt und hatte sich in die munteren blauen Augen, den großen Schnurrbart und die über zwei Meter hohe Gestalt J. E. McLeods verliebt und ihn geheiratet. Fünfzehn Jahre lang, bis zu seinem Tod, war sie sehr glücklich mit ihm gewesen, und weitere dreißig Jahre blieb sie es in der Erinnerung an ihn. Als er starb, beschloß sie, die Zeitung weiterzuführen, die er fast genauso geliebt hatte wie sie selbst, und das phantastische, als McLeods Narrenturm bekannte Haus nie zu verlassen, sondern bis zu ihrem Ende zu bewohnen, obwohl es von Tag zu Tag mehr zerfiel. Sie war vielleicht sentimental, aber sie war es bewußt,

und Geld an sich bedeutete ihr nicht viel. Sie trug ihre Kleider auf, ob sie nun modern waren oder nicht. Sie war gastlich und liebte gutes Essen, für das Aida einfach unerklärlich wenig Geld verbrauchte. Sie vernachlässigte ihr Äußeres, weil sie seit J. E. McLeods Tod weder Zeit noch einen Anlaß gefunden hatte, sich schönzumachen. Nach seinem Tode wurde sie nur noch zu einer Art Maschine, welche J. E. McLeods Ideen weiterführte und sich um das Wohl von Platteville sorgte: der einzigen Stadt, die sie kannte und die sie beinahe ebenso liebte, wie sie J. E. McLeod geliebt hatte. Und binnen dreißig Jahren verschlang McLeods Narrenturm die Zeitung »Schild und Banner«, und ihre eigene Großmut verschwendete das ganze Vermögen, das sie als Witwe geerbt hatte.

Sie war groß, schlank und hielt sich kerzengerade. In ihrer Jugend war sie eine im Calamos-Distrikt und im ganzen Südwesten berühmte Schönheit gewesen, und jetzt, im Alter, galt sie trotz ihrem versorgten, unordentlichen und zerfahrenen Wesen noch immer als gut aussehende Frau. Nur lag die Schönheit heute mehr in Stimme, Augen und Haltung als im Körper. Obwohl das Gesicht runzlig, die Wangen schlaff und das Haar strähnig war, faszinierte sie jeden Fremden sofort, so daß er denken mußte: Das muß einmal eine ungemein schöne Frau gewesen sein. Vor J. E. McLeods Krankheit wäre ihr nie in den Sinn gekommen, daß sie etwas anderes schreiben könnte als hie und da mal einen Brief. Aber als ihr Mann dann den ganzen Tag im Bett liegen mußte, blieb ihr nichts anderes übrig, als selbst in die Redaktion zu gehen und nach dem Rechten zu sehen. Und weil J. E. zu den Leuten gehörte, die immer alles selbst machen wollen, war sie gezwungen gewesen, über Nacht eine Menge zu lernen. Sie mußte sogar Leitartikel schreiben – manche fanden sie besser als J. E.s eigene. Da kam ihr nach seinem Tode der Gedanke, einen Roman zu schreiben über ihn und seine Familie, über die Leute von Calamos und Platteville und das Pionierleben

auf den großen staubigen und stürmischen Ebenen, wo sie ihr ganzes Leben verbracht hatte.
Als sie erst einmal begonnen hatte, merkte sie, daß sie nicht viel Zeit zum Schreiben fand. Es blieb ihr nur der frühe Morgen und die späte Nacht dafür. Jedes fertige Kapitel legte sie in eine blaue Mappe, die sie in einem alten Kalbslederkoffer auf dem Dachboden verstaute. Sie hatte keine Ahnung, was sie mit dem Roman anfangen wollte, wenn er einmal fertig war, aber das kümmerte sie nicht. Niemand außer Aida wußte etwas davon. Wenn die Nichte, Jane Baldwin, von dem abscheulichen Gerassel des Weckers aufgeschreckt wurde, hatte die Tante bereits zwei Stunden fleißig gearbeitet – in dem kleinen Raum im zweiten Stockwerk, der einst J. E.s Arbeitszimmer gewesen war und wo seine Pfeife, sein Tabaksbeutel und seine Füllfeder noch genauso dalagen wie bei seinem Tode. Mrs. McLeod gestattete nicht einmal Aida, hier aufzuräumen.

An jenem Morgen, an dem für Mrs. McLeod die Umwälzung ihres Lebens begann, verließ sie um acht Uhr J. E.s Arbeitszimmer, verschloß die Tür hinter sich und ging zum Frühstück hinunter, das immer eine Glanzleistung von Aidas Kochkunst war.
Es gab Waffeln und in Butter gebratenen Schinken (bezahlt durch zwei Inserate in den Spalten des »Schild und Banner«) – und zwar so gebraten, daß er an den Rändern knusperig und in der Mitte rosa war. Außerdem standen noch Erdbeermarmelade und Milchbrot mit Honig bereit sowie Johannisbeergelee und Spiegeleier und köstlicher Kaffee, dessen Aroma herrlicher duftete als alle Wohlgerüche Arabiens. Aida war mit den Jahren so dick geworden wie Mrs. McLeod mager. Als sie mit einem Teller Waffeln in das Zimmer kam, füllte sie den ganzen Türrahmen aus. Für sie war die welke, verwitterte alte Mrs. McLeod immer noch die schöne junge Frau.

Wenn man Aida ansah, hätte man nie gedacht, daß sie eine Grüblerin war. Es lag auch nicht in ihrer Natur. Sie hatte sich das Grübeln in den langen Jahren angewöhnt, die sie allein in der unheimlichen Einsamkeit der Riesenräume von McLeods Narrenturm verbrachte. Aida hätte viel lieber in einem freundlichen, hellen Häuschen mit bunten Vorhängen und einer praktischen Heizung gewohnt. Statt dessen lebte sie in einem großen Mausoleum, das mit seinen hohen Fenstern und Plüschvorhängen, seinen gepolsterten Möbeln und Axminsterteppichen wie ein Überbleibsel aus den achtziger Jahren wirkte. Und dennoch liebte sie die Größe von McLeods Narrenturm. Aber es war ein Haus, das viel Arbeit machte, und Aida litt an der ständigen Angst, das Haus könne ihr, Mrs. McLeod und Jane eines Tages auf den Kopf fallen. Außerdem sorgte sie sich wegen der fallenden Auflage des »Schild und Banner«, wegen Miss Janes Liebschaft mit dem nichtsnutzigen Sohn Doughertys, dem Parteiführer der Demokraten, und schließlich sorgte sie sich auch wegen der Landstreicher im Keller und der Aussicht, eines Tages mit Mrs. McLeod eine Zelle im Platteviller Gefängnis teilen zu müssen. Meistens jedoch behielt sie ihren Kummer für sich, weil sie wußte, daß Mrs. McLeod an ihren eigenen Sorgen schwer genug zu tragen hatte.

Daher gab sich Aida auch heute durchaus heiter, und sie sagte grinsend, wie jeden Morgen seit dreißig Jahren: »Na, Mrs. McLeod, ich hoffe, Sie haben gut geschlafen.«

»Sehr gut, Aida, sehr gut.«

Aber das stimmte keinesfalls. Sie hatte stundenlang wach gelegen bei dem Gedanken, wie sie das Papier für die Zeitung bezahlen sollte und ob sie trotz dem Bankrott des Fillmanschen Bazars noch die Inseratenrechnung würde einkassieren können. Doch seit dreißig Jahren hatte sie immer geantwortet: »Sehr gut, Aida, sehr gut«, und jetzt war es zu spät, an dieser Gewohnheit etwas zu ändern. Aida servierte das Frühstück und fragte neugierig: »Das Buch ist wohl schon recht dick geworden?«

»Ja, es wächst, es wird bald fertig sein.«
»Wo stehen Sie jetzt?«
»Ungefähr da, wo Mr. McLeods Großvater mit sechsundachtzig Jahren in einem Schneesturm umkommt.«
»Das muß knapp vorm Schluß sein.«
»Ja, es ist ziemlich nahe davor.«
Aida tat, als suchte sie in dem riesigen Labyrinth der gotischen Kredenz etwas. Als sie wieder auftauchte, sagte sie: »Vielleicht wird das Buch uns wieder reich machen, Mrs. McLeod.«
»Mach dir keine zu großen Hoffnungen, Aida. Vielleicht wird es nichts als ein neuer Narrenturm – groß und leer.«
»Wie soll es denn heißen?«
»Daran habe ich noch gar nicht gedacht«, sagte sie leichthin.
»Ich finde, McLeods Narrenturm wäre ein guter Titel.«
Jahrelang hatte sich Mrs. McLeod wegen des Titels für das Buch den Kopf zermartert, und nun hatte Aida den Nagel auf den Kopf getroffen. »McLeods Narrenturm«, das war es! Ein gehaltvoller Titel mit einem Widerhall von Größe, der eine ganze Epoche umfaßte: das wilde, phantastische Leben des einstigen Platteville. Es war einmal eine schöne Stadt gewesen, dieses Platteville. Nicht so groß und reich wie heute, aber sauber und unverdorben, ein Ort, wo alle Bürger frei waren und die meisten ehrlich. Damals ahnte noch keiner, daß es eine protzige Parvenüstadt werden würde, die heute der alte Dougherty beherrschte. Wie eine Spinne saß er im Netz, schöpfte einen beachtlichen Teil vom Gewinn aller Bars und Bordelle ab und unterschlug auf diese Art gerade das Geld, das für Straßenreparaturen und Abzugskanäle so nötig gewesen wäre. Es war der Herzenswunsch der siebenundsechzigjährigen Mrs. McLeod, die Stadt zu verwandeln, einen Kreuzzug zu führen, um sie zu säubern und den alten Dougherty aus seiner Machtstellung zu vertreiben. Sie wollte, wie einst ihr Großvater, ein Überwachungskomitee gründen. Damals, als die Einwanderung begann, war Platteville voll von

rauhen, zügellosen Leuten gewesen, von Spielern, Zuhältern, Verbrechern und Gaunern aller Art. Und heute stand es fast wieder so schlimm wie damals; vielleicht noch schlimmer, weil die Laster sich nicht roh und ausgelassen ans Tageslicht drängten, sondern heuchlerisch und gemein im Dunkel schwelten. Mrs. McLeod seufzte so tief, daß Aida fragte: »Ist etwas? Sie haben doch keinen Kummer?«

»Nein, nein, es ist nichts.« Es bedrückte sie, daß sie keinen Sohn hatte, keinen großen Sohn mit zwei harten Fäusten wie alle McLeods, einen Sohn, der die Zeitung »Schild und Banner« übernommen, der gegen einen Mann wie den alten Dougherty einen Feldzug geführt und ihn besiegt hätte. Aber sie war allein. In der Redaktion halfen ihr nur noch Jane Baldwin, die für die Gesellschaftsspalte verantwortlich war, und Willie Ferguson: ein älterer, zerfahrener, heruntergekommener Reporter, dessen einziges Ziel es war, sich am Samstagabend nach Redaktionsschluß zu betrinken. Aida, die Mrs. McLeod verstohlen beobachtete, unterbrach ihre Gedankengänge: »Miss Jane ist offenbar wieder eingeschlafen. Sie müßte doch schon längst unten sein. Ich habe noch nie jemand gesehen, der so schnell wieder einschläft.«

»Sie ist jung, Aida. Junge Leute brauchen viel mehr Schlaf als so alte wie wir. Geh lieber hinauf und sieh nach, ob sie wirklich schläft.« Aida ging zur Tür, wandte sich dort aber noch einmal um. »Läßt sie sich eigentlich von diesem Dougherty-Burschen den Hof machen?«

»Das glaube ich nicht, wo hast du das gehört?«

»Du lieber Himmel, Mrs. McLeod, die ganze Stadt spricht davon. Sie ist nur deswegen immer so müde, weil sie sich nächtelang mit diesem Taugenichts herumtreibt.«

»So etwas darfst du nicht sagen, Aida.«

»Aber die sind doch nichts anderes als kleine irische Einwanderer. Es wäre einfach nicht recht, wenn ein nettes Mädchen wie Miss Jane in eine solche Familie heiratete. Was würde ihr armer Großvater sagen, wenn er am Leben wäre?

Wahrscheinlich hätte er sie ordentlich übers Knie gelegt.«
Mrs. McLeod seufzte wieder und sagte: »Weißt du, Aida, die Zeiten sind nicht mehr wie einst. Es geht uns nichts an, was Miss Jane tut. Die Doughertys sind heute reich, und Jimmy Dougherty ist nicht so schlecht wie der Alte; außerdem ist er ein hübscher Kerl.«
»Ich pfeife auf seine hübsche Visage. Die Doughertys taugen nun einmal nichts.« Sie schnaubte: »Geld! Wir schlagen uns doch auch ohne Geld durch, nicht wahr? Wir haben seit Jahren keinen Cent mehr.«
Mrs. McLeod wollte Aida erklären, sie hätten durch den Inseratenteil des »Schild und Banner« doch immerhin ein Einkommen. Erst wenn das Blatt sein Erscheinen eines Tages einstellen müßte, würde die arme Aida sehen, was es hieß, sich ohne Geld durchzuschlagen.
Aida öffnete die Tür, und im gleichen Augenblick kam Jane Baldwin. Der riesige Türrahmen ließ sie noch kleiner erscheinen, als sie schon war. Sie hatte goldblondes Haar, blaue Augen, einen trotzigen Mund und eine Stupsnase, die sich beim Lachen in kleine Falten legte. Sie war dreiundzwanzig, aber sie sah aus wie achtzehn, weshalb Aida sie immer wie ein unzurechnungsfähiges Kind behandelte.
Sie hatte ein schlechtes Gewissen und schämte sich, weil sie sich noch mal auf die andere Seite gelegt hatte.
»Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist«, sagte sie, als sie sich niedersetzte, »vermutlich der Frühling. Ich verspreche, nicht mehr zu spät zu kommen.«
Aida war zu stolz, um mit Worten zu erwidern. Sie ließ nur ein bezeichnendes Knurren hören und watschelte zur Küche, um für die Missetäterin die Waffeln aufzurösten. Miss Jane konnte unglaubliche Mengen davon vertilgen.
Als Aida die Türe hinter sich geschlossen hatte, sagte Jane: »Ich sehe nicht ein, mit welchem Recht Aida tut, als wäre sie meine Mutter!«
Mrs. McLeod lachte. »Sie kann es eben nicht ausstehen, wenn

man unpünktlich ist. So sind alle guten Köchinnen. Aida ist eine Künstlerin in ihrem Fach.«

Sie wollte Jane fragen, ob sie gestern abend wieder mit Jimmy Dougherty ausgewesen sei. Sie hatte Jane lange nach Mitternacht heimkommen hören. Zuweilen erzählte Jane, wenn sie mit Jimmy ausging, aber doch recht selten. Das bewies nur ihr schlechtes Gewissen.

Jane sagte: »Ich werde wohl heute nachmittag zu dieser Starburger-Hochzeit gehen müssen. Es wird eines der glänzendsten gesellschaftlichen Ereignisse werden, die Platteville je gesehen hat.«

»Und vergiß nicht, daß heute der Tag für die Land-Nachrichten ist!«

»Ich wollte, ich könnte es vergessen.« Dann schwiegen sie beide.

Plötzlich hustete Mrs. McLeod, schob ihren Stuhl zurück und stand auf. »Ich geh'. Ich muß heute morgen noch eine Menge Leute aufsuchen.« Dann rief sie durch die Küchentüre: »Aida!«

»Ja, Mrs. McLeod.« Die plumpe Gestalt watschelte ins Zimmer.

»Ich bin zum Abendessen daheim.« Sie wandte sich zögernd ihrer Nichte zu: »Und du, Jane?«

Jane schluckte verlegen und sagte: »Ich gehe aus.«

Mrs. McLeod schwieg, aber Aida konnte sich nicht beherrschen: »Sie wer'n noch magenkrank werden, Miss Jane, mit ihrer Auswärtsesserei. Sie schauen in letzter Zeit aus wie weißer Käse. Wenn Sie mein Kind wären, würd' ich Ihnen mal Rizinus verabreichen.«

»Laß sie in Ruhe«, sagte Mrs. McLeod. Aida ging knurrend in die Küche zurück.

Immer noch brummend, buk sie einen Haufen Waffeln und Spiegeleier. Dann belud sie ein riesiges Tablett mit Waffeln, Eiern, Marmelade, Brot und Kaffee und stieg damit in den Keller hinunter.

Im Keller stellte sie das Tablett auf einen einfachen Holztisch und rief: »He! Frühstück!« Aus dem warmen Heizraum tauchten zwei Gestalten auf. Ein ergrauter, gebeugter Mann von ungefähr sechzig Jahren in einem zerschlissenen Anzug und ein neunzehnjähriger Bursche in einem schmutzigen, blauen Overall. Beim Anblick des Tabletts leuchteten seine Augen auf.
Aida sagte: »So, eßt, solange es heiß ist. Und wenn ihr mehr wollt, so klopft einfach an die Decke, mein Herd steht gerade über euch.«
Dann ging sie hinauf, und nach einem Weilchen klopfte es von unten, und sie griff wieder zum Waffeleisen.
In der großen Halle von McLeods Narrenturm nahm Mrs. McLeod von einem Kleiderständer, der einen geschnitzten Baum darstellte, ihren abgetragenen blauen Sergemantel und einen Rotfuchs, der schon längst einem Steppenhund glich. Auf ihren Chignon setzte sie einen Hut mit einer schon recht zerzausten Feder. Dann öffnete sie eine abgewetzte Lederhandtasche, sah nach, ob sie genug Bleistifte und ihren Block hatte, warf einen kurzen Blick in den Spiegel und ging hinaus. Sie begann ihre morgendliche Runde, um Neuigkeiten zu sammeln. Sie hatte es seit Jahren so eingerichtet, daß sie vormittags ganz bestimmte Läden und Geschäftsunternehmen aufsuchte, während Jane nachmittags ihren eigenen Quellen nachspürte. Willie Ferguson schließlich bearbeitete das Fabrikviertel – außer der Franklin Street, in der es nachts immer hoch her ging. Es hatte keinen Sinn, Willie nach der Franklin Street zu schicken. Einst hatte sie es getan. Aber Willie betrank sich dort meistens nur und verschwand dann für ein paar Tage, worauf Myrtle, Willies Frau, die als Kassiererin beim »Schild und Banner« angestellt war, jedesmal das ganze Büro auf den Kopf stellte und hysterisch wurde. Seitdem durfte Willie nicht mehr in die Franklin Street, außer von Samstag sechs Uhr abends bis Montag neun Uhr morgens. Was er während dieser Zeit tat, war seine eigene Sache.

Aus alter Erfahrung wußte sie, wo man stets das neueste erfuhr. Bei den Beerdigungsunternehmen hörte sie die letzten Todes- und Unglücksfälle. Hostetter war ein moderner Leichenbestatter, der eine Begräbniskapelle besaß und sich elegant kleidete. Doch durch seine erhabene Rolle als Charons Gehilfe hatte er anscheinend jeden Kontakt mit seinen Mitmenschen verloren. Daher war der Besuch dort kurz.

»Guten Tag, Mr. Hostetter.«

»Guten Tag, Mrs. McLeod.«

Mr. Hostetter stand auf und kam auf sie zu. Der Händedruck beängstigte sie ein wenig, denn ihr schien immer, Mr. Hostetters kalte grüne Augen betrachteten sie bereits als künftige Kundin. Wenn ich sterbe, kann er seine Rechnung nicht durch Gratisinserate einziehen; denn sterbe ich, so stirbt auch meine Zeitung, dachte sie boshaft.

»Gibt es etwas Neues, Mr. Hostetter?«

»Nein, Mrs. McLeod. Nichts seit der Jones-Beerdigung gestern. Konnten Sie kommen?«

»Nein, ich kann um diese Zeit nie fort.«

»Schade, es war eines der bestarrangierten Begräbnisse, die Platteville je gesehen hat.«

»Ich bin keine Freundin von Beerdigungen«, sagte Mrs. McLeod und schritt langsam zur Türe.

Weil sogar die Reklame einer sterbenden Zeitung wie »Schild und Banner« ihren Wert hat, stand er rasch auf, erreichte die Türe noch vor ihr und öffnete sie. »Sie dürfen über Beerdigungen nicht so denken. Es ist ja nur das Durchschreiten eines Tores.«

»Sie haben gewiß recht, Mr. Hostetter. Aber ich habe noch so viel Arbeit vor mir, daß ich nicht so weit vorausdenken kann.«

»Guten Tag, Mrs. McLeod.«

»Guten Tag, Mr. Hostetter.«

Kaum war sie auf der Straße, schöpfte sie tief Atem. Sie legte ihren Bleistift in die Handtasche, ließ sie zuschnappen und eilte zu Jim Newmans Bestattungsanstalt.

Jim gehörte zu ihrer Generation, daher fühlte sie sich bei ihm viel wohler als bei Mr. Hostetter. Sie kannte ihn von klein auf. Er kam aus dem Calamos-Distrikt, wo ihres Vaters Ranch lag. Jims Bestattungsanstalt war in einem behaglichen, alten Haus aus roten Ziegeln untergebracht.
Als sie die Türe öffnete, sah sie Jim mit einem halben Dutzend Freunden um den eisernen Ofen herumsitzen. Die Luft war von Tabaksqualm und dem schwachen Geruch der Einbalsamierungsmittel geschwängert. Und doch fiel einem das nicht mehr auf als der Geruch abgestandenen Biers in der Hennessy-Bar. Jims Freunde waren alle in seinem Alter, alle über sechzig und alle aus der Umgebung. Wie immer am Samstag, so waren sie auch heute mit ihren alten Fords und Chevrolets von den Ranches und Farmen in die Stadt gekommen. Nur einer von ihnen, Sam Henderson, ein alter knorriger Kerl, war immer noch ein hartnäckiger Autogegner. Er legte die zwanzig Meilen von seiner Farm in die Stadt in einem Leiterwagen zurück. Mrs. McLeod wurde bei ihrem Eintritt stürmisch begrüßt. Sam spuckte einen gelbbraunen Strahl Tabaksaft in die Kiste mit Sägemehl beim Ofen und rief: »Hallo, Vinnie, du wirst mit jedem Mal jünger!«
Jim bat Sam Henderson, ihr seinen Stuhl zu überlassen; denn hier blieb Mrs. McLeod nie stehen, wie in Hostetters Vorraum zum Himmel. Hier setzte sie sich nieder und plauderte. Hier hörte sie den neuesten Klatsch und die wichtigsten Nachrichten von bevorstehenden Geburten und Heiraten. Hier zog sie Block und Bleistift heraus und schrieb in ihrer krakeligen, fast unleserlichen Handschrift Punkt für Punkt der Sage des großen Landes nieder, das sie so sehr liebte.
Jim Newman war maßlos dick, und wenn er sich setzte, wölbte sich sein Bauch nach vorn und ruhte auf den Oberschenkeln. Wenn irgend möglich, vermied es Jim aufzustehen, und er tat es auch nicht, als Mrs. McLeod eintrat. Er grinste sie nur an und sagte: »Nun, Vinnie, was gibt's Neues?«
»Nichts«, antwortete Mrs. McLeod.

Sam Henderson reichte ihr eine mexikanische Zigarette, gab ihr Feuer und sagte: »Die Tochter von Henry Goldard heiratet Jim Wilsons Jungen.«
»Welche?«
»Die in St. Louis in der Friseurschule war.«
»Dann wird sie jetzt wohl zum Windelnwaschen übergehen müssen!«
Block und Bleistift tauchten aus der abgetragenen Handtasche auf.
»Wie geht's dem alten Blättchen?« fragte Sam.
»Soso lala«, sagte Mrs. McLeod, und schrieb eifrig weiter.
»Du brauchst einen energischen, vielversprechenden jungen Mann, der dir hilft«, riet Jim.
»Wo soll ich ihn hernehmen?«
»Versuche es mit Beten«, meinte Hal Pierce. »Die Methodisten halten drüben beim Kleinen Canyon eine Versammlung ab. Du könntest hingehen und den Pastor bitten, ein gutes Wort für dich einzulegen.«
Nach und nach berichteten sie weitere Einzelheiten aus dem Leben der Umgebung, und Mrs. McLeod notierte sie. Ihr »Schild und Banner« war ein gutes Blatt für den Distrikt, es brachte immer die Neuigkeiten vom Landkreis, und die Abonnenten in den Dörfern und auf den Ranches waren ihm treu geblieben. Nur in der Stadt wirkte die Zeitung altmodisch. Mrs. McLeod hatte einfach kein Verständnis für die Spöteinwanderer, für die Griechen, Italiener und Iren. Sie konnte die Menschen, die sich in den Städten zusammendrängten, weder verstehen noch leiden. Während sie ihre Notizen hinwarf, machten die fünf alten Burschen von der Prärie ihre Scherze, neckten sie, rauchten und spuckten in die Kiste mit Sägemehl. Alle hatten sie sich von klein auf gekannt. Und nun, da sie mit ihnen gealtert war, behandelten sie Mrs. McLeod immer noch so, als wären sie junge Schwerenöter und sie die Schönste im ganzen Umkreis.
Als Mrs. McLeod sah, daß aus dem Klatsch nichts mehr zu

verwenden war, sagte sie: »So, ich muß jetzt fort. Wenn etwas Interessantes geschieht, so schreibt mir.« Und dann ging sie unter einem Chor von »Adieu, Vinnie, viel Glück!« hinaus.

Ein Besuch bei Jim Newman war immer eine Freude, besonders an Samstagen, wenn die Freunde aus der Umgebung nach Platteville kamen, aber was heute noch ihrer wartete, erheiterte sie keineswegs. Sie mußte aufs Gericht gehen, zur Polizei und zum Amtsrichter. Danach zum alten Dougherty, und wenn ihr noch Zeit blieb, wollte sie Gaswerk-Mary aufsuchen. Dieser letzte Besuch war der einzige, auf den sie sich freute.

Während sie die Straße entlangging, sagte bald jeder dritte, der ihr begegnete: »Guten Morgen, Mrs. McLeod!« Einst hatte sie jeden Bewohner der Stadt gekannt, und noch jetzt kannte sie fast alle alten Leute.

Gerne hätte sie sich das traurige Schauspiel auf der Polizei erspart. Aber die Abonnenten des »Schild und Banner« liebten nun mal Gerichtsfälle.

Beim Schnellgericht und im Gefängnis hatte sie nicht gerade Erfreuliches gehört. Es war immer die alte Geschichte: Bill Flynn, der Richter, war eben kein Sprecher des Rechts, sondern ein Nutznießer menschlichen Leids. Am härtesten verfuhr er mit den armen Teufeln, die auf Arbeitsuche durch Platteville kamen. Nicht den Strolchen setzte er zu, die den Ort kannten und zu meiden verstanden, sondern den anständigen Kerlen, die versuchten, eine Existenz zu finden. Der Paragraph »Vagabundieren« war sehr dehnbar und bedeutete, daß jeder arbeitslose Fremde für zwei bis drei Monate arretiert werden konnte, um für den alten Dougherty zu arbeiten. Zwei oder drei Monate lang mußte der arme Kerl dann Gräben ausheben und mauern oder Müll und Abfälle sammeln. Aber seine Arbeit brachte den Steuerzahlern keine Erleichterung, weil der alte Dougherty die Stadt mit dem vollen Lohn belastete und das Geld selbst einsteckte. Es war, wie Mrs. McLeod immer sagte, ein abscheuliches System, weil es den

Arbeitslosen von Platteville rechtsmäßige Arbeitsmöglichkeiten nahm. Leider wußte sie nur nicht, wie dem Übel beizukommen war; denn man konnte ja keine Anklage erheben ohne Beweise und ohne das nötige Geld.

Sie grübelte immer noch darüber nach, als sie von der Hauptstraße in die Cherokee-Gasse abbog, um den Weg zum Dougherty-Block abzukürzen. Die Gasse war eng und dunkel und führte an zwei Kaschemmen vorbei.

Sobald die unglücklichen Arbeitsucher den Fluß verließen, kamen sie hierher wie Bienen auf den Klee. Die Dougherty-Bande wußte das und stellte ständig einen Polizisten in der Nähe auf, um die Leute der Landstreicherei zu beschuldigen und auf diese Weise neue Arbeitskräfte zu ergattern. Mrs. McLeod ging oft durch diese Gasse, weil sie hier dem einen oder anderen Unglücklichen begegnen und warnen konnte. Auch heute sah sie bald einen abgerissenen Mann, der auf sie zukam. Verzweiflung, Müdigkeit und Angst sprachen aus seinem Gesicht.

Als er an ihr vorbeiging, sagte sie so freundlich wie möglich: »Guten Morgen.«

Er stockte, blickte sie eine Sekunde lang erschrocken an und erwiderte: »Guten Morgen.«

»Arbeitslos?« fragte sie.

»Ja, Madam. Wissen Sie nicht zufällig eine Arbeit für mich?« Seine Stimme klang verzweifelt. »Irgendeine Arbeit, ganz gleich, was!«

»Leider nicht, aber Sie sollten nicht hier in Platteville Arbeit suchen.«

»Warum nicht?«

»Weil das schiefgehen könnte. Wenn die Polizei Sie sieht, wird man Sie als Landstreicher verhaften und zu ein paar Monaten Zwangsarbeit verurteilen.«

Der Mann starrte sie wortlos an.

»Hören Sie mal her! Sie gehen jetzt geradeaus und dann die erste Straße rechts hinauf, und wenn Sie auf dem Hügel sind,

halten Sie sich rechts. Dort sehen Sie dann schon ein großes Haus. Sie können es nicht verfehlen, es ist das einzige große Haus in der Straße. An der Hintertüre wird Ihnen eine Schwarze öffnen. Sagen Sie ihr, daß Mrs. McLeod Sie geschickt hat. Sie wird Ihnen etwas Anständiges zu essen geben, ein Bad machen, Ihren Anzug bügeln, und heute nacht können Sie die Stadt dann wieder verlassen . . .«

Der Mann sah sie verdutzt an.

»Wenn jemand, ich meine ein Polizist, Sie anhält, sagen Sie nur, daß Sie für Mrs. McLeod arbeiten müßten. Nun«, fügte sie energisch hinzu, »haben Sie mich verstanden?«

»Ja«, sagte der Mann, »ich glaub's schon.«

»Sollten Sie das Haus nicht finden, fragen Sie nur nach McLeods Narrenturm.«

»Is' gut, Madam.«

Die Begegnung hatte ihre Stimmung ein wenig gehoben. Sie hatte ein ganzes Rettungssystem ausgearbeitet, und Aida war entzückt, wenn sie Landstreicher verstecken konnte. Wenn ein Tag verging, ohne daß Mrs. McLeod einen dieser Unglücklichen nach McLeods Narrenturm schickte, war Aida enttäuscht und schlechter Laune.

Als sie auf den Gerichtsplatz kam, traf sie Sam Hildreth, den diensthabenden Wachtmeister, der die unseligen Arbeitsuchenden des Cherokee-Gäßchens einzutreiben hatte. Er sagte: »Guten Morgen, Mrs. McLeod«, aber beim Klang seiner Stimme fuhr sie zusammen und wurde glühend rot.

»Guten Morgen.«

»Warum so eilig, brennt es irgendwo?«

Sie hatte Mühe, ihre Stimme zu beherrschen. »Nein, aber Samstag ist immer ein anstrengender Tag.«

Sie eilte weiter bis zum Heldengedenkbrunnen inmitten des Platzes, und dort begegnete ihr ein anderer Mann, der seinen Hut lüftete und sie höflich bat: »Madam, können Sie mir nich' ein paar Cents für eine Tasse Kaffee geben?«

Sie öffnete hastig ihre Ledertasche, nahm 25 Cents heraus

und gab sie ihm. Er sagte: »Danke sehr«, und plötzlich fiel ihr auf, daß er sie an J. E. McLeod in seinen jungen Jahren erinnerte. Er hatte zwar keinen Schnurrbart und keine Locke auf der Stirne, aber seine breiten Schultern, sein Kinn und seine graublauen Augen ließen J. E.s Bild vor ihr aufsteigen, wie er auf den Stufen des »Schild und Banner«-Gebäudes gestanden hatte.

Sie blickte sich schnell um und sagte: »Folgen Sie meinem Rat und gehen Sie von hier fort, ehe die Polizei Sie wegen Landstreicherei verhaftet.«

»Danke, Madam, ich werde gern Ihren Rat annehmen.«

Dann trat sie zur Seite, so daß sich der Brunnen jetzt zwischen ihnen und Sam Hildreth befand, der vor der Hennessy-Bar stand. »Hören Sie«, sagte sie, und dann gab sie ihm die gleichen Anweisungen, die sie dem Mann im Cherokee-Gäßchen gegeben hatte.

Aber der junge Mann schien nicht zuzuhören. Er blickte immer von ihr zu Sam Hildreth und dann wieder zu ihr zurück.

»Machen Sie sich jetzt lieber aus dem Staub, ehe der Polizist Sie sieht, sonst sind Sie für zwei Monate eingesperrt.«

»Danke sehr, Madam«, sagte der junge Mann.

Als sie um die Ecke bog, um zum Dougherty-Block zu gehen, stand der Mann immer noch beim Brunnen und blickte auf Sam Hildreth.

Auf dem ganzen Weg zum alten Dougherty mußte sie an ihn denken. Es war etwas Rätselhaftes an ihm. Er sah nicht nur J. E. ähnlich, er hatte auch etwas Entschlossenes, ja Autoritäres an sich. Er hatte nicht diesen verzweifelten, hoffnungslosen Blick der meisten Arbeitslosen, und wenn sein Anzug auch voller Falten und schmutzig war, so schien es doch nicht der Anzug eines Arbeiters zu sein. Seiner Aussprache nach stammte der Mann aus dem Osten, und wenn er auch wie ein gewöhnlicher Landstreicher »Danke sehr, Madam« sagte, so klang es doch nicht ganz echt.

»Na schön«, sagte sie sich, »wenn er gefaßt werden will, so

ist das seine Sache. Er weiß wohl nicht, wie hart man hier im Westen Landstreicher anpackt.« Dabei hatte sie das Gefühl, zum Narren gehalten worden zu sein, und daß der junge Mann sich jetzt auf ihre Kosten lustig mache.

Das Büro ihres Widersachers lag im obersten Stockwerk des Dougherty-Gebäudes. Es war der einzige Wolkenkratzer von Platteville. An klaren Tagen konnte man ihn schon aus einer Entfernung von zehn Meilen sehen. Auf der Glastür stand: »W. M. Dougherty und Sohn, Bauunternehmer«. Das »und Sohn« bedeutete Jimmy Dougherty, der sich um Jane bemühte. Die Firma machte in der aufblühenden Stadt riesige Geschäfte, aber Mrs. McLeod wußte, daß das fette Einkommen der beiden Doughertys nur zum kleinen Teil aus dieser Tätigkeit stammte. Der größte Teil stammte aus Bestechungen, von Geldern, welche die armen Frauenzimmer aus den düsteren Häusern der Franklin Street zahlten, um seinen Schutz zu genießen, sowie von den verschiedensten Arten politischer Korruption. Der alte Dougherty hatte die Demokratische Partei in der Hand, und in Platteville war die Demokratische Partei allmächtig.
Als sie ein wenig müde die Treppen hinaufstieg, dachte sie wieder, wie schön es wäre, einen Kreuzzug zu starten, um Platteville vorm restlosen Verfall zu bewahren – das von Dougherty gemeisterte Räderwerk zu zerschlagen und ihm die Macht zu entreißen. Sie las immer von Zeitungen, die in anderen Teilen Amerikas Kreuzzüge veranstalteten. Sie dachte flüchtig an Medaillen und Preise, die man Zeitungsherausgebern für ihre Verdienste verlieh. Aber ihr gesunder Menschenverstand sagte ihr immer: Du kannst das mit einem veralteten Betrieb wie dem »Schild und Banner« nicht machen. Dazu braucht man Geld, Einfluß und Energie, und du hast nichts von alledem. Du bist alt und müde und steckst bis zum Hals in Schulden.

Manchmal, wenn sie sich besonders stark fühlte, träumte sie, ihr Roman würde alle Schwierigkeiten beheben. Sie sah »das Buch«, wie Aida es immer nannte, bereits vollendet und von einem Verleger angenommen. Sie sah, wie es das Land im Sturm eroberte; sie erinnerte sich dunkel, daß Autoren ein Vermögen gemacht hatten, wenn sie mit ihrem Buch den Film für sich gewannen. Und manchmal wiegte sie sich da in der Hoffnung, all das Geld eines Tages wirklich einmal zu bekommen. In Gedanken kaufte sie schon eine neue Linotype-Setzmaschine, reparierte die alte Druckerpresse, die so oft versagte, gab McLeods Narrenturm einen doppelten Anstrich und engagierte zwei Detektive, die ihr im Kreuzzug gegen den alten Dougherty halfen.
Aber wer interessierte sich heute noch für die Geschichte einer Pionierfamilie? Außerdem würde sie nie den Mut aufbringen, einem Verleger diesen Manuskriptberg zu senden, weil sich ja doch niemand die Mühe nähme, so etwas zu lesen.

Der alte Dougherty diktierte in seinem Büro noch ein paar Briefe, ehe er fischen ging. Er war ein großer, stämmiger Mann mit rotem Gesicht, einem Stiernacken, den Schultern eines Ringers und kleinen irischen Blauaugen. Sein Haar war von grauen Strähnen durchzogen, und ein grober, schwarzer Pelz bedeckte seine großen Handrücken. Er war ein häßlicher Mensch, aber es lag etwas Bewundernswertes in der tierischen Kraft seines gesunden Körpers. Seine blauen Augen konnten manchmal so schelmisch zwinkern, daß sie den ärgsten Feind entwaffneten. Er war der geborene Schauspieler, einer jener pathetischen Schaumschläger, die am Ende des vorigen Jahrhunderts in allen Opernhäusern und Sälen des Westens gastiert und herzzerreißende irische Melodramen gespielt hatten.
Als der Lehrling Mrs. McLeod anmeldete, überlegte er einen Augenblick und sagte dann seinem Sekretär: »Ich glaube, es

ist am besten, ich empfange sie. Bitten Sie sie hereinzukommen. Sie können dann nach Hause gehen.«
Er kannte Mrs. McLeod gut. Sie suchte ihn gelegentlich auf, um sich über Straßenverbesserungen oder über die Pläne des Dougherty-Flügels der Demokratischen Partei zu informieren. Eigenartigerweise fühlte er sich aber in ihrer Gegenwart immer ein wenig unbehaglich, was er sich beim besten Willen nicht erklären konnte.
Er war ein Zyniker und sagte sich, daß die Bestechungsgelder nur in andere Taschen fließen würden, wenn nicht er sie nähme. Also war es nicht sein Gewissen, was sich beim Anblick Mrs. McLeods regte. Vielleicht lag es daran, daß sie eine Frau war, die – wenn auch alt und verblüht – einst hübsch, ja sogar schön gewesen sein mußte. Wäre der Herausgeber des »Schild und Banner« ein Mann gewesen, so hätte ihm der alte Dougherty eine Zigarre angeboten, ihm auf die Schulter geklopft und ihn mit ein paar Phrasen abgefertigt. Aber eine Frau wie Mrs. McLeod?
Die Tür öffnete sich, Mrs. McLeod blieb schüchtern auf der Schwelle stehen.
»Guten Morgen, Mrs. McLeod, kommen Sie herein und setzen Sie sich. Was kann ich für Sie tun?«
Sie kam zu ihm herüber und setzte sich, und plötzlich wußte sie nicht mehr, warum sie eigentlich gekommen war. Auf dem Weg von Jim Newman hierher hatte sie ihren Mut zusammengenommen und beschlossen, Dougherty geradewegs zu fragen, warum der Bau der neuen Hydrieranlage so lange brauche und so viel Geld koste. Sie wollte ihn außerdem fragen, warum die Beleuchtung in der Hillyard Street nie in Angriff genommen werde, und sie wollte vor allem gegen die Brutalität der Polizei und des Magistrats den Landstreichern gegenüber protestieren, deren Zahl trotzdem stetig anwuchs. Aber jetzt waren die Vorsätze wie weggeblasen. Der Anblick des derben Männergesichtes ließ sie spüren, daß sie eine schwache, hilflose Frau war. Sie kannte dieses Gefühl nur

allzu gut. Mehr als einmal hatte es ihr geschadet. Ohne dieses Gefühl wäre sie eine bessere Journalistin gewesen.

»Ich bin nur vorbeigekommen, weil ich dachte, daß Sie vielleicht irgendwelche Neuigkeiten für mich hätten.« Da erst bemerkte sie, daß sie diesem korrupten, brutalen Mann schmeichelte. Sie hörte sich voller Scham sagen: »Ich finde, daß die Presse mit den bedeutenden Männern der Stadt besser in Kontakt bleiben sollte.«

Der alte Dougherty grinste. »Danke für das Kompliment, Mrs. McLeod.« Er nahm die Zigarre aus dem Mund, wandte sich in seinem Drehstuhl um und rief: »Jimmy, komm auf einen Augenblick herein.« Dann sagte er zu ihr: »Jimmy weiß besser als ich, was vorgeht, ich bin nicht mehr auf dem laufenden.«

Eine Stimme aus dem Nebenzimmer rief zurück: »Moment, ich telefoniere gerade.«

Dann beugte sich der alte Dougherty ein wenig vor und sagte blinzelnd: »Ihre Cousine, die für sie beim ›Schild und Banner‹ arbeitet, ist aber bildhübsch.«

»Sie ist meine Nichte«, erklärte Mrs. McLeod, »Hally Baldwins Tochter. Hally ist eine McLeod, J. E.s Schwester.« Zu spät fiel ihr ein, daß all diese Familiengeschichten einem Neuankömmling wie dem alten Dougherty nichts bedeuten konnten, und sie fühlte sich wieder alt und kindisch.

»Sie ist wirklich ein prächtiges Mädchen«, fuhr er fort, »Jimmy schwärmt für sie. Er hat sie letzten Samstag zum Elks-Ball begleitet. Wir haben ein paar Glas Bier zusammen getrunken.«

Mrs. McLeod spürte einen Stich in der Magengrube. Jane hatte ihr nichts von den Elks gesagt. Die Sache mußte sich schon weiter entwickelt haben, als sie geglaubt hatte.

»Zu schade, daß Sie keinen tüchtigen jungen Mann in Ihrer Redaktion haben, der das ›Schild‹ ein wenig modernisiert. Haben Sie mal daran gedacht, das Blatt zu verkaufen?«

Sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Jetzt

begönnerte er sie und behandelte sie als lächerliche Figur. »Nein«, sagte sie, »ich habe nicht die Absicht, es zu verkaufen. Als J. E. starb, versprach ich ihm, es weiterzuführen.«

Er zerdrückte den Stummel seiner Zigarre und zündete sich eine frische an. »Nun, sollten Sie dennoch einmal an einen Verkauf denken, ich würde mich freuen, wenn Sie es mich wissen ließen. Ich hätte gern selbst eine Zeitung. Ich habe zwar viel Geld in der ›News‹ stecken, aber ich möchte eine eigene Zeitung haben. Ich beschäftige mich schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken. Jedenfalls hat Platteville im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl zu viele Zeitungen.«

Ihr wurde plötzlich schwindlig, weil sie zum erstenmal begriff, daß sie eines Tages gezwungen sein könnte, ihre Zeitung zu verkaufen, und daß das »Schild und Banner« dann dem alten Ungeheuer billig in den Schoß fallen müßte. J. E.s Zeitung, die er so geliebt hatte, die Zeitung, die immer den McLeods gehört hatte, würde in Doughertys Hände geraten.

Da öffnete sich die Türe, und der junge Jimmy Dougherty kam herein. Er war eine verbesserte Ausgabe des alten Dougherty: groß und sehnig, mit welligem schwarzem Haar, irischen blauen Augen und gut angezogen. Bei seinem Anblick dachte sie: Na, da kann ich Jane verstehen. Sein Mund war ein wenig zu sinnlich und sein Kinn so scharf geschnitten, daß es den Eindruck von Eigensinn, ja Grausamkeit erweckte. Aber zweifellos sah er gut aus.

»Guten Morgen, Mrs. McLeod. Man sieht Sie nicht oft bei uns.«

»Ich wollte dich fragen, ob du keine Neuigkeiten für Mrs. McLeod hast«, sagte der alte Dougherty.

Jimmy Dougherty lächelte. »Es ereignet sich nicht viel, das Sie oder Jane nicht schon längst wüßten, und außerdem erzähle ich Jane alles, was ich so höre.«

»Ja, ich weiß«, log Mrs. McLeod. Sie mußte es zu ihrer Selbstverteidigung sagen, besonders da beide Männer Jane schon als Familienmitglied zu betrachten schienen. Sie durfte

sie nicht in dem Glauben lassen, daß Jane ihr etwas verschwiegen habe.
»Was meinen Sie zu dem alljährlichen Picknick des Demokratischen Klubs?« fragte Jimmy. »Wir haben große Pläne. Sie könnten eine halbe Spalte daraus machen.« Er wandte sich um und sagte: »Warten Sie einen Augenblick, ich bringe Ihnen das Programm.« Er war in wenigen Sekunden zurück. »Diesmal wird es in Millersville stattfinden. Es gibt einen dicken Preis für den, der den größten Fisch angelt, und einen goldenen Becher für das hübscheste Baby, dazu eine Bade-Schönheitskonkurrenz sowie eine Gratis-Omnibusfahrt – und noch manches andere. Das größte Picknick, das wir je hatten.«
Sie nahm das Programm, faltete es zusammen und steckte es in ihre Handtasche. Dann erhob sie sich. »Ich will Sie nicht länger aufhalten«, sagte sie kleinlaut.
»Kommen Sie gelegentlich wieder vorbei«, sagte der alte Dougherty, indem er aufstand und sie zur Tür begleitete. »Ich freue mich immer, Sie zu sehen.«
Als sich die Tür geschlossen hatte, grinsten Vater und Sohn sich an.
»Besser, man ist freundlich mit der kindischen Alten«, sagte Dougherty. »Es kostet nicht viel Mühe, und mir ist's wohler, wenn sie auf unserer Seite ist.«
»Sie wird ohnedies bald zur Familie gehören«, sagte Jimmy.
»Hat das Mädchen schon ja gesagt?«
»Noch nicht, aber es ist bald soweit.«
»Nimm dir nicht zuviel heraus – wie damals bei diesem Ritchie-Mädchen.«
»Keine Angst. Da kennst du sie schlecht«, sagte Jimmy lachend.

Mrs. McLeod verließ den Dougherty-Block mit einem Gefühl der Niedergeschlagenheit. Sie hatte es nie verstanden, mit Leuten umzugehen, die korrupt und rücksichtslos waren.

Immer wieder hatte sie sich gesagt, daß man mit den Wölfen heulen müsse, aber wann immer sie machiavellistische Methoden anwandte, ging es schief, und sie machte sich lächerlich. Einst war ihr das einerlei gewesen, aber jetzt setzte ihr jeder Mißerfolg zu und nahm ihr den Mut. Was nutzte es, Beweise für die Missetaten der beiden Doughertys zu sammeln, wenn die Doughertys nur zehn Minuten mit ihr zu sprechen brauchten, um sie zu verwirren und unterzukriegen.

Sie hätte ihr Vorhaben jetzt bestimmt aufgegeben, wenn ihr nicht wieder Gaswerk-Mary eingefallen wäre; diese Frau, die immer mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stand. Gaswerk-Mary hatte vielleicht Nachrichten, und zwar solche, die sie hinter den Kulissen aufstöberte und die man sonst nirgends in Platteville bekam.

Sie ging den Hügel hinunter zum Fluß und in die Franklin Street. Dieses Viertel wurde jeden dritten Frühling überschwemmt, wenn der Fluß durch die letzten Winterregen anschwoll und die Dämme durchbrach. Eine solche Überschwemmung war soeben überstanden und hatte eine dichte, jetzt trockene Schlammschicht zurückgelassen, die die Luft mit dem schweren Geruch von Fruchtbarkeit erfüllte.

Man hatte Bretter gelegt, damit die zweifelhaften Damen der Franklin Street mit ihren Stöckelschuhen nicht im Morast steckenblieben, und auf diesen Brettern ging Mrs. McLeod an den düsteren, verfallenen Häusern entlang.

Die Fensterläden waren jetzt alle geschlossen. Hier belebten sich die Häuser immer erst nach Sonnenuntergang. Lärm und Ausgelassenheit und der Klang elektrischer Klaviere drang dann durch die geschlossenen Fenster.

Das letzte Haus war weiß und gelb gestrichen und mit einem flachen, einstöckigen Gebäude verbunden, über dessen Front in riesigen, leuchtenden Lettern stand: El Dorado, Bar und Tanzpalast. Dieses Haus machte keinen Versuch, sich hinter geschlossenen Fensterläden zu verbergen, denn Gaswerk-Mary war die einzige Hausbesitzerin in diesem Viertel, die

im Rahmen des Gesetzes arbeitete. In Mrs. McLeod erweckte der Anblick des niedrigen, flachen Gebäudes immer eine Reihe von Erinnerungen. Es versetzte sie zurück in die Zeit ihrer Kindheit, als Platteville noch eine Grenzstadt gewesen war, an deren Hauptstraße ein Tanzsaal namens »El Dorado« stand, gerade dort, wo jetzt der Dougherty-Block lag. Davor befanden sich damals die Stangen, an denen die Ponys der Viehzüchter angebunden wurden. Gaswerk-Mary war eine Tochter vom Besitzer des ursprünglichen »El Dorado«. Sie hatte die Tradition in einer neuen Zeit und in einem anderen Stadtteil fortgesetzt.

Mrs. McLeod überquerte den Hof auf einem Brettersteg und klingelte, nicht ohne eine gewisse Erregung im Herzen. Es war etwas Freies, Wildes und Ungebändigtes in dem ganzen Viertel und in Gaswerk-Marys Etablissement, das nie verfehlte, ihren Sinn für Romantik anzusprechen. Wenn sie als kleines Mädchen in einem Leiterwagen vor der Farmer-Bank auf ihren Vater gewartet hatte, so hatte sie stets der ausgelassenen Musik gelauscht, die aus dem »El Dorado« auf die Hauptstraße herausdrang. Und später hatte sie sich immer wieder gewünscht, wenigstens ein einziges Mal sehen zu dürfen, wie sich das Leben hinter den Drehtüren eines solchen Hauses abspielte.

Aber es kam nie dazu. Als junges Mädchen hätte sie einen solchen Ort nie betreten dürfen, und später, als Gattin von J. E. McLeod, des ersten Bürgers der Stadt und Verlegers des »Schild und Banner«, kam es noch weniger in Frage. Obwohl sie Journalistin und Herausgeberin war, konnte sie die Formen der altmodischen Dame aus den Südstaaten nie ganz ablegen. Daher schlug ihr Herz vor Erregung, als sie die Tür öffnete und Gaswerk-Marys schwarzes Zimmermädchen Minnie sah, das trotz der späten Vormittagsstunde immer noch einen verschossenen grauen Schlafrock und Filzpantoffeln trug und damit einen kleinen Vorgeschmack vom Leben im Inneren dieser Häuser gab.

»Guten Morgen, Minnie, ist Mrs. McGovern schon auf?«
»Sie steht soeben auf, kommen Sie nur rein.«
»Ich will nicht stören.«
»Sie stören nicht, sie freut sich immer, Sie zu sehen. Wie geht's Aida?«
»Sehr gut.«
»Ich lass' sie schön grüßen«, sagt Minnie, »wenn sie auch nicht mehr mit mir spricht, seit ich in der Franklin Street arbeite.«
»Aida ist ein wenig komisch«, sagte Mrs. McLeod nachsichtig.
Minnie führte Mrs. McLeod in Gaswerk-Marys Wohnzimmer und sagte: »Warten Sie bitte hier.« In der Tür wandte sie sich um und fügte hinzu: »Möchten Sie nicht 'nen Kaffee oder 'n Bier?«
»'nen Kaffee gern, Minnie.«
»Mrs. McGovern wird sofort 'runterkommen.«
»Danke sehr, Minnie.«
Mrs. McLeod war schon oft in diesem Wohnzimmer gewesen. Seit sie den alten, trunksüchtigen Willie Ferguson nicht mehr in dieses Viertel schicken konnte und selbst hingehen mußte, war sie immer als geehrter Gast im Wohnzimmer empfangen worden. Es war ein großer Raum mit einer reichverzierten Kamineinfassung voll kleiner Fächer, von denen jedes einen handgemalten Porzellangegenstand enthielt. Große Wedel von verstaubtem Pampusgras standen vor dem Spiegel, und gegenüber hing ein Porträt von Knobby McGovern, jenem drittklassigen Ringer, der zwanzig Jahre lang Marys Gatte und Hinauswerfer gewesen war. Das Porträt stellte einen Mann mit riesigem Schnurrbart, abstehenden Ohren, einer flachen Nase und wehmütigen blauen Augen dar. Mrs. McLeod hatte ihn nie gesehen, aber sein Äußeres gefiel ihr. Der ganze Raum war jetzt in ein mattes Licht gehüllt, das durch die Risse in den geschlossenen Fensterläden hereindrang.
Nach wenigen Minuten erschien Minnie mit Kaffee und heißem, gebuttertem Toast, und während Mrs. McLeod aß und trank, belebten sich ihre Geister, und ihre Phantasie begann

sich zu regen. Was, so fragte sie sich, war in diesem merkwürdigen Zimmer mit den geschlossenen Läden schon alles geschehen? Wen, außer ihr, hatte Gaswerk-Mary hier empfangen? Aber vor allem fragte sie sich, ob Gaswerk-Mary wirklich schlecht sei. Ihr Haus ähnelte so gar nicht den anderen in der Straße, und doch . . .
Die Gegend war nun einmal anrüchig, und sie konnte nicht glauben, daß Gaswerk-Mary ihre Hände nicht auch in anderen Unternehmen stecken hatte. Mrs. McLeod war fest davon überzeugt, daß irgendein Einvernehmen zwischen Gaswerk-Mary und dem alten Dougherty bestand. Langsam stieg der Zorn wieder in ihr hoch – und mit ihm der alte Wunsch, Dougherty zu stürzen und bloßzustellen. Wer weiß – vielleicht konnte Gaswerk-Mary ihr Beweise liefern.
Sie hatte gerade ihren Kaffee ausgetrunken, als die schwere Nußbaumtür sich öffnete und Gaswerk-Mary hereinkam. Sie war eine große Frau, so groß und korpulent, daß in der Unterwelt von Memphis, Natchez und New Orleans die Sage ging, die Gaswerk-Mary sei in ihrer Glanzzeit ihre eigene Hinauswerferin gewesen. Man erzählte sich auch, daß das zerschlagene Gesicht des verstorbenen McGovern nicht nur von seiner unglücklichen Boxerkarriere herrühre, sondern auch von Marys Kampfeslust. Sie trug ein Negligé aus rotem Samt und mit Straußenfedern verzierte Pantöffelchen. Ihr tizianrotes Haar war zu einem komplizierten Kunstwerk aus Locken und Rollen ausgebaut, das am Scheitel von einem mit Brillanten besetzten Kamm zusammengehalten wurde. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Überwältigendes.
Jetzt lächelte sie, zeigte ihre tadellose Doppelreihe falscher Zähne und sagte: »Guten Morgen, Mrs. McLeod.«
Mrs. McLeod stellte ihre Tasse ab und erhob sich ein wenig schüchtern. »Guten Morgen, Mary.«
Vor langer Zeit, als Mrs. McLeod noch ein kleines Mädchen war und vor der »El Dorado«-Tanzbar wartete, bis ihr Vater seine Geschäfte erledigt hatte und dann mit ihr zur Ranch

zurückfuhr, hatten sie und Mary oft zusammen gespielt. Sie hatte Mary immer bei ihrem Vornamen gerufen, aber seit Mary wieder heimgekehrt war, redete sie ihre Spielgefährtin aus der Kindheit nur noch mit Mrs. McLeod an. Das kränkte Mrs. McLeod ein wenig, aber sie erwähnte es nie, aus Angst, Mary in Verlegenheit zu bringen.

»Warum hat diese blöde Gans, die Minnie, denn nicht die Läden aufgemacht? Man sieht nicht einmal genug, um Kaffee zu trinken.« Sie schob die Fenster empor und stieß die Läden mit solcher Gewalt auf, daß man das Geklapper in der ganzen Franklin Street hörte.

»Wie geht es Ihnen?« fragte Mary.

»Danke, sehr gut.«

»Und dem ›Schild und Banner‹?«

»Ziemlich gut.«

Gaswerk-Mary bemerkte in der Stimme ihrer Freundin einen Unterton von Müdigkeit und Verzweiflung und sagte: »Sie brauchen für Ihre Zeitung neues Blut, Mrs. McLeod. Wir sind alle nicht mehr so jung wie einst.«

»Woher soll ich es denn nehmen?«

»Das ist schwer zu beantworten. Zu schade, daß Sie keine Kinder haben, die es weiterführen könnten. Aber ich habe ja auch keine Kinder, jedenfalls keine, die noch leben. Da muß man eben die Dinge selbst in der Hand behalten.«

»Meine Nichte Jane arbeitet jetzt am ›Schild und Banner‹.«

»Ja, ich bin ihr auf der Straße begegnet. Sie kommt mir ein bißchen hochnäsig vor.«

»Aber das will sie wirklich nicht sein.«

»Was Sie brauchen, ist ein zäher, energischer junger Mann, der sich in dem Geschäft auskennt.«

»Ja, das glaube ich auch.«

Es entstand ein peinliches Schweigen, und dann sagte Gaswerk-Mary: »Ich habe diese Woche leider keine Neuigkeiten für Sie. Hier in unserem Viertel war gar nichts los.«

Mrs. McLeod räusperte sich und wagte dann den Sprung ins

kalte Wasser. »Ich wollte heute keine Neuigkeiten, es handelt sich um etwas anderes.«
»Und worum handelt es sich?« fragte Mary. »Sie brauchen bei mir die Worte nicht auf die Waagschale zu legen.«
»Nun«, sagte Mrs. McLeod, »ich glaube, es ist höchste Zeit, daß in dieser Stadt einmal gründlich aufgeräumt wird.«
»Stimmt«, sagte Mary, »aber wie?«
Mrs. McLeods Hände zitterten. »Ich dachte, ich könnte im ›Schild und Banner‹ einen Kreuzzug beginnen. Wissen Sie, Bloßstellung mit Beweisen von Bestechungen und wie das Geld der Steuerzahler vergeudet wird.«
»Sie wollen den alten Dougherty und seine Clique angreifen?«
»Ja, anders geht es nicht.«
Gaswerk-Mary lachte. Es war ein bitteres Lachen, voll Erfahrung um eine korrupte Welt, von der sie sich nie hatte unterkriegen lassen, weil sie sich an die Tatsachen hielt und keine Risiken einging. Sie war nie schwärmerisch veranlagt gewesen – im Gegensatz zu Mrs. McLeod.
»Und wer soll Sie bei diesem Kreuzzug unterstützen? Ihre hochnäsige Nichte und der alte Trunkenbold Willie Ferguson?«
»Ich hoffe doch, daß mir auch noch andere helfen werden – anständige Bürger wie Sie und ich, die über die schamlosen Machenschaften empört sind.«
»So?« sagte Mary. »Na, ich wenigstens habe die Erfahrung gemacht, daß es keinen Sinn hat, sich auf ehrliche, anständige Bürger zu verlassen, außer man hat ihnen etwas zu bieten. Verschaffen Sie sich einen guten Anführer und eine gute Organisation, vielleicht finden Sie dann Anhänger. Ich habe den Mississippi hinauf und hinunter eine Menge Säuberungsaktionen gesehen, aber keine war erfolgreich. Gerade wenn man die treuen Staatsbürger am meisten braucht, drücken sie sich. Ich habe mich immer an das Gesetz gehalten, weil ich bald herausfand, daß es sich lohnt. So konnte man mir nie etwas anhaben. Mir wäre solch eine Säuberungsaktion nur

recht, ich habe noch ein Hühnchen mit dem alten Dougherty zu rupfen, und gesetzlich kann er mir nichts anhaben – nicht das geringste.«

Mrs. McLeod schöpfte tief Atem. »Heißt das, daß Sie gewillt wären mitzuhelfen?«

»Gewiß wäre ich mit dabei, wenn wir das richtige Team hätten. Sie können schließlich nicht die ›Daily News‹ bitten, sich hinter Sie zu stellen, weil der alte Dougherty sie in der Tasche hat, und es wäre auch sinnlos, sich an den Hoppins vom ›Cronicle‹ zu wenden, dem gehört ja das halbe Viertel hier. Es ist immer dieselbe Geschichte. Ich habe, wie gesagt, eine Menge Säuberungsaktionen mitgemacht. Meistens sind die Gauner gut organisiert, und der größte Teil der Stadt will nicht gesäubert werden, aus Angst, bei der Sache Geld zu verlieren.«

Mrs. McLeod schwieg, und Gaswerk-Mary erwärmte sich immer mehr für ihr Thema. »Ich will nicht sagen, daß nicht eine Menge anrüchiger Leute hier wohnen, aber sie sind nicht so schlecht wie die Gauner, die von ihnen leben. Gerade heute muß ich mir von dem Gesindel wieder meine Ruhe erkaufen.«

»Wieso?« fragte Mrs. McLeod. »Ihr Unternehmen ist doch ganz legal.«

»Das macht dem alten Dougherty einen Dreck aus. Entschuldigen Sie den Ausdruck, aber es regt mich zu sehr auf.«

»Das kann ich verstehen«, sagte Mrs. McLeod. »Wie ist denn so etwas nur möglich?«

Gaswerk-Mary rückte mit ihrem Stuhl näher an Mrs. McLeod heran. »Wenn ich es Ihnen sage, müssen Sie mir versprechen, in Ihrer Zeitung keinen Gebrauch davon zu machen. Eine Frau in meiner Stellung kann es sich nicht leisten, sich mit dem alten Dougherty schlecht zu stellen – jedenfalls nicht, solange wir keine Gruppe haben, die stark genug ist, ihn wirklich zu schlagen.«

»Natürlich betrachte ich alles, was Sie mir sagen, als streng vertraulich.«

»Sollten Sie es drucken, würde ich einfach ableugnen, Ihnen je etwas gesagt zu haben.« Sie zündete sich eine Zigarette an und erzählte dann: »Wissen Sie, ich habe Platteville immer geliebt, und als der arme McGovern starb, beschloß ich, New Orleans zu verlassen und hier eine Bar und einen Tanzsaal aufzumachen, genau wie mein Vater.« Sie warf wieder einen Blick auf Mrs. McLeod und fuhr fort: »Ich habe mein Etablissement immer im Rahmen des Gesetzes geführt. Und wenn das ›El Dorado‹ auch in keinem guten Stadtviertel liegt, so kann doch niemand behaupten, daß es dort nicht korrekt zugehe.«

Einen Augenblick blies sie Rauchringe in die Luft, als überlegte sie sich, ob sie weiterfahren solle. »Der alte Dougherty kassiert bei uns hier ständig seine Bestechungsgelder von Mamie Furnoy und Estelle Laverne ein, und als ich das ›El Dorado‹ eröffnete, kam einer seiner Kerle zu mir und schlug mir vor, ich solle dem städtischen Waisenfonds eine wöchentliche Zuwendung machen – das ist der Deckname für diese Schiebung. Ich sagte: ›Wozu? Das El Dorado ist eine anständige Bar mit Tanzsaal, ich brauche keine Protektion.‹ Er ging zwar wieder fort, aber einige Abende später tauchten eine Menge Rüpel im ›El Dorado‹ auf, inszenierten eine Rauferei und zerschlugen für zweihundert Dollar Möbel und Glas. Ich schickte Minnie zum diensttuenden Polizisten vom Revier und rief auch die Wache an, aber als die Pozliei endlich erschien, waren die Lumpen längst verschwunden. So etwas war noch in keinem meiner Etablissements vorgekommen. Das wiederholte sich die nächste und übernächste Woche, und dann ließ mir der Bürgermeister, der ja nichts anderes ist als der Strohmann des alten Dougherty, sagen, wenn sich die Vorfälle wiederholen sollten, werde er das ›El Dorado‹ wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses schließen.«

»Und was haben Sie getan?« fragte Mrs. McLeod.

»Was ich getan habe?« erwiderte Gaswerk-Mary. »Das nächste Mal, als die Dougherty-Kerle kamen, gab ich dem Waisen-

fonds einen Betrag. Ja, es ist wahrhaftig eine Schande, daß eine Stadt wie Platteville von einer Bande politischer Gauner zugrunde gerichtet wird. Es müßte unbedingt etwas geschehen, aber wer soll die Sache in die Hand nehmen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Mrs. McLeod matt. »Ich wollte, J. E. wäre noch am Leben.« Dann blieben Gaswerk-Mary und die Herausgeberin des »Schild und Banner« eine Weile in nachdenklichem Schweigen sitzen. Endlich sagte Mrs. McLeod: »Nun, Mary, denken Sie darüber nach, und ich werde auch nachdenken; vielleicht finden wir doch Mittel und Wege, um die Dougherty-Bande zu bekämpfen.«

»Nachdenken?« fragte Mary. »Ich denke seit Jahren an nichts anderes. Ich habe noch nie eine Niederlage eingesteckt und will es auch jetzt nicht tun.«

Mit einemmal fühlte Mrs. McLeod eine ehrliche Zuneigung für Gaswerk-Mary. Sie seufzte und stand auf. »Tja, Mary, wenn das alle Ihre Neuigkeiten sind, so werde ich jetzt gehen.«

»Ja, das ist alles«, sagte Mary. »Und denken Sie daran – Sie dürfen in Ihrer Zeitung auch nicht die leiseste Andeutung von dem machen, was ich Ihnen gesagt habe.«

»Ich habe es versprochen.«

Sie schritten zusammen zur großen Nußbaumtür.

»Besuchen Sie mich, wann immer Sie wollen. Ich schlafe gewöhnlich bis halb elf, denn ich komme jede Nacht erst sehr spät ins Bett, und außerdem ist es eine Riesenarbeit, ein solches Etablissement allein zu führen.«

Gaswerk-Mary kam mit ihr bis zur Haustür. Als sie im vollen Tageslicht standen, sah sie trotz ihrer guten, stattlichen Figur, trotz der gefärbten Haare und der vielen Locken und trotz Schminke und Puder nur noch wie eine alte, aufgetakelte Frau aus.

»Viele Grüße an Willie Ferguson. Er fehlt mir hier, aber sagen Sie es ihm um Himmels willen nicht, sonst wird er unbedingt wieder herkommen wollen.«

»Ist recht«, sagte Mrs. McLeod.

Das Gericht war ein trostloses Gebäude aus den achtziger Jahren, im gleichen überladenen Stil gebaut wie die Häuser in der Franklin Street und wie McLeods Narrenturm. Vor zwei Jahren hatte es ein neues, glänzendes Kupferdach bekommen, an dem der alte Dougherty zehntausend Dollar verdient hatte. In diesem Haus spielte sich das ganze offizielle Leben des Distrikts ab. Als Mrs. McLeod die schlecht beleuchteten Gänge betrat, die nach Tabakrauch und Spucknäpfen rochen, wurde sie von vielen Farmern und Ranchern begrüßt, die in die Stadt gekommen waren, um Steuern zu zahlen, Dokumente beglaubigen oder Grenzlinien festlegen zu lassen. Die meisten blieben stehen, um mit ihr zu plaudern, und nannten sie Mrs. McLeod oder Vinnie. Sie schwatzten mit ihr und schüttelten ihr herzlich die Hand.
Sie hielten sie so lange auf, daß sie erst in den Gerichtssaal kam, als Richter Flynn schon fortgegangen war. Sie las mit dem Schreiber die Protokolle durch und war eigentlich dankbar, daß sie die Verhöre verpaßt hatte. Es waren die üblichen Vergehen – Trunksucht, Ehebruch, Mißhandlung, kleine Diebstähle und endlich drei Fälle von »Landstreicherei«, was drei eingesperrte Arbeiter bedeutete, deren Lohn der alte Dougherty einstecken würde. Als sie die Fakten notiert hatte, steckte sie Block und Bleistift in die Handtasche, dankte dem Schreiber und ging zur Polizeiwache. Hier wie beim Gericht genoß sie alle Vergünstigungen der Journalisten. Sie kannte alle »Jungen« und konnte die meisten gut leiden. Der Chef, Harvey Bingham, war zwar ein Schurke, sonst hätte er seinen Posten nicht behalten, aber ansonsten ein gutmütiger Kerl, der für acht Kinder zu sorgen hatte.
Sie fand ihn in dem Zimmer, wohin die Arrestanten gebracht wurden, um ihre Personalien aufnehmen zu lassen. Er hatte die Füße auf dem Tisch und rief: »Hallo, Vinnie.« Aber dann nahm er seine langen Beine herunter und fügte hinzu: »Wie geht's?«
»Immer gleich.«

»Ich wollte gerade zum Essen gehen«, sagte der Chef, »kann ich irgend etwas für Sie tun?«
»Ich wollte nur wissen, was es Neues gibt.«
»Hier gibt's keine Neuigkeiten, meine Liebe, immer die alten Geschichten.«
Sie las das ausgelegte Protokoll durch, als der Chef aufstand, seine Mütze nahm und sagte: »Tja, Vinnie, wenn ich nichts für Sie tun kann, werde ich jetzt gehen.«
»Schon gut«, erwiderte Vinnie, ohne aufzuschauen.
Während sie die Berichte abschrieb, hörte sie, wie sich die Tür schloß und dann nach einer Weile wieder aufging. Ein Polizist trat mit einem Verhafteten herein, setzte sich an den Tisch neben ihr, öffnete ein Buch und nahm eine Feder zur Hand. Sie achtete zwar nicht auf die Protokollaufnahme, hörte jedoch die wichtigsten Daten: »Thomas Richardson; Wohnort: New York; Alter: 29 Jahre; geboren: Boston, Massachusetts; Beruf: Journalist; Anklage: Landstreicherei.«
Bei dem Wort »Journalist« blickte sie auf. Vor ihr stand der junge Mann, den sie beim Heldengedenkbrunnen getroffen hatte. Sie dachte: Warum nur hat dieser Kerl sich schnappen lassen? Aber trotzdem konnte sie sich nicht über ihn ärgern. Jetzt, im Profil, schien er J. E. kaum zu ähneln, und dennoch war er der Typ, der ihr von Jugend auf gefallen hatte. Eine wunderbare Ruhe strahlte er aus. Diese Ruhe war es vor allem, die Mrs. McLeod so sehr an J. E. erinnerte.
Während sie ihn beobachtete, wandte er sich um, erkannte sie und sagte: »Hallo.« Er lächelte freundlich, fast liebevoll.
Der Mann am Schreibtisch blickte auf und fragte: »Kennen Sie den Gefangenen, Mrs. McLeod?«
Sie sagte rasch: »Nein, er hat mich nur heute morgen um fünfundzwanzig Cents angebettelt.«
»Sie hätten ihn anzeigen sollen.«
»Ich hatte keine Zeit, ich war in großer Eile«, sagte Mrs. McLeod. Sie wurde plötzlich rot und beugte sich wieder über ihren Block.

Hämisch sagte der Polizist zu dem Verhafteten: »Ich fürchte, Sie müssen den Sonntag im Arrest verbringen. Es ist Samstag, und das Gericht tagt nicht vor Montag.«
Der junge Mann antwortete nicht, zeigte aber offen seine Verachtung.
»Führ ihn ab, Jim«, sagte der Polizist zu einem zweiten.
Mrs. McLeod blickte auf und wollte etwas sagen, beherrschte sich dann aber, weil ihr eingefallen war: wenn ich mit ihm spreche, werden sie wegen der Männer in meinem Keller Verdacht schöpfen, und dann ist alles verloren.
Als der Polizist ihn in seine Zelle abgeführt hatte, fragte sie: »Wo hat man ihn aufgegriffen?«
Der Mann am Schreibtisch grinste. »Beim Heldengedenkbrunnen. Er ist Sam Hildreth genau in die Arme gelaufen; muß ein ausgemachter Idiot sein, mitten in einer Stadt wie Platteville herumzulungern. Er kommt mir ein bißchen verdreht vor.«
Mrs. McLeod legte Block und Bleistift in die geräumige Handtasche zurück und klappte sie zu. Nein, verdreht war er bestimmt nicht; aber sie wußte nicht recht, was sie von ihm halten sollte.
»Wir werden ihn hier in Arbeit nehmen«, sagte der Polizist. »Er sieht mir ganz kräftig aus, und wir brauchen solche Kerle für die Müllabfuhr und die Erdarbeiten in der Bellemore Avenue.«

Es war schon nach ein Uhr, als Mrs. McLeod in die Redaktion des »Schild und Banner« kam und an dem Schalter vorbeiging, wo Willie Fergusons Frau hinter einem Gitter saß, um die Abonnements zu verwalten und das spärliche Geld für die Annoncen einzukassieren. Sie war eine abweisende, eckige Person, die ganz von der unantastbaren Tugend vergangener Tage erfüllt war. Sie trug eine altmodische weiße Bluse mit hohem Kragen, einen Rock mit Taschen und dazu Schutz-

ärmel aus schwarzem Lüster. Auf ihrem schmalen Nasenrücken wackelte ein Zwicker, der mit einer goldenen Kette an einem Knopf ihrer Bluse befestigt war. Den Zwicker brauchte sie nur, um ihre Ziffern und Abrechnungen zu lesen; wenn sie mit einem Abonnenten oder Inserenten sprach, mußte sie ihr Kinn anziehen, um über die Gläser hinwegzusehen. Beim Anblick von Mrs. McLeod, die erhitzt und aufgeregt ins Büro kam, grüßte sie nur kurz mit »Guten Tag«. Aber der Ton ihrer Stimme sagte viel mehr: Sie sind mit Williams und meinem Gehalt zwei Wochen im Rückstand. Das Gas muß bezahlt werden. Aus dem Konkurs des alten Weißmann war kein Cent zu retten. Und ich möchte wetten, daß Sie den ganzen Morgen in Platteville herumgelaufen und von irgendeiner neuen fixen Idee besessen sind.
Mrs. McLeod spürte zwar die Gedanken von Fergusons Frau, hatte jedoch den Kopf jetzt viel zu voll, um sich mit den nicht ganz unberechtigten Sorgen Myrtles befassen zu können. Sie eilte durch die Setzerei, dann durch die Druckerei und gelangte endlich in ihr Büro – oben im zweiten Stock. Willie war gerade zum Essen gegangen, und Jane saß mißmutig vor den Land-Nachrichten, die sogleich zur Setzerei mußten. Das Zimmer neben Jane und Willie gehörte Mrs. McLeod; hier war ihr Büro, ihr Rollschreibtisch, vor dem sie sich jetzt niederließ und lange an die Erlebnisse von heute morgen dachte. Beim plötzlichen Klingeln des Telefons zuckte sie zusammen, nahm den Hörer ab und hörte eine Stimme sagen: »Ist dort Mrs. McLeod?«
»Ja.«
»Hier spricht Tom Higgins.«
»Ja, Tom?«
»Es war ein Eisenbahnunglück zwei Meilen hinter Sponnerville, und ich dachte, Sie wüßten es gerne rechtzeitig für die Zeitung.«
»Jemand umgekommen?«
»Nein, gottlob nicht, es war nur ein Güterzug. Der Lokomotiv-

führer hat einen Arm gebrochen und der Heizer ein Bein.«
»Wie heißen sie?«
»Das weiß ich noch nicht, ich rufe Sie noch mal an, sobald ich es weiß.«
»Danke, Tom.«
»Auf Wiedersehen.«
Der Anruf munterte sie ein wenig auf, ohne daß sie recht wußte, warum. In der ganzen Stadt gab es Leute, die ihr behilflich sein wollten, Leute wie Tom Higgins, der Stationsvorsteher. Es waren unbezahlte Berichterstatter des »Schild und Banner«. Sie halfen ihr immer aus. Das war etwas, was Jane nicht verstand, wenigstens jetzt noch nicht. Es war ein Wissen, das dem Alter und der Erfahrung vorbehalten blieb. Jane wußte noch nicht, daß man von der Welt genausoviel Verständnis, Mitgefühl und Herzlichkeit entgegennehmen darf, als man ihr gibt.
Dann fiel Mrs. McLeods Auge auf den Wecker, der oben auf ihrem Rollschreibtisch stand. Es war fast zwei Uhr, und es blieb ihr nur noch eine knappe Stunde, um die letzten Nachrichten in der Abendausgabe aufzunehmen. Sie öffnete ihre Tasche, holte ihren Block heraus, rückte J. E.s alten Drehstuhl zurecht und machte sich daran, auf der klapprigen alten Schreibmaschine mit einem Finger die Tagesmeldungen zu tippen. Es waren nicht viele. Nur die von der Polizeiwache und vom Schnellgericht und was sie von Jim Newman gehört hatte. Der längste Artikel, den sie zu schreiben hatte, war eine Schilderung des geplanten Picknicks. Gaswerk-Marys Geschichte, die die Stadt erschüttert und einen Skandal hervorgerufen hätte, würde sie, wie versprochen, nicht veröffentlichen.
Heute morgen war sie ausgezogen, um einen großen Säuberungsfeldzug zu beginnen, und nun war sie lediglich zurückgekommen, um auf der Schreibmaschine die Geschichte des kommenden Picknicks herunterzuklopfen. Sie machte also für die Doughertys Reklame, statt ihnen zu schaden.

Da klingelte das Telefon wieder, und als sie den Hörer abhob, hörte sie Willie Fergusons Stimme. Er hatte anscheinend seinen Wochenendbummel früh begonnen, denn am Klang und an der Art, wie er sprach, erkannte sie, daß er schon leicht angetrunken war.

»Ich habe eine interessante Neuigkeit, ich komme erst spät zurück«, sagte er. »Eine Frau hier hat Drillinge gekriegt, und Dr. Hazlett sagt, das sei noch längst nicht alles.«

»Wie heißt sie?«

»Mary Kowalski . . ., k wie Katze, o wie Oskar, w wie Willie, a wie Affe, l wie Lulu, s wie Sieb, k wie Katze und i wie Idiot.«

»Schön.«

»Ihr Mann arbeitet in der Kettenfabrik. Adresse: Franklin Street 62.«

»Gut, rufen Sie mich wieder an, sobald Sie wissen, wie viele Babys es sind.«

»Gewiß.«

»Und wo kann ich Sie anrufen?«

Eine schwache Stimme erwiderte zögernd: »Bei Gaswerk-Mary.«

»Gut.«

Plötzlich fühlte sie sich entmutigt. Willie hatte sein Versprechen gebrochen und war zur Gaswerk-Mary gegangen, ehe die Samstagabend-Ausgabe in Druck ging.

Sie machte sich wieder an die Arbeit und tippte auf der Schreibmaschine: »Mrs. Mary Kowalski, wohnhaft Franklin Street 62, gebar heute nachmittag Vierlinge. Mrs. Kowalski wird wahrscheinlich die Gewinnerin des großmütigen Preises sein, den Mr. W. M. Dougherty für die größte Kinderzahl in einem Jahr . . .«

Während sie die letzten Worte tippte, steckte Alf Lyman, der Setzer, den Kopf durch die Tür. Seine scharfgeschnittenen Züge unter dem Augenschirm gaben ihm das Aussehen einer gefräßigen Krähe.

»Gibt es noch etwas zu setzen, Mrs. McLeod?« fragte er.

»Nur das«, sagte sie und reichte ihm die Geschichte von dem bevorstehenden Picknick und von dem Eisenbahnunfall. »Und dann hat eine Frau Vierlinge geboren – das heißt, drei sind schon da, und ein viertes ist auf dem Weg.«
»Ausländerin?«
»Ja, Polin.«
»Setzen wir als letztes, vielleicht bekommt sie noch mehr.«
»Gut, legen Sie es ins Fach.«
Die plötzliche Aufregung hatte ihre Stimmung wieder gehoben, und nach zehn Minuten rief sie Willie bei Gaswerk-Mary an. »Die Zeitung geht in Druck«, sagte sie, »wie viele Kinder?«
»Es sind jetzt fünf«, sagte er, »und der Doktor sagt, das seien alle. Sie feiern schon eifrig.«
Da fiel Mrs. McLeod wieder ihr Artikel über W. M. Doughertys Preis ein. Sie wollte ihn ruinieren und machte doch nichts als Reklame für ihn.

Während Mrs. McLeod in ihrem Büro arbeitete, schrieb Jane an ihren »Notizen aus der Gesellschaft« und den Land-Nachrichten weiter. Die Hochzeit, über die sie sich ausließ, fand zwar erst um vier Uhr statt, aber sie hatte Mrs. Vanderpool, die Brautmutter, besucht und alle nötigen Informationen erhalten. Den Rest setzte sie aus ihrer eigenen Phantasie hinzu, alles in dem blumigen Stil, von dem Tante Vinnie behauptete, daß er dem volkstümlichen Geschmack entspreche. Jane haßte jedes Wort dieses Berichtes und schämte sich, ihn zu schreiben. Mrs. Vanderpool hatte hundertmal wiederholt: »Bitte, notieren Sie genau, was ich sage. Ihr Journalisten verdreht immer alles.« Zum Glück mußte sie nicht selbst zur Hochzeit gehen und mit ansehen, wie Hazel Vanderpool in ihrem Hochzeitskleid neben dem abstoßenden Harry Starburger unter Lilien und Stechwinden affektiert lächelte.
Es war bald vier Uhr, und dann konnte sie endlich mit Jimmy nach Millersville, dem kleinen Restaurant am See,

fahren. Vorher jedoch mußte sie noch die Land-Nachrichten satzfertig machen. In der ersten Zeit hatte sie die Manuskripte erbarmungslos zugestutzt, hatte Wörter und Sätze geändert und die blumenreichen Wendungen ausgemerzt, in denen die alten Jungfrauen und Witwen so gern schwelgten. Allwöchentlich wurde Jane von solchen Berichten aus den umliegenden Ortschaften überschüttet. Mrs. McLeod hatte diese Manuskripte lange Zeit ungesehen durchgehen lassen und wurde sich des Sakrilegs, das ihre Nichte begangen hatte, erst bewußt, als die Redaktion von Protesten der Korrespondenten und ihrer Freunde überschwemmt wurde. Danach sagte sie Jane: »Es macht nichts, wie es klingt. So wollen es eben die Leute, welche die Land-Nachrichten lesen. Sie haben schon immer so geschrieben, und so gefällt es ihnen.«
»Aber es ist ja nicht einmal grammatikalisch einwandfrei«, hatte Jane eingewendet.
»Ach, die Grammatik hat nicht viel zu bedeuten. Du darfst die Leute nicht verletzen. Sie wollen sich gedruckt sehen, genau wie du.«
»Die Grammatik ist sehr wichtig. Sie ist etwas vom Wichtigsten auf der Welt.«
Jane konnte ihre Tante kaum ausstehen, wenn Mrs. McLeod diesen Ton anschlug. Es war besonders die sanfte, freundliche Bestimmtheit, die sie an ihr haßte. Jane kam sich dann wie ein dummes Kind vor. Darum ließ sie nun immer die Land-Nachrichten genauso in Druck gehen, wie die Manuskripte geschrieben waren – nur auf die Orthographie achtete sie auch jetzt noch. Mit der Zeit kam es ihr nicht einmal mehr komisch vor, wenn sie las: »Mrs. Curtis war Sonntag bei Henry Billings auf der Farm. Zwei Schinken und ein paar frische Eier, Geschenke des freigebigen Henry, trug sie nach Hause zurück.« Oder: »Mrs. Bert Pease hat einen süßen Jungen. Wir gratulieren, Bert!« Zuerst, als sie vom College im Osten zurückgekommen war, hatten die Land-Nachrichten in ihr immer ein angenehmes Gefühl der Über-

legenheit geweckt, aber jetzt war auch das geschwunden, und die ganze Geschichte langweilte sie bloß noch. Manchmal lag sie dann in ihrem großen Zimmer in McLeods Narrenturm wach und überlegte: Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt und habe nichts erreicht, ich arbeite bei einer heruntergekommenen, altmodischen Zeitung, wo ich nicht einmal ein regelmäßiges Gehalt bekomme. Ich habe keine schönen Kleider, und ich bin noch nicht einmal verheiratet. Ich werde eine alte Jungfer werden und wie Myrtle Ferguson unten in der Anzeigenabteilung vor mich hinbrummen. Sie wollte sich jedoch keinesfalls in Platteville verheiraten und sich dann mit ihrem Mann in einem kleinen Haus niederlassen. Sie wollte ein großes Haus haben und zwei Autos und genug Geld, um die Ranch ihrer Eltern in Pottsdown wieder in die Höhe zu bringen, denn die Ranch war ihr der liebste Ort auf Erden. Sie wollte reich sein und eine Rolle spielen. Sie war lange genug arm gewesen. Rückblickend verabscheute sie diese Jahre im Osten, als sie im Café gearbeitet hatte, um für ihr Studium etwas zu verdienen. Aber am allerunglücklichsten war sie wegen Jimmy Dougherty – unglücklich, weil sie sich gegen ihren Willen in ihn verliebt hatte. Sie fühlte, daß es ein Verrat an Tante Vinnie war, an ihren Eltern und auch ein Verrat an sich selbst. Es gab sogar Zeiten, da sie sich schämte, mit ihm in einem Restaurant gesehen zu werden. Sie hinterging Tante Vinnie und Aida, aber sie konnte dem Charme Jimmys einfach nicht widerstehen. Jüngst hatte sie sich sogar angewöhnt, im Büro lange Zeit auf die Wand zu starren und trotz ihrem schlechten Gewissen zu versuchen, das schwarze Haar, die blauen Augen, das gutgeschnittene Gesicht und das anziehende, spöttische Lächeln vor ihr geistiges Auge zu zaubern. Und immer flüsterte eine leise innere Stimme ihr zu: »Wenn du Jimmy Dougherty heiratest, hast du ein prächtiges Haus und zwei Autos und kannst, sooft du willst, nach New Orleans, St. Louis und sogar nach New York. Und eines Tages werden die Leute nichts mehr dabei finden,

daß er W. M. Doughertys Sohn ist.« Dabei hatte er ihr noch nicht einmal einen Antrag gemacht. Aber sie fürchtete, daß sie schon wegen seiner schwarzen Haare, seiner blauen Augen, seines Lächelns und seinem Geld ja sagen würde. Das beschämte sie.

Um vier Uhr brachte sie ihren Schreibtisch in Ordnung, schloß die Schubladen und stellte sich vor den fleckigen, kleinen Spiegel, um ihr Haar zu ordnen und ihren Hut aufzusetzen. Sie zitterte vor Nervosität. Sie wollte unbedingt aus dem Büro fortkommen, ohne Tante Vinnie sehen und ohne Willies beißende Bemerkungen anhören zu müssen.

Als sie sich jedoch vom Spiegel abwandte, sah sie Willie auf schwankenden Füßen unter der Tür stehen. Er blinzelte sie benebelt und spöttisch an und sagte mit schwerer Zunge: »Gehen Sie flirten?« Sie warf den Kopf zurück und schwieg. Darauf brummelte Ferguson: »Nehmen Sie sich vor dem Dougherty-Laffen in acht, er hat nichts Gutes im Sinn.«

Sie fühlte, wie sie vor Wut rot wurde, und hörte sich sagen: »Ich kann sehr gut selbst auf mich aufpassen. Kümmern Sie sich lieber um Ihre eigenen Angelegenheiten, Sie alter Trunkenbold!«

Ferguson lachte jedoch nur und sagte: »In Ihrem Alter war ich auch mal hochmütig, aber ich mußte dann sehr schnell vom hohen Roß heruntersteigen. Warten Sie nur, bis Sie verheiratet sind und ein Dutzend Kinder haben.«

Sie wollte ihm erregt antworten, aber da öffnete sich die Tür zu Tante Vinnies Büro. Mrs. McLeods Haar war zerzauster denn je, und ihr Gesicht und ihre Hände waren schwarz von dem Versuch, ein modernes Farbband in eine altmodische Maschine einzuspannen. Tante Vinnies Frage »Bist du zum Abendessen zu Hause?« brachte bei Jane endgültig das Faß zum Überlaufen. Gegen ihren Willen antwortete sie wütend: »Du weißt doch ganz genau, daß ich nicht daheim bin, du hast es ja gehört, als ich es Aida sagte.«

Tante Vinnie ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Ruhig antwortete sie: »Es muß mir entfallen sein.«
Als Jane die Tür zum Gang aufriß, hörte sie die Whiskystimme sagen: »Mein Fräulein, Sie haben kein Recht, so zu Ihrer Tante zu sprechen.«
Jane knallte die Tür zu, aber das machte sie nur noch unglücklicher. Als sie den untersten Treppenabsatz erreicht hatte, liefen ihr die Tränen über das frisch gepuderte Gesicht – Tränen der Wut und der Scham.
Oben im Büro sagte Mrs. McLeod zu Willie Ferguson: »Lassen Sie sie in Frieden, Willie, sie ist im Grunde ein gutes Kind.«
»Aber frech.«
»Na, ich kann mich an die Zeit erinnern, als Sie der frechste Frauenheld im ganzen Südwesten waren.«
Doch diese Antwort machte Willie nur Freude. Sein faltiges Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, er ließ ein heiseres Kichern hören, das verwegen und verderbt wirken sollte, und zog die Whiskyflasche aus der untersten Lade.
»Wie wäre es mit einem kleinen Schluck, Mrs. McLeod, es ist Samstag abend.«
Zu seinem Erstaunen erwiderte sie: »Ich hätte nichts dagegen.« Unten ratterte die alte Druckerpresse. Das Tagewerk war beendet. Sie fühlte sich seltsam müde und verbraucht. Willie holte zwei Papierbecher aus dem Eisschrank und füllte sie. »Auf J. E.«, sagte er, und als er seinen Becher ausgetrunken hatte, fügte er hinzu: »Irgendwie schmeckt Whisky schlecht aus Papierbechern.«
Wegen der Tränen war Jane ins Boston-Warenhaus hineingegangen und hatte sich in der Damentoilette noch einmal zurechtgemacht. Jimmy Dougherty erwartete sie schon in seinem neuen, olivgrünen Zweisitzer vor dem Dougherty-Block. Der Anblick Jimmys in dem funkelnagelneuen Wagen machte sie vergnügt.
»Entschuldige die Verspätung, aber heute ging alles schief.«

»Es lohnt sich immer, auf dich zu warten.«
»Ich hasse solche Komplimente.«
Sie stiegen in den Wagen, Jimmy ließ den Motor an.
»So bist du, du übergießt einen ständig mit kaltem Wasser. Du bist das ernüchterndste Mädchen, das ich je gekannt habe.«
»Wieso?«
»Weil du immer so patzig bist.«
»Entschuldige, aber deine Komplimente klingen jedesmal wie im Film.«
Eigentlich hatte sie gar nichts gegen seine Worte, sie war sogar von seinen Reden entzückt; nur hatte sie das Gefühl, daß er schon zu hundert anderen Mädchen genau dasselbe gesagt hatte.
»Verzeih, ich bin heute schlecht gelaunt.«
»Warum?«
»Ich sagte es dir schon: weil alles schiefgegangen ist.«
»Was zum Beispiel?«
»Nichts von Bedeutung, lauter dumme Kleinigkeiten.«
Sie konnte und wollte ihm nicht die Geschichte erzählen, die mit Aidas Schelten begonnen hatte. Sie wollte ihm keine der Widerwärtigkeiten des Tages berichten, weil es ein Verrat an Tante Vinnie gewesen wäre. Das war ja gerade das größte Hindernis ihrer Freundschaft mit Jimmy, daß sie mit ihm nicht offen sein und sich ihm nicht anvertrauen konnte, ohne Tante Vinnie und mit ihr alle McLeods an die Doughertys zu verraten.
»Ist es etwas, bei dem ich helfen könnte?«
»Nein!«
Er nahm zu dem Mittel Zuflucht, das sie immer entwaffnete – er lächelte.
»Du wirst dich wieder wohl fühlen, wenn wir in Millersville sind und einen Cocktail trinken.«
»Vielleicht.«
Der Tag hätte nicht schöner sein können. Der Frühsommer hatte einen zarten grünen Schleier über die Prärie gebreitet

Langsam hob sich Janes Stimmung. Ihre Nerven entspannten sich, und der Naturfriede bemächtigte sich ihrer.
Plötzlich sagte Jimmy: »Deine Tante hat uns heute morgen besucht.«
Sie glaubte Spott in seiner Stimme zu hören und ahnte, daß er grinste, aber sie wollte ihn nicht ansehen, aus Angst, sie könnte ihren Gleichmut verlieren. Darum sagte sie bissig: »Welche Tante? Mrs. McLeod?«
»Ja, ich kenne keine andere.«
»Ich habe im ganzen Distrikt Tanten wohnen. Unsere Familie ist seit langem hier ansässig.« Es war ihr geglückt, ihm seinen Spott heimzuzahlen.
»Wir freuen uns immer, sie zu sehen.«
»Gewiß, und kaum ist sie fort, lacht ihr euch ins Fäustchen.«
Diesmal antwortete er ihr nicht, aber nachdem sie eine lange Zeit schweigend gefahren waren, sagte er: »Du bist eines der unfreundlichsten Mädchen, das ich je gekannt habe. Ich weiß überhaupt nicht, warum ich mich um dich kümmere – außer weil du so hübsch bist.«
»Danke.«
»Und weil du in Wirklichkeit gar nicht so bist.«
»Ich weiß ganz gut, wie ich bin.«
»Der richtige Mann könnte dich bestimmt wieder zurechtbiegen.«
Diese Bemerkung fand sie unerträglich beleidigend. Die Tränen traten ihr in die Augen, so daß sie nichts sehen konnte, und das machte sie nur noch wütender. Sie sagte: »Wenn du nicht aufhörst, so über mich zu sprechen, dann steige ich aus und gehe zu Fuß heim.«
Er antwortete nicht, aber zu ihrem Erstaunen hielt er am Straßenrand an und stellte den Motor ab. Dann sagte er: »Wir müssen mit diesen Sticheleien aufhören, es hat keinen Sinn, nach Millersville zu fahren und den ganzen Abend zu streiten.«
»Ich streite nicht.«

»Ich weiß nicht, wie du es nennst, aber spaßen tust du bestimmt nicht.«
»Tut mir leid, ich will mich beherrschen, aber es ist auch deine Schuld.«
»Vielleicht.«
Er nahm ihre Hand in die seine. Es war eine große, beruhigende Hand. Er sagte: »Wenn du brav bist, werde ich auch brav sein.«
»Gut«, sagte sie widerstrebend, »wenn du bis Millersville still bist.«
»Okay.«
Er ließ den Motor an, und sie fuhren schweigend weiter. Während der Fahrt dachte sie wie so oft, wenn sie in der Nacht wach lag, daß sie ein Dummkopf sei, sich immer wieder mit ihm einzulassen, wo sie doch wußte, daß es nicht gut enden konnte. Alles sprach dagegen. Sie nahm sich vor, ihn nicht mehr zu sehen. Noch heute abend würde sie mit ihm Schluß machen. Dann fände sie vielleicht ihre innere Ruhe wieder und wäre weniger reizbar. Und alle wären froh: Tante Vinnie und Aida – sogar dieses Scheusal Willie Ferguson.
Sie schwiegen fast eine halbe Stunde lang, bis sie zu den Hügeln kamen, und dann sagte sie, ohne es zu wollen: »Ich liebe dieses Land, ich möchte es nie verlassen.«
»Nicht einmal, um in den Osten zurückzukehren?«
»Nein, im Osten ist es zu eng. Hier kann man atmen.«
»Ja, es ist genug Platz.«
Sie hätte gern über seinen Ausspruch gelacht, aber sie beherrschte sich. Was konnte ein Neuankömmling von diesem Lande wissen, wo jeder Stock und Stein irgendwie mit dem großen Stamm der McLeods zu tun hatte?
Als sie aus der Ebene die Hügel von Millersville hinaufrasten, vergaß sie den Streit, und die schlechte Laune verflog endgültig.
Sie fuhren geraume Zeit den Berg hinan, ohne miteinander ein Wort zu wechseln, und dann waren sie plötzlich auf einer

Kuppe. Unter ihnen lag Millersville mit seinen Baumgruppen und dem Wäldchen, seinem Hotel und dem Touristencamp am Ufer des kleinen Sees, der in dem blauen Schatten des Sonnenuntergangs tiefgrün leuchtete. Auf einmal haßte sie weder Tante Vinnie noch Jimmy noch sich selbst, und nicht einmal den armen betrunkenen Willie Ferguson. Im Sonnenuntergang erlebte sie ein plötzliches Aufblühen ihrer Seele und eine Zuneigung zu allen ihren Freunden, die beinahe Liebe genannt werden konnte. Jane war sehr glücklich.

Ehe das Zwielicht im Tal langsam in Dunkelheit überging, machten sie in einem von Vetter Iras Booten eine Ruderfahrt auf dem See. Ira, dem das Hotel am See gehörte, zählte zum weitverzweigten Stamme der McLeods. Sie sprachen kaum. Plötzlich ertappte sie sich dabei, daß sie Jimmy Dougherty beobachtete. Sie versuchte, heimlich zu ergründen, wie er in Wirklichkeit war. Er hatte seinen Rock ausgezogen und die Ärmel über die Ellbogen gestreift und ruderte mit der mühelosen Kraft eines Mannes, der seinen Körper kennt, eines Mannes, bei dem Körper und Geist völlig eins sind. In diesem kurzen Augenblick der Einsicht dachte sie: Er gehört hierher, auf diesen See, zu den Bäumen, wie jedes wilde Tier hierhergehört. Er gehört viel mehr hierher als ich. Darum bezauberte er sie, darum war er unwiderstehlich, weil er so gesund und so natürlich war. Dies wurde ihr jetzt plötzlich klar, und sie schämte sich der Erkenntnis, daß sie sich bisher immer über die Liebe erhaben gedünkt hatte. Aber es erschreckte sie auch.

Dann war der Augenblick der Offenbarung schon wieder vorbei, und in der nächsten Sekunde konnte sie sich nicht mehr erinnern, was ihr offenbart worden war. Sie hörte Jimmy sagen: »Ich glaube, wir kehren lieber um und trinken einen Cocktail.« Er änderte den Kurs des Bootes und ruderte lange schweigend. Ein paarmal lächelte er ihr zu, um ihr zu sagen, es sei ein schöner Abend und er finde es herrlich, daß sie ihm dort gegenübersitze. Als sie sich dem kleinen Landungs-

platz näherten, bat er: »Ich möchte dich nachher etwas fragen.« Ihr Herz schlug unwillkürlich höher. Sie wollte keinen Heiratsantrag von ihm, weil sie ihn zurückweisen müßte. Immerhin versetzte sie der Gedanke daran in angenehme Erregung. Aber wenn er die Schicksalsfrage an sie stellen würde, müßte sie ja oder nein sagen. »Ja« konnte sie nicht sagen – zu viel sprach dagegen –, und wenn sie »nein« sagte, müßte sie sich ganz von ihm losmachen, und das wollte sie auch nicht. Sie errötete und war froh, daß er es in der Dämmerung nicht sehen konnte.

Als sie den Landungssteg erreichten, war der Platz vor dem Hotel von Autos überfüllt. Die Jugend von Platteville hatte sich hier versammelt. Im Hotel tranken sie zuerst ein paar Cocktails und tanzten, und dann führte Vetter Ira Miller sie zu ihrem Tisch.

Ira war ein hochgewachsener Sechziger mit großen Händen und Füßen und einem ergrauenden Haarschopf. Aus seinem grobgeschnittenen Gesicht blitzten scharfe, blaue Augen. Von seinem Vater, der ein Bruder von Janes Großmutter war, hatte er Millersville und dazu ein kleines verfallenes Hotel geerbt. Zwanzig Jahre lang hatte er sich mühsam mit Jagd und Fischerei und etwas Landwirtschaft durchgebracht. Er hatte acht Kinder und lebte ein idyllisches, naturnahes Leben. Dann auf einmal, als er schon in reiferen Jahren war, brachte das Automobil Millersville und dem kleinen altmodischen Hotel am See einen neuen Aufschwung. Iras Vater hatte als erster Weißer den See gesehen, und jetzt, nach fünfundsechzig Jahren, profitierte sein Sohn von der Weitsicht seines Vaters, den See und das ganze umliegende Land gekauft zu haben.

Ira küßte Jane und erkundigte sich nach der Familie und Tante Vinnie und sagte: »Du darfst nicht fortgehen, ohne Ella in der Küche zu begrüßen. Sie hat an Samstagabenden schrecklich viel zu tun, damit alles klappt.«

Als er gegangen war, sagte Jimmy: »Ich freue mich immer,

Ira zu sehen, er erinnert mich an einen guten Wildwestfilm.«
Sie bekamen ein ausgezeichnetes Abendessen: Forellen aus dem eiskalten Wasser der Brutanstalt, die Ira an dem nahen kleinen Wald eingerichtet hatte, und das beste Stück Lendenbraten, das die Prärie bieten konnte. Sie tranken St.-Louis-Bier und tanzten noch ein wenig, und dann sagte Jimmy: »Machen wir noch eine kleine Mondscheinfahrt?«
Jane dachte mit angstvollem Herzen: Jetzt wird er mir einen Heiratsantrag machen, und ich kann ihn nicht davon abhalten. Oh, warum kann es nicht so weitergehen wie bisher? Sie ruderten lange Zeit, ohne ein Wort zu wechseln, aber Jane dachte immerfort: Was soll ich sagen, wenn er mich jetzt fragt? Sie wollte und konnte ihn nicht heiraten, aber ... Dann hörte sie ihn sagen: »Ich wollte dich etwas fragen.«
Sie flüsterte: »Ja?«
»Wie würde dir ein guter Posten an der ›News‹ gefallen?«
Die Frage verblüffte sie. Welch sonderbare Einleitung, dachte sie und sagte: »Wie meinst du das?«
»Ich kann dir einen guten Posten mit gutem Gehalt anbieten. Ich habe lange darüber nachgedacht. Am ›Schild und Banner‹ hast du keine Zukunft. Ich kann nicht mit ansehen, wie du deine Zeit an einer absterbenden, veralteten Zeitung vergeudest.«
Ihr Stolz flammte auf. Sie bebte vor Zorn. Sie hätte am liebsten losgeheult und zur gleichen Zeit auf ihn eingehauen.
»Es ist eine ganz gute Zeitung«, sagte sie, sich nur mit Mühe beherrschend. »Ich würde nie daran denken, Tante Vinnie zu verlassen.« Gleichzeitig begriff sie, daß es alles war, was er ihr zu sagen hatte, daß er nie daran gedacht hatte, ihr einen Heiratsantrag zu machen, und im sanften Mondlicht fühlte sie, wie ihr wieder die Zornesröte ins Gesicht stieg. Es war, als hätte er sie beschimpft.
»Ich wußte das nicht«, sagte er kleinlaut. »Ich dachte, es würde dich interessieren.«
»Übrigens würde ich ein solch dreckiges Blatt wie die ›News‹ nicht mit der Feuerzange anfassen.«

Er antwortete nicht und steuerte das Boot zu dem kleinen Landungssteg. Als sie anlegten, sagte er mit sonderbarer Stimme: »Ich glaube, es ist besser, wir fahren heim.«
»Wie du willst.«
Sie spürte, daß sie ihn verletzt hatte. Als sie endlich vor McLeods Narrenturm vorfuhren, stieg er aus, öffnete den Schlag und half ihr heraus. Als sie zur Haustür kamen und er den Schlüssel in das Schloß steckte, sagte er: »Deine Tante sollte keine Landstreicher im Keller verbergen, sonst werden die Kerle sie noch eines Tages umbringen.«
Sie wußte keine bessere Antwort außer einem melodramatischen »Was soll das . . . ?« Er zog den Hut und sagte: »Gute Nacht«, und ihr blieb nichts anderes übrig, als die Tür zu öffnen und ins Haus zu gehen. In der mit Gas beleuchteten Halle von McLeods Narrenturm fiel ihr ein, daß er nicht wie sonst gesagt hatte: »Was machst du am Donnerstag?« Oder: »Wann sehe ich dich wieder?« Er hatte einfach »Gute Nacht« gesagt und war fortgegangen. Dann dachte sie: Woher weiß er von den Landstreichern? Bestimmt hat er es die ganze Zeit über gewußt! Jetzt wird er Tante Vinnie Schwierigkeiten machen. Aber in ihrem Herzen wußte sie, daß er es nicht tun würde.
Nachdem sie sich ausgezogen hatte und in das riesige Nußbaumbett geklettert war, konnte sie nicht einschlafen, weil sie sich fragte, was sie eigentlich vom Leben wolle. Es war ein abscheulicher Tag gewesen, und obendrein beunruhigte sie, was ihr Jimmy wegen der Landstreicher im Keller gesagt hatte. Sie stand auf und verschloß zum erstenmal, seit sie in McLeods Narrenturm wohnte, ihre Zimmertüre. Und bald darauf träumte sie halb wachend und halb schlafend von fremden Männern, die aus den Fliedersträuchern auf sie zustürzten, und von unrasierten Banditen, die in den riesigen, dunklen Gängen des Hauses umhergeisterten.

Bald nachdem Mrs. McLeod zu Bett gegangen war, hörte sie, wie ein Auto vor dem Gartentor hielt und kurz darauf die Haustür ins Schloß fiel. Sie stand leise auf und ging in die Halle, um Jane »Gute Nacht« zu sagen. Als sie sich jedoch Janes Zimmertür näherte, hörte sie ein Schluchzen und blieb erschrocken und unschlüssig stehen. Weil sie nie Kinder gehabt hatte, war sie jetzt ratlos. Im Augenblick hatte sie das Gefühl, daß Jane klüger und erfahrener sei als sie selbst. Jane war immerhin im Osten zur Schule gegangen und gehörte einer Generation an, die wußte, was sie wollte. Lange Zeit stand Mrs. McLeod vor der Tür. Endlich kehrte sie, von ihrer Unzulänglichkeit übermannt, auf ihr Zimmer zurück. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Sie dachte an die Dougherty-Bande, an Jane, an die unbezahlten Zeitungsrechnungen für das Papier, an die drückenden Hypotheken und an den netten jungen Mann, den die Polizei gefaßt hatte und der den Sonntag im Arrest verbringen mußte. Sie dachte auch an das Gespräch mit Gaswerk-Mary. Und die Gedanken an Gaswerk-Mary riefen alte Erinnerungen in ihr wach, Erinnerungen an die Stadt, wie sie einst gewesen war. Plötzlich wurde ihr die Vergangenheit so lebendig, daß sie aufstand, einen molligen, alten Schlafrock aus grauem Flanell anzog und in J. E.s Studierzimmer ging. Schnell und wie in Trance, mit einer Kraft und Leichtigkeit wie nie zuvor schrieb sie jetzt die abschließenden Seiten ihres Buches. Sie hatte es vor langer Zeit begonnen und war immer wieder beschämt gewesen, daß sie, Lavinia McLeod, so vermessen sein konnte, sich für eine Schriftstellerin zu halten. Sie hatte einfach die Absicht gehabt, alles niederzuschreiben, was sie wußte und woran sie sich aus früheren Zeiten erinnerte, und ohne besondere Planung war es dann ein Roman geworden mit J. E. als seinem Helden. Und sie hatte weiter und weiter geschrieben, bis das Buch Hunderte von Seiten umfaßte. Niemand sollte es vor ihrem Tode zu sehen bekommen, nicht einmal Jane.

Das Buch war ihr Kind, das Kind der Kinderlosen, an das sie all ihre Liebe verschwendete.

Sie schrieb und schrieb, bis das Schwarz vor ihrem Fenster sich in Grau verwandelte. Dann überfiel sie plötzlich eine nie gekannte Müdigkeit – es war, als hätte sie ihre Seele ausgeschöpft. Ermattet legte sie die beschriebenen Blätter und die Bleistifte in die Lade, stand auf und drehte das Gas der Lampe ab. Sie fror jetzt, und als sie die Treppe hinaufstieg, fiel ihr wieder der arme Kerl ein, den die Polizei aufgegriffen hatte. Plötzlich kam ihr ein Gedanke, der so einfach und folgerichtig war, daß sie sich wunderte, nicht früher darauf gekommen zu sein; denn es gab ein Mittel, ihn vor der Zwangsarbeit und dem Gefängnis zu retten. Sie würde ihm einen Posten anbieten. Es war noch nicht zu spät, denn zum Glück fand die Gerichtsverhandlung erst am Montag statt. Harvey Bingham, der Polizeichef, war ein alter Freund von ihr, er würde ihr in der Sache schon helfen. Sie konnte dem Jungen kein großes Gehalt bieten, aber das nahm er wohl nicht übel. Gewiß würde er sich mit einem Teil der unsicheren wöchentlichen Einkünfte des »Schild und Banner« zufriedengeben. Er war jung, stark und energisch und vielleicht dazu ausersehen, ihr zu helfen. Jedenfalls war es angenehmer, beim »Schild und Banner« zu arbeiten, als Mülleimer zu schleppen und die Nächte in einer kalten Zelle zu verbringen.

Fröstelnd lag sie bis zum Tagesanbruch in ihrem großen Bett, das sie einst mit J. E. geteilt hatte, dann schlief sie endlich ein. Da es Sonntag war, dachte Aida nicht daran, sie zu wecken, und so schlief sie den ganzen Tag bis vier Uhr nachmittags.

Am Montagmorgen frühstückte sie eine halbe Stunde früher, um das Gefängnis noch vor der Gerichtsverhandlung zu erreichen und mit dem jungen Mann sprechen zu können. Da Mrs. McLeod so zeitig aufgestanden war, hatte Aida Verdacht geschöpft. Jedesmal, wenn sie etwas hereinbrachte,

streckte sie ihre Fühler aus und versuchte, Mrs. McLeod zum Sprechen zu bringen. Neugier war Aidas ärgstes Laster. Wenn sie nicht alles wußte, so schmollte sie oder bekam das »heulende Elend«. Mrs. McLeod entdeckte bald die bekannten Symptome. Aida schlurfte mit den Füßen, schlug beim Hinausgehen die Türe zu und warf drohende Seitenblicke auf ihre Herrin. Schließlich stöhnte sie, als hätte sie eine tückische Krankheit befallen. Mrs. McLeod spürte, daß dies der Moment war, um sich nach dem Grund des Stöhnens zu erkundigen, und als sie es schließlich tat, erwiderte Aida mit der Miene einer christlichen Märtyrerin: »Nichts, Mrs. McLeod – nur das alte Leiden. Eines Tages wird es mich hinwegraffen.«
Mrs. McLeod sagte lächelnd: »Unsinn, Aida, dir wird nichts geschehen. Wo hast du denn Schmerzen – im Leib, in den Zähnen oder wo?« – »Nirgends und überall, Mrs. McLeod.«
»Ich werde Dr. Craig anrufen, er soll dich untersuchen.«
Aida antwortete mit einem tiefen Seufzer: »Ärzte können mir nicht helfen, es ist ein seelisches Leiden.«
Doch dieses eine Mal ließ sich Mrs. McLeod von dem Schauspiel einer gebrochenen Aida nicht rühren. Wenn sie erst den jungen Mann sieht, sagte sich Mrs. McLeod, dann ist das »heulende Elend« im Nu wie fortgeblasen.
Mit einer bösen Vorahnung schritt sie den Pfad zwischen den Fliederbüschen entlang. Der Montag war immer ein schlechter Tag im Büro. Es gab selten neue Nachrichten, und Willie Ferguson, sofern er sich überhaupt zeigte, hatte meist Kopfschmerzen; unten an der Kasse saß seine Frau Myrtle verbittert und reizbar, weil Willie sich mal wieder bei der Gaswerk-Mary betrunken hatte und Samstagnacht überhaupt nicht heimgekommen war. Und Jane schmollte, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte und zwischen ihr und Jimmy Dougherty etwas schiefgegangen war. Dieser Montag war wahrhaftig ein schrecklicher Tag! Da schien es ihr immer, als müßte sie nicht nur das ganze Büro, sondern auch die halbe Schöpfung auf ihren zarten Schultern tragen.

Der Polizeichef machte ihr keine Schwierigkeiten. Wenn sie den jungen Mann anstellen wolle, so würde er ihr nichts in den Weg legen, sagte er, und der Magistrat auch nicht. Der junge Mann sei scheinbar ein armer Tropf, der seine ganze Zeit damit verbringe, die Bücher, mit denen seine Taschen vollgestopft seien, zu lesen. Aber wenn er angestellt sei, so könne man ihn natürlich nicht mehr wegen Landstreicherei anzeigen. »Und überhaupt«, sagte er großmütig, »bin ich immer gerne bereit, Ihnen einen Gefallen zu erweisen, Vinnie, Sie waren immer aufrichtig zu mir.«

Als er das sagte, kam sie sich plötzlich wie eine Verräterin vor, aber sie ließ sich nichts anmerken und sagte zaudernd: »Vielleicht spreche ich zuerst mit ihm, ehe wir etwas unternehmen.«

»Ja, das ist eine gute Idee. Einer meiner Leute soll Sie zur Haftanstalt hinüberführen.«

Sie schüttelte ihm die Hand und dankte. Jetzt machte es ihr nichts mehr aus, daß es Montag war.

Der Verhaftete wollte sich gerade rasieren, als Mrs. McLeod in seine Zelle trat. Er bat, sie möchte ihn einen Augenblick entschuldigen. Er sah viel netter und sauberer aus als damals beim Heldengedenkbrunnen und machte den Eindruck eines von Natur aus gepflegten und ordentlichen jungen Mannes. Der zerknitterte und fleckige Anzug und der alte Hut wirkten wie eine Maskerade. Nachdem er sich rasiert hatte, befahl ihn der Gefangenenwärter in den Gang hinaus, wo er ihn mit Mrs. McLeod allein ließ.

Sie sagte »Guten Morgen« und tat, als wäre sie die Gastgeberin. »Wollen Sie sich nicht setzen?«

»Danke sehr.«

Er blickte sie aus seinen graublauen Augen, die ihr bisher nicht besonders aufgefallen waren, kühl an. Sie waren aufrichtig, nüchtern und, wie seine Stimme, ein wenig kalt.

Sie sagte: »Ich bin Mrs. McLeod – J. E. McLeod.«
»Ja«, sagte er gleichgültig, »womit kann ich dienen, Mrs. McLeod?«
Und da begriff sie, daß Mrs. McLeod zu sein wohl in Platteville etwas bedeuten mochte, nicht aber draußen in der Welt.
»Ich bin die Herausgeberin des ›Schild und Banner‹, der ältesten Zeitung in Platteville. Ich bin selbst Journalistin.«
»So«, sagte er ohne Teilnahme, und sein Ton verriet leise Ironie.
»Ich komme, um Sie aus der Haftanstalt zu holen.«
»Danke schön.«
Sie gewann immer mehr den Eindruck, daß etwas Sonderbares an ihm sei. Es schien ihr, als wäre es ihm ganz gleichgültig, in einer schmutzigen Zelle eingesperrt zu sein. Er trug eine eigentümliche Würde zur Schau. Sie kam sich plötzlich dumm und lächerlich vor und sagte schnell: »Wollen Sie denn nicht hier herauskommen?« Sie fühlte, wie sie rot wurde und dachte: Vielleicht ist er ein Fälscher oder so etwas und will sich im Platteviller Gefängnis verstecken. Dann erzählte sie ihm hastig, sie habe sogleich gemerkt, daß er kein gewöhnlicher Landstreicher sei. Man tue ihm Unrecht, wenn man ihn zwänge, Gräben auszuheben und Mülleimer zu leeren. Die Schrecken, die sie ihm beschrieb, ließen ihn anscheinend ungerührt, und da sie immer nervöser wurde, malte sie diese Schrecken so farbig wie möglich. Sie erzählte ihm von der übermäßig langen Arbeitszeit, von der schlechten Verpflegung und, mit einem Seitenblick auf den Wärter, von der grausamen Behandlung. Sie redete sich so in Eifer, daß sie übertrieb und das Gefängnis von Platteville schilderte wie einen mittelalterlichen Kerker mit Rad und Daumenschrauben.
Als sie innehielt, um Atem zu holen, sagte er bloß: »Das macht mir alles nichts.«
»Ich kann Sie bei meiner Zeitung anstellen, dann wären Sie kein Landstreicher mehr. Es ist schon alles geregelt. Sie hätten doch gerne eine Anstellung, nicht wahr?«

»Im Augenblick – nicht besonders.«
»Wollen Sie denn im Arrest bleiben?«
»Ja.«
In ihrer Verwirrung fragte sie sich: bin ich verrückt oder er? Und dann forschte sie: »Warum?«
»Ich kann Ihnen den Grund jetzt nicht verraten.«
Also, dachte sie, muß er ein Schwerverbrecher sein. Aber das war doch unmöglich – mit solch einem Gesicht!
Sie fühlte, daß er sich über sie lustig machte und daß sie mit Würde aufstehen und den eigensinnigen jungen Mann seinem Schicksal überlassen sollte, aber sie hatte ihr Herz nun einmal an den Plan gehängt. Dennoch ärgerte sie sich, weil sie aus dem Benehmen des Gefangenen schließen mußte, daß er sie für eine sentimentale alte Närrin hielt, die ihre Nase in alles steckte. Sie warf wieder einen Seitenblick auf den Wärter, der noch außerhalb des Korridor-Gitters stand, und erzählte ihm von der »Untergrundstation«, die sie im Keller von McLeods Narrenturm eingerichtet hatte, und auch davon, wie sich der alte Dougherty am Stadtsäckel mäste, von den Schiebungen und der ganzen abscheulichen Verwaltung. Und während sie sprach, strahlte ein jugendliches Feuer aus ihren verrunzelten Zügen. Sie sah, wie sich das Gesicht des Gefangenen erhellte. Es dauerte nicht lange, bis er sie ganz freundlich ansah. Sie sagte zuletzt, daß sie seit langem beabsichtige, einen Feldzug einzuleiten, der Platteville wieder zu dem schönen Ort machen solle, der er einst gewesen war.
Als ihr der Atem ausging, machte sie eine Pause, und der junge Mann lächelte sie an und sagte: »Ich muß Ihnen Abbitte tun. Ich hielt Sie für eine jener übergeschäftigen, sentimentalen Frauen, die sich wichtig machen, indem sie Gefangene besuchen, und darum ließ mich Ihr Angebot kalt.«
»Nein, ich dachte bloß, Sie hätten gerne einen Posten, und ich brauche einen energischen jungen Mann.«
Er blickte sie an und lächelte. »Danke für das Kompliment, aber ich möchte gern hierbleiben.«

»Warum?«
»Weil ich genau wissen will, was hier los ist. Ich habe mich absichtlich in Ihrer Stadt verhaften lassen, weil ich gehört habe, daß Platteville in bezug auf die Behandlung der Arbeitslosen einer der übelsten Orte des ganzen Südwestens sei.« Diesmal warf auch er einen Seitenblick auf den Gefängniswärter. »Wenn diese Leute wüßten, weshalb ich hier bin, würden sie mich wie eine glühende Kohle fallen lassen. Ich schreibe nämlich eine Artikelserie darüber, wie rücksichtslos der anständige Arbeitslose, der auf Arbeitssuche von Stadt zu Stadt wandert, behandelt wird. Nachher soll dieser Bericht in Buchform veröffentlicht werden, damit es das ganze Land erfährt.«
Ihr entschlüpfte beinahe ein enttäuschtes »Oh«. Da hatte sie sich nun in den Kopf gesetzt, einen unglücklichen jungen Mann zu befreien, und jetzt wollte er gar nicht befreit werden. Und zu alledem hatte er auch noch einen guten Grund! Sie nahm ihre fünf Sinne zusammen, um ein überzeugendes Argument zu finden, da sie das Spiel noch immer nicht verloren gab. Denn je länger sie mit dem jungen Mann sprach, desto besser gefiel er ihr. Ihr Instinkt sagte ihr, daß auch sie auf ihn Eindruck gemacht hatte. Sie gefiel ihm trotz ihrer altmodischen Kleidung und ihres Alters, ja sie imponierte ihm sogar ein wenig.
Daher sagte sie: »Wir beide könnten viel leisten.«
»Inwiefern?«
»Nun, ich habe eine Zeitung mit ungefähr zehntausend Abonnenten, und wenn Sie die Stadt reformieren wollen, so steht das Blatt zu Ihrer Verfügung. Ich suche schon lange einen jungen Mann wie Sie. Ich würde Ihnen freie Hand lassen.«
»Leider geht das gerade jetzt nicht.«
»Eine gründliche Säuberungsaktion täte aber bitter not.« Sie wartete auf seine Antwort, aber er schwieg, und so fuhr sie fort: »Sie könnten hier für Ihr Buch eine Menge Informationen aus erster Hand erfahren.«

Er blickte sie mit graublauen Augen nachdenklich und interessiert an und sagte: »Vielleicht.«
Bei diesem kleinen Zeichen der Ermutigung blühte der Enthusiasmus Mrs. McLeods gleich wieder auf. Sie trat näher an ihn heran und erzählte ihm noch mehr von den Vergehen des alten Dougherty und von ihrer eigenen Hilflosigkeit.
»Sie könnten zwei Fliegen mit einem Schlag treffen!«
»Ja«, sagte er, »wenn der Schlag trifft.« Er räusperte sich und blickte schweigend eine Weile in die Ferne. Dann sagte er: »Ich müßte es mir erst überlegen.«
»Dazu haben Sie keine Zeit mehr. In einer Stunde stehen Sie vor dem Richter und werden dann bestimmt zu zwei Monaten Zwangsarbeit verurteilt.«
Er schwieg wieder, und ihr schien es, als ob seine graublauen Augen durch sie hindurchblickten. Dann sagte er: »Es ist sonderbar.«
»Was ist sonderbar?«
»Daß ein Mann zu zwei Monaten Zwangsarbeit verurteilt werden kann, nur weil er sich nach ehrlicher Arbeit umschaut.«
»Nun, so ist es aber, ja noch ärger.« Dann fügte sie eifrig hinzu: »Sie haben keine Ahnung, wie schlimm es ist – wie empörend.«
»Ich könnte es mir eine Stunde überlegen«, sagte er unschlüssig.
»Ja, aber ich muß Ihre Entscheidung noch vor der Verhandlung wissen, damit ich sagen kann, daß Sie nach Platteville gekommen sind, um für mich zu arbeiten.«
Er dachte wieder eine Weile nach. Das war jedenfalls ein junger Mann, der sich nicht kopflos in etwas einließ. Endlich sagte er: »Wir könnten es folgendermaßen machen: Wenn ich vor den Magistrat komme und meine Hand hebe und mich am Kopf kratze, so bedeutet das, daß ich Ihr Anerbieten angenommen habe.« Er stand auf und ergriff ihre Hand. »Wollen Sie denn nichts über mich wissen?«
»Sie haben gesagt, daß Sie Journalist sind.«

»Ja, aber ich könnte auch ein Schwindler sein.«
»Das glaube ich nicht, und sogar wenn dies der Fall sein sollte, so gibt es bei mir nicht viel zu stehlen.«
»Nein, ich bin kein Schwindler. Auf Wiedersehen im Gerichtssaal, und haben Sie Dank für Ihr Interesse!«
»Okay.«
Er rief: »Hallo, Wärter«, und als der Gefängniswärter sich umwandte, sagte er: »Kommen Sie und sperren Sie mich ein!«
Mrs. McLeod wartete, bis die Zellentür verschlossen war und man sie hinausließ. Ein recht merkwürdiger Mann, dachte sie. Wahrscheinlich ist er nur so kühl und steif, weil er aus dem Norden stammt.
Auf der Gerichtsuhr war es neun Uhr fünf Minuten, und so blieb ihr nur ungefähr eine halbe Stunde, um ins Büro zu eilen und nachzusehen, ob alles in Ordnung war. Willie sah etwas weniger mitgenommen aus als sonst am Montagmorgen. Als sie hereinkam, hatte sie eigentlich die Absicht, Jane von dem jungen Mann zu erzählen, aber ein Blick auf Janes Gesicht sagte ihr, daß dies nicht der richtige Augenblick sei. Jane saß so, daß sie Willie den Rücken kehrte, ein Zeichen, daß die beiden wieder gestritten hatten – Jane hatte sogar geweint. Willie die Neuigkeit beizubringen war keinesfalls ratsam, vor allem nicht an einem Montagmorgen, wo die muffige Luft der Redaktion von Whiskygeruch erfüllt war. Nach einem flüchtigen »Guten Morgen« ging sie an ihren Schreibtisch, überflog die Telegramme, sah die Post durch und übergab alles Jane. Sie sagte: »Ich habe im Gericht zu tun und weiß nicht, wann ich zurückkomme. Ich überlasse einstweilen alles dir.«
Als sie in den Gerichtssaal trat, hatten die Verhandlungen bereits begonnen, aber der junge Mann war noch nicht da. Und so mußte sie zuerst einige der üblichen Fälle anhören, die sie immer so schwer erschütterten. Dann öffnete sich die Türe, und ihr junger Mann wurde von einem Polizisten hereingeführt. In den Straßen, ja sogar während sie im Büro

mit Jane und Willie sprach, hatte sie an ihn gedacht. Sie ersann eine lange, komplizierte Geschichte, in welcher er ihr half, Platteville zu säubern und dem dahinsterbenden »Schild und Banner« zu neuem Leben zu verhelfen. Er verwandelte ihr ganzes Dasein. Er verliebte sich sogar in Jane und stach Jimmy Dougherty bei ihr aus. In einer Stunde war er zu einer Heldengestalt geworden. Unbewußt setzte sie ihn an die Stelle des Sohnes, den sie nie geboren hatte. Und nun, als er in den Saal trat, zerrann im Nu ihr Traum, weil der Arrestant auf einmal wieder distanziert, kühl und unfreundlich aussah. Und sie selbst kam sich wie eine sentimentale Närrin vor, die ewig versuchte, die Welt zu verbessern. Er war ja noch nicht einmal den Klauen des Gesetzes entronnen. Vielleicht wollte er auch gar nicht befreit werden. Klopfenden Herzens beobachtete sie ihn, wie er den Saal durchschritt und dem Richter Flynn gegenüber Platz nahm. Sie hörte, wie er seine Personalien angab und erklärte, warum er nach Platteville gekommen sei. Er hatte sich nicht einmal im Gerichtssaal umgesehen, um festzustellen, ob sie dasei. Sie flehte lautlos: »O Gott, mache, daß er zum ›Schild und Banner‹ kommt.« Dann, als der Richter ihn barsch fragte, welche Arbeit er in Platteville zu finden gehofft habe, sah sie, wie er seine Hand hob und sich am Kopf kratzte. Im Nu war sie aufgesprungen, durch den Mittelgang nach vorn geeilt und setzte sich direkt vor den Richtertisch. Mrs. McLeods Gefühle waren in hellem Aufruhr. Sie war nicht gewohnt, zu intrigieren, darum errötete sie jetzt und hatte sich kaum noch in der Gewalt.

Aber nach zwanzig Minuten, nachdem der Fall – allerdings ohne Mitwirkung des Gefangenen selbst – von allen Seiten beleuchtet worden war, sagte der Richter: »Ich bin zu folgendem Schluß gekommen: Der Angeklagte hat sich zweier Vergehen schuldig gemacht. Erstens der Landstreicherei und zweitens des Betrugs an der Bahngesellschaft. Dank der Intervention von Mrs. McLeod, einer unserer hervorragendsten Mitbürgerinnen, werde ich Gnade vor Recht ergehen lassen

und den Angeklagten auf Ehrenwort, daß er sich zwei Monate hindurch tadellos verhalten wird, in ihre Obhut entlassen. Der Gefangene ist frei und kann jederzeit gehen.«
Das hatte sie nie erwartet. Sie hätte ihn lieber bedingungslos freibekommen, denn auf Grund dieser Klausel, sich gut zu führen, konnte man ihn jederzeit wieder einsperren. Der gute Flynn war schlauer, als sie gedacht hatte, und nun stand sie plötzlich vor der Tatsache, daß ein fremder junger Mann ihrer Obhut anvertraut war. Denn als sie ihn jetzt anstarrte, war er nicht mehr einfach ein gut aussehender Mann, der ihr Sohn sein könnte, sondern ein völlig Fremder, von dem sie überhaupt nichts wußte und für den sie die Verantwortung übernommen hatte. Sie riß sich zusammen und sagte: »Herr Richter, ich werde den jungen Mann im Auge behalten«, und fügte hinzu: »Ich werde ihn sogar bei mir einquartieren.«
Er war frei, und nun standen sie einander in verlegenem Schweigen gegenüber. Etwas mußte geschehen. Darum sagte sie ein wenig streng, als wäre er ein kleiner Junge: »Sie kommen jetzt am besten mit.«

Es war ein strahlender Junitag, und als sie aus dem muffigen Gericht in die klare, reine Luft hinaustraten, besserte sich Mrs. McLeods Stimmung. »Ich glaube, wir kaufen Ihnen zuerst einmal einen Anzug.«
»Das ist keine schlechte Idee, wenn Sie einen auftreiben können. Ich zahlte es Ihnen später zurück. Ich habe kein Geld mitgebracht. Ich bin ohne einen Penny losgezogen, wie ein Arbeitsloser. Ich wollte einen echten Bericht verfassen.«
Sie fragte verlegen: »Möchten Sie eine Zigarette?«
»Ja, gern.«
Sie wartete, bis sie zum nächsten Haustor kamen, ging hinein, um von den Vorübergehenden nicht gesehen zu werden, und zog einen Fünfdollarschein aus ihrer abgetragenen Handtasche.

»So«, sagte sie, »nehmen Sie das als Vorschuß.«
»Danke, ich werde es Ihnen in einigen Tagen zurückgeben.«
»Ach ja – wir haben noch gar nicht über ihr Gehalt gesprochen, verzeihen Sie.«
Aber er sagte galant: »Machen Sie sich darüber keine Sorgen.«
Dann ging er auf die andere Seite der Straße zum Tabakladen. Unterdessen tat sie, als interessierte sie sich für die Auslage des Delikatessengeschäftes Hanselmann, sie sah jedoch überhaupt nichts von all den Herrlichkeiten, nicht einmal das Ebenbild ihrer eigenen exzentrischen Erscheinung im Spiegel des Schaufensters. Sie dachte, wie dumm sie gewesen sei, ihm einen Fünfdollarschein statt ein Fünfundzwanzigcentstück zu geben. Fünf Dollar: Sie, Jane und Aida könnten eine Woche davon leben! Und dann stand er vor ihr. Nicht etwa mit einem gewöhnlichen Päckchen Zigaretten, sondern mit einer sehr großen Schachtel. Wahrlich ein junger Mann mit noblen Allüren! Entsetzt durch den Anblick der Schachtel, änderte sie ihre Absicht und führte ihn anstatt zu Blackmore, dem Schneider, zu Frendlichs »Alles für den Herrn von der Stange«. Dort probierte er geduldig einen schlechtsitzenden Anzug nach dem andern an, bis er endlich einen sehr unauffälligen auswählte. Als er aus der Umkleidekabine heraustrat, schämte sie sich ihres Mißtrauens und ihrer Sparsamkeit, denn er hatte in seinem fleckigen, abgetragenen Anzug viel besser ausgesehen als in diesem hier. Zu Mr. Frendlich sagte sie: »Buchen Sie das bitte auf ihr Annoncenkonto.« Und dann, als sie mit dem jungen Mann das Geschäft verließ, erklärte Mrs. McLeod: »Jetzt gehen wir nach Haus zum Mittagessen.«
Aber zu ihrem Schrecken entgegnete er: »Wenn Sie gestatten, gehe ich lieber in ein Restaurant, und dann werde ich mich ein wenig in der Stadt umsehen.«
Dagegen ließ sich natürlich nichts einwenden, und so sagte sie so bestimmt als möglich: »Ich erwarte Sie zum Abendessen. Sie werden mein Haus schon finden. Fragen Sie einfach nach McLeods Narrenturm.«

»Um wieviel Uhr?«
»Ungefähr halb sieben.«
Er reichte ihr die Hand. »Danke, ich glaube, wir werden uns gut vertragen.« Dann wandte er sich um und schritt, die Hände in den Hosentaschen und die Zigarette zwischen den Lippen, die Straße entlang.

Sie blickte ihm lange nach. Er war zweifellos ein sonderbarer Kauz. Er sah J. E. nicht im geringsten ähnlich, das wurde ihr jetzt ganz klar, und sie verstand nicht, wieso sie es zuerst geglaubt hatte. Es war wirklich albern von ihr, ständig nach jungen Männern Ausschau zu halten, die sie an J. E. in seinen besten Jahren erinnerten. Er hatte etwas Verschlossenes an sich. »Verschlossen«, das war das richtige Wort, und nun hatte er sich vermutlich mit ihren fünf Dollar und einem Anzug, den sie bezahlt hatte, aus dem Staub gemacht. Sie erschrak, und zum erstenmal erkannte sie so recht ihre lächerliche Vertrauensseligkeit. Höchstwahrscheinlich würde sie ihn nie wiedersehen, er blieb verschwunden, und sie würde zur Spottfigur der halben Stadt werden, wenn die Geschichte sich herumsprach. Sie hatte Jane von ihm erzählen wollen, aber nun mußte sie es bleibenlassen. Es war ja nicht sicher, ob er durchbrennen oder wiederkehren würde.
Sie ging zur Redaktion und erfuhr dort zu ihrer Erleichterung, daß Jane ausgegangen war und nach dem Mittagessen zurückkommen würde. Dennoch fand sie es sonderbar, denn meistens aß Jane im Büro oder ging mit ihr nach Hause, um von Aidas Kochkunst zu profitieren. Am Montag, dachte sie, geht eben immer alles schief. Aber wenn sie nicht am Montag gehandelt hätte, hätte sie ihren jungen Mann bestimmt verloren, und er würde jetzt mit drei oder vier andern Vagabundie Mülleimer leeren.
Nach wenigen Augenblicken ärgerte sie sich schon wieder. Diesmal über Willie Ferguson. Im nüchternen Zustand war

Willie zwar zurückhaltend, weil er genau wußte, wie wenig er taugte. Angetrunken aber wurde er zu einer Art Mittelding zwischen einem Löwen und einem alten Obersten aus dem Süden, der alle Frauen als hilflose, dumme Dinger betrachtete. Und was das ärgste war, er sprach sie bei ihrem Vornamen an. »Na, Vinnie, was haben Sie nun wieder angestellt?« fragte er.
Sie versuchte, beleidigt dreinzuschauen, statt dessen errötete sie bloß wie ein Schulmädchen. »Wieso?« fragte sie.
Er kicherte und sagte: »Mich können Sie nicht zum Narren halten. Erzählen Sie mir nicht, daß Sie den ganzen Vormittag auf dem Marktplatz herumspaziert sind.« Er hob seinen Kopf und fragte: »Waren Sie wieder unten bei der Gaswerk-Mary?«
»Nein.«
»Sie haben bestimmt etwas angestellt. Glauben Sie ja nicht, daß ich es nicht herausbekommen werde.«
Daraufhin wurde sie nicht nur rot, sondern auch böse. »Sie werden es nicht herausbekommen, Willie«, sagte sie, »und außerdem geht es Sie nichts an.« Sie wandte sich um, ging in ihr Büro und warf die Türe zu. Sie ärgerte sich jetzt mehr über sich selbst als über Willie, weil sie sich ihm wieder einmal ausgeliefert hatte. Obwohl die Türe zwischen ihr und Willie geschlossen war, wußte sie genau, daß er noch dort saß und mit seinem halb betrunkenen Grinsen ihr nachstarrte – mit einem Feixen, das besagte: »Alle Frauen sind dumme, hilflose Geschöpfe, Vinnie ist der beste Beweis dafür. Natürlich hat sie sich mal wieder irgendwas eingebrockt.«
Der Rest des Tages verlief nicht besser. Jane kam in schlechter Laune zurück, und aller Whisky aus der untersten Schublade vermochte im Laufe des Nachmittags Willies Katerstimmung nicht zu vertreiben. Als er immer unerträglicher wurde, sagte Mrs. McLeod um vier Uhr: »Es ist besser, Willie, Sie gehen nach Hause und schlafen sich aus.« Und Willie nahm schweigend seinen abgetragenen Mantel und den zerbeulten Hut und verließ widerspruchslos die Redaktion.

Als er fort war, meinte Jane: »Was gedenkst du mit ihm zu tun, Tante Vinnie? Es wird immer schlimmer mit ihm. Heute nachmittag wollte er mich sogar kneifen.«
»Er hat dir hoffentlich nicht weh getan?«
Jane wurde wütend. »Keine Angst! Er hat mich nicht angerührt, aber eine Ohrfeige hat er bekommen, die er nicht so bald vergessen wird.«
»So und nicht anders muß man ihn behandeln. Eine Frau hat immer das Recht, sich zu verteidigen.«
»Ist das alles, was du dazu zu sagen hast?«
»Was soll ich anderes sagen, Jane? Du bist erwachsen und kräftig genug, um dich zu verteidigen. Du könntest ihn mit dem kleinen Finger umwerfen.«
»Das ist eine feine Art für zwei Damen der Südstaaten, miteinander zu reden.«
Bei dem Gedanken, daß sich Jane eine Dame der Südstaaten nannte, mußte Mrs. McLeod fast lachen, aber sie hielt sich zurück. Sie trat etwas näher an Jane heran und sagte: »Hör mal, Jane. Willie ist ein armer, alter, verbitterter Mann.«
»Das ist mir ganz egal.«
»Wenn ich ihn entlasse, ist es sein Tod.«
»Nun, dann wähle eben zwischen ihm und mir. Ich habe es satt.«
»Das einzige, was ihn noch aufrechterhält, ist sein Reporterposten. Wenn man ihm den nimmt, bleibt ihm nichts mehr.«
Jane stand auf, nahm Hut und Mantel und sagte: »Gut, dann gehe ich zurück auf die Ranch.«
»Das darfst du nicht, Jane, ich müßte sonst alles aufgeben.«
Jane brach in Tränen aus und stürzte aus dem Büro. Bei der Türe schrie sie: »Ich habe es satt – Willie und die Zeitung und alles andere!«
Nachdem sie fortgegangen war, stand Mrs. McLeod einen Augenblick in der Mitte des Zimmers und ließ sich dann todmüde in Willies Stuhl fallen. Plötzlich hatte sie nur noch einen Wunsch – nach McLeods Narrenturm zu gehen, sich

ins Bett zu legen und nie mehr aufzustehen, nie mehr mit schwierigen Leuten zusammenzutreffen, sich nie wieder Sorgen machen zu müssen, wie man Geld für das »Schild und Banner« beschaffen könne, nie wieder den alten Dougherty zu sehen oder an seine Verbrechen zu denken. Es kam ihr auf einmal zum Bewußtsein, wie albern es war, stets andere Leute für besser zu halten, als sie wirklich waren. Das war schon immer ihre große Schwäche gewesen. Wären J. E. und sie stets rücksichtslos gewesen, und hätten sie von den Leuten immer das schlechteste gedacht und nicht das beste, so wäre ihre Zeitung nicht in eine solche Lage gekommen. Und jetzt hatte Jane sie auch noch verlassen. In einem plötzlichen Anfall der Verzweiflung war sie überzeugt, daß der junge Mann sie zum Narren gehalten hatte. Er hatte ihr fünf Dollar und einen Anzug abgepreßt. Er hatte sogar seine Freiheit erwirkt und sie wieder einmal zum Gespött der Stadt gemacht.
Um sechs Uhr ging sie hinunter, um von Willies Frau ein wenig Geld zu verlangen, als Ersatz für die fünf Dollar, die sie dem jungen Mann gegeben hatte. Aber Willies Frau hatte kein Mitleid mit ihr. Sie saß hinter ihrem rostigen Gitter wie eine altmodische Schullehrerin, die allem und jedem mißtraute.
»Ich kann Ihnen nur anderthalb Dollar geben, Mrs. McLeod. Die Gasrechnung muß noch bezahlt werden.«
Mit einem Dollar und fünfzig Cents ging die alte Frau durch die dunklen, vertrauten Straßen nach Hause. Sie öffnete das wackelige Tor und schritt den Pfad zwischen den struppigen, ungepflegten Büschen auf das Haus zu. In der Halle hörte sie Stimmen aus der Küche. Die eine Stimme war unverkennbar die Aidas, die andere die eines Mannes. Einen Augenblick lang dachte sie, weil sie Vergangenheit und Gegenwart etwas durcheinandergebracht hatte, daß Aida wieder ihr altes Spiel treibe und einen Verehrer zu Gast habe, aber dann erinnerte sie sich, daß Aida ja fast so alt war sie sie selbst und längst keine Verehrer mehr hatte. Sie öffnete die Tür und sah Aida,

die geschäftig am Ofen hantierte, und neben ihr stand eine Gestalt, die unverkennbar die des jungen Mannes war. Er hielt ein Notizbuch in der Hand und notierte, was Aida sagte: »Und hier geschieht noch viel mehr. Sie sollten eine Weile in Platteville bleiben. Die Haare würden Ihnen zu Berge stehen über das, was Sie erleben könnten.« Aida war munter wie eine Lerche, denn Gott hatte ihren Herzenswunsch erfüllt, aber auch Mrs. McLeod wurde wieder froh.

Als Janes Tränen nach ihrer Flucht aus dem Büro versiegt waren, empfand sie eine plötzliche Leere im Herzen. Stunde um Stunde rannte sie ziellos durch die Stadt, bis sie sich etwas ausgeglichener als heute nachmittag fühlte und sich gestand, wie kindisch sie sich benommen hatte. Langsam ging sie jetzt nach Haus, schritt ängstlich an den gespenstischen Fliederbüschen vorbei und trat in die schwach erhellte Halle. Von der gegenüberliegenden Seite drang ein Lichtschimmer aus der halboffenen Türe von J. E.s Bibliothek. Da dachte Jane: Tante Vinnie arbeitet noch. Ich werde hineingehen, gute Nacht sagen und mich entschuldigen, daß ich so ungezogen war. Aber es kam ihr doch sonderbar vor, daß Tante Vinnie in der so selten benutzten Bibliothek arbeitete anstatt in J. E.s »Höhle«. Sie legte Hut und Mantel ab und wollte in die Bibliothek gehen, aber sie kam gar nicht so weit, denn als sie den unteren Treppenabsatz erreichte, öffnete sich die Tür, und gegen das Licht hob sich eine Männergestalt ab. Sogleich überfielen sie wieder die Schrecken des dunklen Pfades, und sie schrie auf. Doch der Mann blieb nicht stehen, sondern kam auf sie zu, und zwischen ihren Schreien hörte sie ihn sagen: »Erschrecken Sie nicht, das bin doch nur ich.«

Aber ihre Knie versagten, sie fiel in sich zusammen, und sogar das matte Licht der Bibliothek verlöschte vor ihren Augen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, saß sie in einem von J. E.s großen, abgewetzten Lederstühlen, und Tante Vinnie und Aida beugten sich über sie. Etwas hinter ihnen stand ein junger Mann mit dunkelblondem Haar und einer Hornbrille. Dann flößte ihr Aida eine Riesenportion Whisky ein, und Tante Vinnie sagte: »Es ist nichts, mein Kind. Er tut dir ja nichts. Er wohnt hier bei uns im Haus.«
Das kam Jane ganz unsinnig vor, obwohl sie es aus Tante Vinnies eigenem Mund hörte. Dann erklärte ihr Mrs. McLeod, daß dies ein junger Mann namens Richardson sei, der am »Schild und Banner« mitarbeiten werde, daß sie ihn aus der Untersuchungshaft befreit habe, daß er Studien über das Leben der Arbeitslosen mache und als Mieter von heute an mit im Haus wohne. Und während Tante Vinnie ihr alles klarmachte, betrachtete Jane, die sich schon viel wohler fühlte, den jungen Mann. Schon während Tante Vinnies Erklärungen hatte sie bemerkt, wie gut er aussah. Die Hornbrille gab ihm einen etwas zu intellektuellen Charakter, aber er war nicht mager wie die meisten Intellektuellen, sondern hatte breite Schultern. Trotz ihrer Schwäche und Aufregung spürte sie, daß das Leben in McLeods Narrenturm von nun an weniger trübselig sein würde.
»Es tut mir schrecklich leid, Sie so erschreckt zu haben«, sagte er. »Ich habe die Bibliothek nach Grants Memoiren durchsucht und auch ein Exemplar gefunden. Ich hatte sie schon immer lesen wollen, sie kamen mir aber nie in die Hände.«
Sie bat ihn, er solle sich weiter keine Vorwürfe machen, aber dann entstand ein peinliches Schweigen, das Aida taktvoll mit der Bemerkung unterbrach: »Ich werde Kakao und Sandwiches machen, das beruhigt die Nerven.«
So gingen sie in die große Küche, und während Aida den Kakao kochte, strichen Mrs. McLeod und Jane die Sandwiches; Jane wurde plötzlich sogar vergnügt und fand, daß Hausarbeit, die sie immer verachtet hatte, ganz angenehm sein konnte. Der junge Mann benahm sich gar nicht wie ein

Fremder; er half mit, plauderte und machte Witze, die besonders Aida zu wahren Lachstürmen reizten. Als alles bereit war, setzten sich Mrs. McLeod, Jane und der junge Mann an den Tisch, und Aida bediente sie. Es war sehr gemütlich, und der junge Mann erzählte ihnen von den Abenteuern, die er auf seiner Wanderung von New York nach dem Südwesten erlebt hatte.
Jetzt, dachte Jane, noch immer etwas angeregt vom Whisky, werde ich endlich jemand haben, der mir geistig ebenbürtig ist. Sie vergaß sogar die Ranch und betrachtete ihn schon als neuen Heiratskandidaten. Jedenfalls war es herrlich, einen Mann im Haus zu haben.

Am nächsten Tag machte sich Mr. Richardson an die Arbeit. Sobald er die Redaktion des »Schild und Banner« betreten hatte, schien sich die Atmosphäre des Hauses zu verwandeln. In der Druckerei erweckten die Setzer ihre Maschinen zu neuem Leben. Willie Fergusons Frau wurde etwas freundlicher, und für den Bruchteil einer Sekunde sah Mrs. McLeod ein mattes Lächeln über ihr Gesicht huschen. Oben im Büro bekam der Neuankömmling einen alten Schreibtisch am Fenster. Dort saß er nun und drehte seinen mächtigen Rücken Jane und Willie Ferguson zu. Ihm zu Ehren hatte auch Mrs. McLeod ein neues Foulardkleid angezogen. Jane kam sich vor wie an ihrem ersten Arbeitstag, als sie, frisch vom College, den Kopf voller Ideen hatte, wie man die Zeitung von Grund aus modernisieren könnte. Während sie die breite, kräftige Gestalt am Fenster betrachtete, stieg eine neue Begeisterung in ihr auf. Den ganzen Morgen hielt sie immer wieder in ihrer Arbeit inne, um den in Frendlichs billigem Anzug steckenden Rücken zu betrachten. Es ging etwas Vertrauenerweckendes von Mr. Richardson aus. Doch vorläufig war er für sie mehr ein Symbol als ein Mann. Obwohl sie sich vor ihm lächerlich gemacht hatte, als sie in Ohnmacht gefallen

war, und obwohl sie zusammen mit Tante Vinnie und Aida in der Küche gesessen und bis nach Mitternacht geplaudert hatten, wußte sie eigentlich nichts von ihm. Sie fand ihn nett, aber er hatte etwas Verschlossenes an sich, eine gewisse Kälte und Nüchternheit, die ihr mißfiel. Es war, als wenn er sich jeden auf Armeslänge vom Leibe hielte. Vielleicht rührte dies daher, daß er nicht nur ein Intellektueller, sondern auch ein Yankee war. Gegen ihren Willen mußte sie wieder an Jimmy Dougherty denken, der so ganz anders war. An Jimmy war nichts Verschlossenes oder Geheimnisvolles, man kannte ihn gleich. Er gab sich stets so, als würde er jedem sagen: »Die Welt ist schön, laßt uns Freunde sein.« Mr. Richardson dagegen würde man nie kennenlernen, wie lange er auch hierbleiben mochte, das spürte Jane genau. Aber vielleicht taute der Neuankömmling mit der Zeit auf. Yankees schlossen nicht so schnell Freundschaft und waren auch nicht so gastlich wie die Leute aus den Südstaaten. Vielleicht würde er sich in sie verlieben, sie heiraten und nach dem Osten mitnehmen, wo sie eine Rolle spielen könnte. Aber auch wenn sich diese Wunschträume nicht erfüllen sollten, so wäre er als Verehrer höchst willkommen. Er konnte sie ins Kino führen oder zum Essen ins Hotel Beauregard, kurz: überallhin, wo Jimmy sie sehen würde. Jetzt konnte sie ihm endlich zeigen, daß er nicht der einzige Mann auf der Welt war. Aber leider mußte sie schon am ersten Morgen feststellen, daß Mr. Richardson recht wenig Notiz von ihr nahm. Er verbrachte die eine Hälfte des Vormittags damit, die alte Schreibmaschine wieder instand zu setzen, die Tante Vinnie ihm gegeben hatte, und die andere Hälfte des Morgens damit, mehrere Nummern des »Schild und Banner« sehr genau zu studieren. Sie versuchte ihn samt seiner Gleichgültigkeit zu ignorieren, aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Von allen Mitarbeitern der Zeitung blieb scheinbar nur Willie Ferguson von der unerwarteten Ankunft des Neulings unberührt. Jedenfalls wurde sein Lebensrhythmus dadurch keinesfalls beschleunigt; er hielt die Einführung

des ehemaligen Häftlings lediglich für eine von Lavinia McLeods üblichen Narreteien, und zwar für eine ihrer größten. Da er ein Konservativer war, liebte er keine Veränderungen, und mit seinem sicheren Instinkt hatte er vor allen andern und von Anfang an gewußt, daß dieser junge Mann alles auf den Kopf stellen würde. Am meisten mißtraute er ihm, weil er sogar in Frendlichs »Anzug von der Stange« energisch, tüchtig und intelligent wirkte – lauter Eigenschaften, die nach Willies Ansicht dem Leben die Würze nahmen. Außerdem war er ein Yankee, und Willie haßte die Yankees. Sie hatten, so glaubte er, sein Schicksal schon besiegelt, noch ehe er geboren wurde. Wären die Yankees nicht gewesen, so hätte er auf einer Farm in Georgia, von Sklaven umgeben, in Saus und Braus gelebt, statt daß er sich in einer Viehtreiberstadt des Südwestens kümmerlich durchschlagen mußte. Daher schmollte Willie und griff öfters als sonst an Dienstagen in die unterste Schreibtischschublade, und ab und zu schnaubte oder knurrte er deutlich, was der Neuankömmling in aufreizender Weise überhörte.

Bisher war es im Zeitungsgebäude immer recht gemütlich zugegangen. Aber heute merkte jeder bald, daß es mit der Gemütlichkeit vorbei sein würde. Die meisten waren ratlos und fühlten sich unbehaglich. Als dieses Unbehagen während des Tages stieg, triumphierte Willie innerlich und dachte: Habe ich es euch nicht gesagt? Man kann hier keine Yankees ansiedeln. Sie sind zu kalt.

Jane nahm Mr. Richardsons Verhalten von Stunde zu Stunde immer mehr übel. Sie fand, daß sie ein Recht habe, von ihm bemerkt zu werden. Wenn sie auf seinen breiten Rücken starrte, so erwartete sie, daß Mr. Richardson sich zumindest umdrehen, mit ihr sprechen oder sie anlächeln würde. Andere Männer beachteten doch auch ihre blauen Augen, ihre goldblonden Haare, den rosigen Teint und ihre hübsche Figur ohne Vorbehalt – eine Menge anderer Männer, Männer, die sie nicht einmal kannten! Er aber wandte sich nicht um, außer

um sie nach dem vom »Schild und Banner« bevorzugten Stil zu fragen oder nach Mrs. McLeods Geschmack in Schlagzeilen oder nach dem Namen irgendeines prominenten Mitbürgers.

Die ganze erste Woche ging es so weiter. Er kam nicht einmal zum Abendessen heim, sondern verbrachte seine Abende in der Stadt – wo, das konnten weder Jane noch Mrs. McLeod erfahren. Meistens kehrte er erst heim, wenn sie alle schon im Bett lagen, und ging noch für eine Weile in die Bibliothek, um zu arbeiten. Der zweite Band der Memoiren von Ulysses S. Grant lag stets auf seinem Nachttisch. Er hatte ihn aus der Bibliothek genommen, um ihn vor dem Einschlafen zu lesen. Fünfmal in der Woche kamen sie zum Frühstück, ohne ihn anzutreffen. Er hatte bereits gegessen und war ins Büro gegangen. Aida erzählte, daß seit kurzem jeden Tag ein Luftpostbrief mit einem Bostoner Stempel für ihn gekommen sei.
Am Ende der Woche konnte Mrs. McLeod dem Richter Flynn triumphierend berichten, daß sich der junge Mann musterhaft gehalten habe und im Begriff sei, ein würdiger Bürger von Platteville zu werden. Er hatte kein Verbrechen begangen. Er war mäßig, ordentlich, höflich. Aber Mrs. McLeod hegte auf einmal wieder gewisse Zweifel. Er war nicht das, was sie sich mit kühner Phantasie ausgemalt, er spielte nicht die Rolle, die sie ihm zugedacht hatte. Er war kein Feuergeist. Ihr schien es, als säße er bloß an seinem Schreibtisch, stellte Fragen und läse Zeitungsausschnitte. Enttäuscht glaubte sie, daß er sie zum Narren gehalten habe.
Am folgenden Freitag aber kam die Wendung.
Erstens erschien Mr. Richardson am Morgen in einem anderen Anzug, der zwar nicht neu, aber, was Schnitt und Stoff betraf, offensichtlich sehr teuer gewesen war. Mrs. McLeod war nicht die einzige, die es bemerkte. Auch Jane war es sogleich aufgefallen. Man konnte meinen, er sei einer dieser elegant gekleideten jungen Leute aus New York oder Boston. Bei

seinem Anblick schlug Jane das Herz schneller, und der kleine Snob in ihr dachte: Vielleicht ist er gar nicht so übel, wie ich zuerst geglaubt habe.
Ungefähr um elf Uhr pochte er, mit einem Stoß Manuskripte unter dem Arm, an die Tür von Mrs. McLeods Zimmer und fragte, ob er sie eine halbe Stunde sprechen könne – eine Bitte, die sie mit einem Gemisch von Angst und Entzücken gewährte. Er schloß die Tür und legte die Manuskriptblätter auf den Rand ihres übervollen Schreibtisches. Dann rückte er seine Brille zurecht, blickte sie an und sagte:
»Mrs. McLeod, Sie finden bestimmt, daß ich diese Woche mein Gehalt nicht verdient habe, aber ich darf sagen, daß ich die ganze Zeit über streng gearbeitet habe. Ich bin fremd hier und muß erst einmal Fuß fassen und mich ein wenig einleben.« Er nahm seine Brille ab, und als sie in die ehrlichen, graublauen Augen blickte, wußte sie, daß ihr Impuls auf der Polizeiwache richtig gewesen war. »Ich hoffe, Sie werden mich nicht für aufdringlich halten, aber ich habe eine Menge Vorschläge zu machen.«
»O nein . . . gewiß nicht . . . ich hoffte ja, daß Sie Vorschläge machen würden.«
»Mrs. McLeod, ich glaube, das ›Schild und Banner‹ muß ein wenig aufgerüttelt werden. Der Name gefällt mir. Er klingt kämpferisch wie aus der Pionierzeit. Die ganze Zeitung sollte etwas angriffsfreudiger sein!«
»Das möchte ich ja gerade . . . nur . . .«, sie suchte nach Worten, »nur weiß ich nicht, wie ich es anstellen soll.«
Er lächelte. »Vielleicht kann ich Ihnen da behilflich sein. Wie kam die Zeitung zu diesem Titel?«
»J. E.s Vater gründete sie und gab ihr den Namen ›Schild und Banner‹ . . . gleich nach dem Bürgerkrieg.« Dann kam ihr in den Sinn, daß Mr. Richardson vielleicht nicht wußte, wer J. E. gewesen war, und fügte hinzu: »J. E. war mein Mann. Ich übernahm das Blatt, als er starb.«
Zu ihrem Erstaunen sagte er: »Ja, ich habe alles über ihn

nachgelesen, er muß ein hervorragender Mann gewesen sein.« Dann nahm er seine Notizen zur Hand und sagte: »Also ich beginne mit der Redaktion.« Während er seine Brille wieder aufsetzte, fügte er hinzu: »Ich habe den Kreuzzug keineswegs vergessen. Auch darüber habe ich mir einige Notizen gemacht.«
»Das ist recht!«
Punkt für Punkt erläuterte er seine Vorschläge. Er sprach von besserer Aufmachung und verändertem Stil, von mehr allgemein interessierenden Artikeln, von einer Spalte über die kleinen Ereignisse bei den »lieben Mitbürgern« – »vielleicht sollten wir sogar eine Sonntagsausgabe für die Farmer und Rancher machen. Ihre Neigungen unterscheiden sich so sehr von denen der Städter«, erklärte er. »Man könnte darin über Kühe und Hühner und Gemüse und ähnliche Dinge schreiben.«
Während Mrs. McLeod ihm zuhörte, wurde sie immer aufgeregter. Sie fand die Ideen wundervoll. Warum hatte sie nie an so etwas gedacht? Aber dann erinnerte sie sich, daß sie diese Ideen ja auch einst gehabt hatte, nur war nie etwas aus ihnen geworden. Immer waren sie wieder in Vergessenheit geraten.
»Wissen Sie«, sagte er, »wir müssen vor allem die Zeitung von Grund aus neu aufbauen und mehr Abonnenten gewinnen, dann werden die Inserenten auch von selbst kommen. Für den Feldzug brauchen wir Leser, erst dann können wir anfangen. Und wenn der Hase erst einmal läuft, gibt es immer mehr Leser und Inserenten.«
Ihr Herz wollte zerspringen vor Erregung: Ihre Zeitung sollte wieder eine Macht werden wie zu J. E.s Lebzeiten, eine Kämpferin für das Recht! Aber eine innere Stimme in ihr wurde plötzlich so gebieterisch, daß sie sagte: »Aber das wird viel Geld kosten. Ich habe Ihnen zwar gesagt, daß unsere Lage nicht rosig ist, aber die ganze Wahrheit habe ich Ihnen nicht gestanden.«
»Nein«, sagte er, »es wird gar nicht soviel Geld kosten, am

Anfang so gut wie keines, dafür aber sehr viel Arbeit!« Er nahm seine Brille ab und zündete sich eine Zigarette an. »Miss Baldwin«, sagte er, »sieht jung und kräftig aus, sie ist doch gewillt mitzuarbeiten, nicht wahr?«

»Gewiß . . . nur ist sie manchmal etwas schwierig.«

»Ja«, sagte er lachend, »das habe ich bemerkt. Die Arbeit wird ihr bestimmt guttun und ihr die Mucken austreiben.«

Mrs. McLeod ärgerte sich ein wenig über diese anmaßende Äußerung. Er sah den Blick in ihren Augen und sagte: »Entschuldigen Sie den Ausdruck, aber wenn wir diese Sache durchführen wollen, so muß Vertrauen, Freundschaft und Aufrichtigkeit herrschen.«

»Oh, darüber brauchen wir uns keine Sorgen zu machen. Mit Jane können wir uns schon vertragen.«

»Ferguson dagegen wird uns kaum nützen.«

»Nein, aber ich kann ihn nicht fortschicken.«

»Nun, es wird schon irgendwie gehen.«

Dann nahm er den zweiten Stoß Blätter zur Hand und sagte: »Und jetzt zum Feldzug. Ich habe mich auch damit befaßt und mich in der Stadt ein bißchen umgesehen. Es hat keinen Sinn, so etwas anzufangen, bevor man Fuß gefaßt hat.« Und dann berichtete er ihr, was er in Bars, Spielsälen, Restaurants gehört hatte.

Mrs. McLeod sagte sich darauf, daß er keinesfalls so ungehobelt sein konnte, wie es zuerst schien, denn er hatte sich mit vielen Leuten angefreundet und ihnen allerlei Informationen entlockt, Dinge, die Mrs. McLeod nie zu Ohren gekommen waren, vor allem neue Schurkereien des alten Dougherty und seiner Bande. Während Mrs. McLeod zuhörte, begeisterte sie sich immer mehr, und sie fühlte sich wieder jung wie in den Tagen, da J. E. noch lebte. Als er geendet hatte, gestand sie: »Ich muß sagen, Sie haben Ihre Zeit wirklich nicht vergeudet.«

»Dann wäre aber noch die politische Frage zu lösen. Mir ist nicht klar, wie dieser Dougherty in seiner Partei steht.«

»Was hat das mit unserer Sache zu tun?«

»Ein Kreuzzug ist ohne starken Rückhalt nicht möglich. Und wenn wir wirklich Politik machen und die Dougherty-Bande vertreiben wollen, müssen wir wissen, wer uns hilft.«
Mrs. McLeod überlegte einen Augenblick und sagte dann: »Ich habe Gerüchte von einer Fehde zwischen Dougherty und Bill Swain gehört. Bill Swain ist der Parteiführer der Demokraten. Aber ich weiß nicht, wieweit das mit der Fehde stimmt. Man sagt, der alte Dougherty habe den Ehrgeiz, sich an seine Stelle zu setzen.«
Die graublauen Augen leuchteten auf. »Wenn das wahr ist, haben wir ein Mordsglück. Es ist genau das, was wir brauchen. Ich habe auch derartige Gerüchte gehört.«
»Wann können wir mit unserem Kreuzzug beginnen? Nächste Woche?«
Mr. Richardson lachte. »Nicht so schnell, meine Bewährungsfrist ist noch nicht zu Ende.«
»Was hat das damit zu tun?«
»Daß sie mich jeden Tag verhaften und Kanäle graben lassen können. Nein, während der nächsten Monate werden wir erst einmal versuchen, aus dem ›Schild und Banner‹ eine erstklassige Zeitung zu machen, und bis dahin werden die Karten schon richtig gemischt sein.«
»Soll das heißen, daß Sie längere Zeit in Platteville bleiben wollen?«
»Gewiß, ich bleibe hier, bis meine Aufgabe erfüllt ist.«
Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, und er ergriff sie. »Dann sind wir also handelseinig.«
»Ja.«
»Das Blatt steht zu Ihrer Verfügung. Sie können damit machen, was Sie wollen.«
»Eben das hoffte ich von Ihnen zu hören!«
In diesem Augenblick fiel ihr die Gaswerk-Mary ein. Sofort wollte sie zu ihr gehen und ihr berichten, was geschehen war. Mrs. McLeod hatte ihr über den jungen Mann bisher absichtlich nichts erzählt, weil sie seiner nicht sicher gewesen war.

Jetzt war sie es. Sogleich fragte sie Mr. Richardson: »Haben Sie die Gaswerk-Mary schon einmal besucht?«
»Meinen Sie die Frau, die eine Tanzbar unten am Flusse führt?«
»Ja.«
»Nein, ich kenne sie nicht.«
»Schön, dann werde ich Sie hinführen. Wann können wir gehen?«
»Heute abend?«
»Heute abend.«
Als er gegangen war, starrte Mrs. McLeod eine Weile verwirrt und freudig erregt in den Park hinaus. Es war herrlich, sich wieder jung zu fühlen – um dreißig Jahre jünger! Ich muß mich zusammennehmen und vernünftig sein, sagte sie sich. Zuerst werde ich einmal meinen Schreibtisch aufräumen. Sie sortierte die Papiere und versuchte, etwas Ordnung in das Chaos zu bringen. Ihr Arbeitsplatz sollte so aussehen wie der von Mr. Richardson. Doch insgeheim wußte sie, daß schon am nächsten Tag wieder das alte Chaos herrschen würde. Als sie fertig war, ging sie hinaus, um Jane zu suchen und ihr von der Unterhaltung zu berichten. Aber Jane war nicht da. Willie sagte, sie sei vor einer halben Stunde ausgegangen und werde erst um zwei Uhr zurückkommen.

Jane schmollte. Sie hatte Mr. Richardsons langweiligen Tweedrücken nicht länger ertragen und war davongelaufen, um allein zu essen. Doch kaum war sie auf der Straße, zog es sie zum Dougherty-Block. Von Natur ungeduldig, hatte sie nach einer Woche die Hoffnung aufgegeben, bei Mr. Richardson Aufmerksamkeit zu erwecken; jetzt wollte sie ihn nur noch vergessen. Mehr denn je sehnte sie sich nach Jimmy und seinem Lächeln. Sie sehnte sich nach etwas Menschlichem, Frechem, ja geradezu Bösem. Sie wollte diesem eingebildeten Yankee Mr. Richardson endlich eine Lektion erteilen.
Dreimal schritt sie vor dem Block auf und ab, aber es war

weder Jimmy noch sein olivgrüner Zweisitzer zu entdecken. Als sie schließlich wieder zu sich kam, sagte sie sich: Ich bin wohl wahnsinnig! Was werden die Leute denken, wenn sie mich hier wie eine Idiotin auf und ab gehen sehen? Was ist denn nur in mich gefahren? Wütend über sich selbst ging sie zum Restaurant am Fluß, wo sie sicher war, Tante Vinnie nicht zu treffen. Das Essen war gut, wenn sie auch nicht wußte, was sie aß. Später saß sie über den ersten Band von Grants Memoiren gebeugt und versuchte zu ergründen, was in aller Welt Mr. Richardson an so einem Buch interessieren könnte. Immer wieder starrte sie auf das bedruckte Papier, aber sie sah doch nichts anderes als Jimmys blaue Augen und Jimmys Lächeln.

Als sie in die Redaktion zurückkam, rief Mrs. McLeod sie in ihr Zimmer und erzählte ihr von Mr. R.s Plänen. Teilnahmslos hörte sie zu, und als die Tante mit ihrem Bericht zu Ende war, blieb sie mürrisch sitzen.

»Na«, sagte Mrs. McLeod, »warum sagst du nichts? Ist es nicht wunderbar?«

»Ja, wenn es wahr ist – und wenn's klappt.«

Diese Bemerkung wirkte wie eine kalte Dusche auf Mrs. McLeod. »Was meinst du damit?«

»Ich meine, daß dein Mr. Richardson nicht genug Temperament hat, so etwas durchzuführen, daß er nichts anderes ist als ein kalter Fisch.«

Mrs. McLeod durchschaute die Anspielung und war beruhigt. Sie sagte gelassen: »Nun, wir werden ja sehen. Nur darfst du nichts verlauten lassen. Das würde die Sache gefährden. Die wären imstande, Mr. Richardson wieder zu verhaften.«

»Wem könnte ich es in diesem kleinen Nest hier schon erzählen?« murrte Jane und stand müde auf.

Da packte Mrs. McLeod den Stier bei den Hörnern. »Natürlich Jimmy Dougherty«, sagte sie und erwartete einen Wutausbruch. Aber er blieb aus. Jane öffnete die Tür und sagte auf der Schwelle: »Ich sehe Jimmy Dougherty überhaupt nicht mehr.

Glaubst du denn, daß ich mich mit so einem hergelaufenen irischen Gecken einlasse?«
Nachdem die Türe sich geschlossen hatte, war Mrs. McLeod einen Augenblick lang verblüfft, aber dann wurde ihr klar, daß Jane sich nicht so leidenschaftlich ausgedrückt hätte, wenn ihre Gefühle dabei nicht stark beteiligt gewesen wären. Sie wußte zwar, daß Jane Jimmy tatsächlich eine Woche lang nicht gesehen hatte, aber sie wußte jetzt auch, daß Jane ihn sehr vermißte. Das wird den Kreuzzug bestimmt erschweren, dachte sie – all diese Liebe zu Jimmy und diese Zweifel an Mr. Richardson.
Bis eben noch war alles kristallklar und einfach gewesen, und jetzt war plötzlich alles so kompliziert. Sie blickte auf ihren Schreibtisch und bemerkte, daß er wie von Geisterhand bereits wieder in Unordnung geraten war . . . und Unordnung herrschte auch in ihrem Kopf.
»Es hilft einfach nichts«, sagte sie sich resigniert, »bei mir geht alles schief.«
Dann nahm sie den Telefonhörer auf und ließ sich mit Gaswerk-Mary verbinden. Als die vertraute Stimme sich meldete, sagte sie: »Er ist da.«
»Wer?« fragte Mary.
»Der junge Mann, nach dem ich gesucht habe . . . der, welcher mir bei dem Kreuzzug helfen soll.« Dann berichtete sie Mary hastig, wie das Schicksal ihn ihr gesandt hatte.
Aber Marys Stimme klang zweifelnd. »Sind Sie seiner sicher?« fragte sie.
»Ich war nie sicherer.«
»Seien Sie vorsichtig, Mrs. McLeod. Sie kennen sich doch!«
»Ja, natürlich. Ich bringe ihn heute abend mit, und Sie können dann selbst urteilen.«
»Schön. Ich bin im Tanzlokal. Aber ich würde über die Sache nicht zuviel am Telefon sprechen.«
Danach vergaß Mrs. McLeod die Unordnung auf ihrem Schreibtisch und fühlte sich wieder wohler.

Gaswerk-Marys Abende begannen früh, ungefähr um acht Uhr, je nach der Anzahl der Barken und Flußdampfer, die im Hafen vor Anker lagen. Aus Liebe zur Vergangenheit hatte Mary das neue »El Dorado« möglichst genau nach dem Muster des alten geschaffen. Es war ein großer, kasernenhafter Raum mit der Biertheke am einen Ende und dem Büfett am andern, wo »Hamburger«, Sandwiches und heiße Würstchen serviert wurden. An einer Seite war eine Art Barriere, hinter der sich die Tanzgirls zwischen den Tänzen aufhalten mußten. Die Dachbalken waren kahl und nur mit Girlanden aus buntem Papier und den Flaggen aller Nationen geschmückt. Die Mitte gehörte den Tanzlustigen, außer einem Viereck, wo die Negerjazzband von acht Uhr abends an so lange spielte, wie Gäste da waren. Die Tanzgirls sahen in ihrem »Pferch« wie eine Versammlung munterer, aber achtbarer Schullehrerinnen aus. Es waren Mädchen, die bei Tag arbeiteten, in Büros, in Haushalten, in Waren- oder Modehäusern. Im »El Dorado« konnten sie abends tanzen und dabei Geld verdienen: Fünf Cents pro Tanz und zweieinhalb Cent auf das Glas Bier. Gaswerk-Mary duldete im »El Dorado« keine »Professionellen«. Sie sagte oft: »Natürlich kann ich mich nicht dafür verbürgen, was die Tanzgirls tun, wenn sie von hier fortgehen, aber während sie in meinem Lokal sind, müssen sie sich anständig benehmen.« Und trotz der Kundschaft, die aus Schiffern und lauter Rowdys bestand, herrschte im »El Dorado« Ordnung. Wenn man sich umsah und die harten Gesichter der Männer betrachtete, so fragte man sich, was sie im Zaum hielt. Aber bald wußte man es: Erstens wurde kein starker Alkohol ausgeschenkt, und Mary gestattete auch nicht, daß man welchen mitbrachte. Zweitens war etwas an ihr selbst, die im eleganten Kleid an ihrem Tisch neben der langen Bar saß, das einen beruhigenden Einfluß ausübte – ihre würdevolle, etwas steife Gestalt schien das Herz selbst des rohesten Hafenarbeiters mit Angst und Ehrfurcht zu erfüllen. Und wenn die Wirkung von Marys Würde versagte, so besaß

sie den besten Hinauswerfer am ganzen Fluß. Er hieß Jake und hatte die Statur eines Gorillas. Er war nicht gerade ein heller Kopf und unter normalen Umständen sehr friedfertig, aber er wurde zum Dämon, wenn man ihn reizte. Mit einer Flasche über den Schädel geschlagen zu werden, das gab ihm geradezu ein Hochgefühl.

Es war fast neun Uhr, als Mrs. McLeod und Mr. Richardson kamen, und das Tanzen war schon in vollem Gang. Jeder Platz an der Bar und am Büfett war besetzt, und alle Mädchen aus dem »Pferch« hatten ihre Kunden gefunden. Gaswerk-Mary erwartete die beiden Gäste an ihrem Tisch in einem eng anliegenden Kleid aus violettem Merino, das sie als kleines Abendkleid bezeichnete, und im Glanz ihres gesamten Schmuckes. Man sah, daß sie sich für den Anlaß besonders angestrengt hatte. Mrs. McLeod und Mr. Richardson setzten sich ihr gegenüber. Während sie Bier bestellte, schaute sie den jungen Mann prüfend an. Ihr gefielen seine Kopfform, das eigensinnige Kinn, der schmale Mund, die gerade Nase und die eckige Stirn, am meisten aber der aufrichtige, fast unschuldige Blick hinter der Hornbrille. Sie sagte sich ohne Zögern: Dieser Bursche ist offen und ehrlich. Wenn man ihn angriffe, würde er sich wehren. Er ist kein geborener Kämpfer, aber für seine Ideen steht er ein. Ich selbst könnte ihn zwar zu nichts gebrauchen, aber zweifellos taugt er für andere Dinge.

»Gute Musik«, sagte Richardson und erhob seine Stimme, um die Kakophonie der Negerkapelle zu übertönen.

»Nicht gut, aber laut«, sagte Gaswerk-Mary, »das braucht man hier. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick.« Sie stand auf, durchquerte den Tanzsaal und ging zu einem Paar, das seit längerer Zeit bei der Barriere auf und ab hüpfte. Als sie aufstand, sahen ihre Gäste zum erstenmal, daß das kleine Abendkleid eine kurze Schleppe hatte.

Sie sprach mit dem Paar, und es ging sofort weiter.

Als sie zurückkam, sagte sie plötzlich zu Mr. Richardson: »So, und nun erzählen Sie uns von sich.«

Aber Mr. Richardson ließ sich nicht ausfragen und verriet nichts, was er nicht bereits Mrs. McLeod gesagt hatte. Dann lächelte er auf einmal. Es war ein unerwartetes und vielsagendes Lächeln. Es belebte das ausdruckslose, kühle Gesicht und verriet viel Humor, viel Wärme und viel Erfahrung. Bei diesem Lächeln sagte sich Mary: Er kennt die Welt, und er kennt das Leben. Er ist kein grüner Junge.

»Sie denken wahrscheinlich, daß ich Sie zum Narren halte, aber das stimmt nicht. Ich kenne tatsächlich das Zeitungswesen von Grund aus. Ich weiß, es klingt etwas zweifelhaft, aber Sie müssen mir einfach glauben.«

Ehe Mary antworten konnte, öffnete sich die Türe. Jimmy Dougherty kam herein. Er war ein wenig betrunken, und neben ihm ging ein Mädchen. Sie trug ein grünes Kostüm und einen Rotfuchs; auf ihren platinblonden Locken saß ein winziges Hütchen. Sie war jung, hatte aber harte Züge und einen großen Mund. Mrs. McLeod erinnerte sich, sie schon irgendwo gesehen zu haben.

»Paßt mir ganz und gar nicht, daß gerade der hierherkommt, und sie paßt mir auch nicht«, sagte Gaswerk-Mary.

»Wer ist sie?« fragte Mrs. McLeod.

»Sie ist die Tochter des alten Hedges, des Klempners, und ist auf die schiefe Bahn geraten. Es tut meinen Mädchen nicht gut, wenn sie ihren Pelz sehen. Ich will nicht, daß Kokotten herkommen. Ich habe ihr schon früher gesagt, sie soll wegbleiben, und sie wäre auch nicht gekommen ohne Jimmy Dougherty. Eine Frechheit von ihm – nach dem, was ich ihm und seinem Vater gesagt habe. Ich würde ihn am liebsten hinauswerfen lassen, aber ich habe eben erst einiges repariert, und der Spaß würde mich nur Geld kosten.«

Jimmy Dougherty wandte sich um und erkannte sie. Er ließ die Platinblonde bei der Bar und kam schwankend herüber. »Guten Abend, Mary, guten Abend, Mrs. McLeod.« Dann fixierte er frech und wortlos Mr. Richardson und sagte zu Mrs. McLeod: »Ich wollte Sie nur bitten, Jane herzlich von mir zu grüßen.«

»Ich werde es ihr bestellen«, sagte Mrs. McLeod.
»Danke.«
Dann ging er unsicheren Schrittes zur Bar zurück. Betrunkene Männer, außer vielleicht Willie Ferguson, ekelten Mrs. McLeod an, und der Anblick Jimmy Doughertys gab ihr einen Stich, weil sie ihn trotz allem gut leiden mochte.
Gaswerk-Mary sagte: »Er wäre nicht der Schlechteste, wenn er sich nur von diesem Gauner von Vater losmachen könnte. Jimmy selbst ist gar nicht übel.«
Aber Mrs. McLeod hörte sie kaum, weil sie überlegte, ob sie Jane die Grüße bestellen sollte oder nicht. Wenn sie die ganze Geschichte erzählen würde, wo er gewesen war und mit wem und in welchem Zustand, so würde das der ganzen Sache ein Ende setzen und ihr freie Hand für den Kreuzzug lassen. Und dennoch mochte sie weder die Grüße ausrichten noch Jane irgend etwas von der Begegnung erzählen.
Gaswerk-Mary sagte: »Ich glaube, ich kann jetzt einen Augenblick von hier fort. Gehen wir hinüber in meinen Salon.« Sie erhob ihre Stimme und rief: »Jake«, und der Rausschmeißer, der neben der Türe stand, schlenderte zum Tisch, wobei ihm seine Riesenhände um die Knie baumelten.
»Hör, Jake, wenn irgend etwas passiert, so hole mich, ehe du was unternimmst.«
»Okay«, sagte Jake.
Gaswerk-Mary stand auf und ging mit ihnen durch die neben der Bar befindliche Türe in ihren Salon. Dort, unter dem Porträt des verstorbenen McGovern, hielten die drei eine Konferenz ab, die mehr als eine Stunde währte. Gaswerk-Mary entwarf den Feldzugsplan. Sie verstand viel von Politik. Sie hatte ihren eigenen politischen Freundeskreis, den sie gegen die Doughertys mobilisieren konnte, ohne vorerst den ganzen Plan preiszugeben. Mrs. McLeod sollte Sam Henderson und Jim Newman auffordern, die ältere Generation des Distriktes zu organisieren, und Mr. Richardson konnte mit der Umstellung der Zeitung fortfahren, bis die Zeit zum Handeln

gekommen war. Es dauerte noch lange – fast acht Wochen –, bis Mr. Richardsons Bewährungsfrist abgelaufen war.
»Vielleicht wird nicht Gaswerk-Mary, sondern der alte Dougherty aus der Stadt verjagt werden!« sagte sie und schlug sich auf den Oberschenkel. »Das wäre nicht schlecht. – Das einzige, was ich nicht verstehen kann, ist, warum, zum Teufel, Sie sich, Mr. Richardson, die Mühe nehmen, einen Krähwinkel voll fremder Leute, wie wir es sind, zu säubern.«
»Ich glaube, weil ich gern Säuberungsaktionen durchführe ... eine Marotte von mir ... ich kämpfe gern, und ich kämpfe gern für den Schwächeren.«
Mary hatte viel Erfahrung mit Weltverbesserern und sagte schnell:
»Eine Marotte muß es wohl sein«, denn es war das erste Mal, daß sie auf der Seite der Kreuzzügler war. Sie fühlte sich nicht recht wohl dabei und witterte Gefahr.
Als sie in den Tanzsaal zurückkamen, waren Jimmy Dougherty und sein Mädchen fort. Kaum hatte Jake, der Hinauswerfer, sie gesehen, kam er an den Tisch und kratzte sich verlegen den Kopf.
»Entschuldigen Sie, Mrs. McGovern, aber ich mußte den jungen Dougherty hinauswerfen.«
»Um Himmels willen, warum?«
»Er hat einen Kerl niedergeschlagen, der seine Kleine anpöbeln wollte. Es war keine Zeit, es Ihnen zu sagen, so habe ich sie alle hinausgeschmissen, das Weibsstück auch.«
»Okay«, sagte Gaswerk-Mary. »Ich wäre nur gerne dabeigewesen.« Als Jake fortgegangen war, sagte sie: »Na, das wird wohl alles etwas erschweren.« Aber sie schien deswegen nicht entmutigt. In ihren klaren Augen blitzte ein neues Licht. Sie liebte die Politik und den Kampf, und seit McGovern gestorben war, hatte sie nichts Derartiges mehr erlebt.
Draußen, im Dreck, der noch von der jüngsten Überschwemmung stammte, stand Jimmy Dougherty auf. Der, den er niedergeschlagen hatte, war längst im Nebel verschwunden. Ihm

schwindelte, sein Kopf schmerzte, und Fern Hedges, die platinblonde Tochter des Klempners, beugte sich über ihn.
»Warum hast du dich nicht gewehrt?«
»Ich habe ihn doch niedergeschlagen, oder nicht?«
»Nicht den meine ich, sondern Jake.«
Jimmy sah sie an. »Bist du verrückt?« fragte er. »Da könnte man geradesogut versuchen, ein Rhinozeros zusammenzuhauen.«
»Wie kann Gaswerk-Mary, diese alte Nachteule, es überhaupt wagen, uns hinauszuwerfen?«
»Sie hat nichts damit zu tun gehabt.«
»Meinst du? Sie stichelt schon seit Monaten gegen mich.«
Jimmy versuchte sorgfältig, aber ohne Erfolg, seinen Anzug zu reinigen. Eine Zeitlang sah Fern ihm geduldig zu, dann sagte sie: »Wollen wir die ganze Nacht hier herumstehen?«
»Ich kann in diesem Zustand nicht durch die Stadt gehen.«
Ihre Stimme wurde ein wenig weicher, als sie sagte: »Wir müssen ja nicht unbedingt in die Stadt zurück. Du kannst ja zu mir nach Hause kommen, und ich werde dich ausbürsten.«
»Ich gehe aber nicht mit dir nach Hause.«
»Warum nicht?«
»Weil ich nicht will.« Er rückte seinen Hut zurecht und sagte: »Komm, ich bringe dich heim.«
Sie schritten durch den Nebel an den Häusern der Franklin Street vorbei. Die Fensterläden waren geschlossen, und lärmende Musik drang zu ihnen heraus. Eine ganze Weile schwiegen sie. Dann sagte endlich Fern:
»Was ist los? Ich dachte, du würdest zu mir heraufkommen.«
»Nichts ist los.«
»Du bist betrunken, das ist es.«
»Ich bin nicht betrunken.«
»Dann ist's wohl diese Berichterstatterin am ›Schild und Banner‹. Ich weiß, du bist mit ihr herumgezogen, hast geglaubt, niemand merke so was, aber ich habe es gewußt – jeder weiß es.«
»Laß sie bitte aus dem Spiel.«

»Das kann ich halten, wie ich will. Sie ist um kein Haar besser als ich. Ich weiß genug von ihr.«
»Wenn du nicht sofort das Maul hältst, hau ich dir auch noch eine 'runter.«
Sie blieb stehen und schrie: »Das sieht dir gleich. Echt Dougherty! Ein würdiger Sohn des alten Zuhälters.«
Da packte er sie beim Arm. »Hör auf mit dem Gekeife, verstehst du, hör sofort auf!«
»Ich will aber nicht. Ich will nicht.« Und anstatt zu keifen, begann sie jetzt um Hilfe zu rufen.
Er ließ sie los und ging den Hügel hinauf, aber sie folgte ihm nicht, sondern blieb stehen und brüllte weiter. Er schritt geradeaus, ohne sich umzuwenden, aber bald hörte er, wie sie ihm nachlief. Als sie ihn eingeholt hatte, sagte sie: »Das sieht dir ähnlich, mich in einem solchen Verbrecherviertel im Stich zu lassen. Hier ist man ja vor nichts sicher.« Sie verstellte ihm den Weg und schrie: »Und doch glaube ich nicht, daß mich jemand schlechter behandeln würde als du. Eine Frau zu schlagen! Du bist wirklich kein Gentleman. Wenn du aus dem Süden wärest, würdest du dich anders benehmen. Aber du bist eben nur so ein dahergelaufener irischer Yankee. Ich gehe jetzt allein nach Hause, und wenn du es wagen solltest, mir zu folgen, schreie ich um Hilfe, daß man mich bis Memphis hört.«
Nach einer halben Stunde schritt Jimmy leicht torkelnd die Treppe zum Haus seiner Eltern hinauf. Er sah Licht in dem Raum, den der Architekt als Bibliothek gedacht hatte, und Jimmy wußte daher, daß sein Vater noch auf war. Er freute sich nicht besonders, den alten Herrn zu sehen – nicht weil ihm sein Vater Vorwürfe machen würde, sondern weil Jimmy sich mehr und mehr bewußt wurde, daß er sechsundzwanzig Jahre alt war und sich mit der Zeit als erwachsener Mann benehmen sollte. Nachdem er die Haustüre geöffnet hatte, ging er sogleich in die Bibliothek. Er hielt sich möglichst gerade, um seine Verfassung vor seinem Vater zu verbergen.

Er glaubte, es sei ihm wunderbar gelungen, bis zu dem Augenblick, da die schlauen blauen Augen des alten Mannes von den Papieren aufblickten, und er sagte: »Na, hast du wieder einmal über die Schnur gehauen?«
Der Alte hatte die Schuhe abgestreift, lag auf dem Sofa, und seine Füße ruhten auf der unteren Seitenlehne. Er rauchte eine Zigarre und hatte offensichtlich Ziffern auf die Papierbögen geschrieben, die auf seiner Brust lagen. Die Bücherregale im Hintergrund waren fast völlig leer. Zum erstenmal im Leben bemerkte dies Jimmy.
Er grinste einfältig. »Gewiß, warum auch nicht, ich war mit Fern aus«, sagte er.
»Ein bißchen Krach gemacht, wie?«
»Nun, ab und zu muß man sich ein wenig amüsieren.«
»Du siehst nicht aus, als hättest du dich besonders amüsiert. Wer hat dich in den Dreck geworfen?«
Das hatte er ganz vergessen. Wenn er daran gedacht hätte, wäre er unbemerkt hinaufgeschlichen.
Er grinste wieder. »Man hat mich 'rausgeschmissen.«
»Wo?«
»Aus dem ›El Dorado‹.«
»Hast du dich denn nicht gewehrt?«
»Früher hätte ich es getan, aber hast du je diesen Kerl, diesen Jake, gesehen? Ich wollte kein blaues Auge und eventuell ein eingerissenes Ohr riskieren.«
»Freut mich, daß du etwas vernünftiger wirst.« Der Alte setzte sich auf und stellte seine Füße auf den Boden. »Aber die Gaswerk-Mary hat allerhand Mut, einen Dougherty hinauszuwerfen.«
»Sie wußte nichts davon. Sie war in ihrem Salon mit Mrs. McLeod und dem neuen Kerl, der für sie arbeitet.«
»Was für ein neuer Kerl?«
»Der Kerl, den sie vor der Anklage wegen Landstreicherei gerettet hat.«
»So so, der.« Der alte Mann nahm die Whiskyflasche und

schenkte seinem Sohn ein Glas ein. »Hier, setz dich und trink, ich möchte dich einiges fragen.«
Jimmy setzte sich und nahm den Drink. »Schieß los«, sagte er.
»Was ist in letzter Zeit mit dir?«
»Nichts, nichts Besonderes.«
»Mir scheint, du ißt nicht mehr.«
»Kann sein.«
»Überarbeitet?«
»Kann sein.«
»Möchtest du ein bißchen Urlaub, um in Galveston zu fischen?«
»Ich werde es mir überlegen.«
»Und nun noch eine Frage.«
»Ja?«
»Du kommst mehr herum als ich. Was führt die alte McLeod im Schild?«
»Keine Ahnung. Ich glaube, gar nichts. Ich habe nichts bemerkt.«
»Und warum war sie heute abend bei Gaswerk-Mary?«
»Darüber habe ich mir keine Gedanken gemacht.«
»Aber ich. Was hatte sie bei Gaswerk-Mary zu tun?«
»Vielleicht will sie eine Reportage über das ›El Dorado‹ schreiben.«
»Dazu ist sie viel zu unmodern. Wozu hat sie den Vagabunden mitgebracht?«
»Keine Ahnung, ich war nicht in der Nähe.«
Die kleinen blauen Augen des alten Dougherty verengten sich. Er drückte seine Zigarre aus und sagte: »Da stinkt etwas. Gaswerk-Mary hat keinen größeren Wunsch, als uns hereinzulegen, und die alte McLeod ist schon lange vom Reformteufel besessen, schon seit J. E. starb.« Er zündete sich eine neue Zigarre an und sagte: »Was ist das für ein Kerl, dieser Reporter, den sie da aufgelesen hat?«
»Weiß nicht. Er macht einen ganz vernünftigen Eindruck. Er ist aus dem Osten, man sieht es ihm von weitem an.«

»Warum treibt er sich hier herum?«
»Das weiß ich nicht.«
»Sicher ist er einer von diesen verdammten Radikalen.«
Eine Weile betrachtete er das Ende seiner Zigarre. Dann wurden seine Züge hart, und er sagte: »Du kommst mehr unter die Leute als ich. Es liegt an dir herauszufinden, was vorgeht. Wenn die alte Dame Reformideen hat, werden wir eben ihr Blatt abwürgen müssen. Das ist kein Kunststück.« Er blickte seinem Sohn ins Gesicht und sagte: »Du bist doch mit ihrer Nichte herumgezogen, oder nicht?«
»Ja.«
»Du könntest sie leicht ausforschen.«
»Das geht nicht. Die Geschichte ist aus.«
»Warum? Wollte sie nicht nachgeben?«
»So war es nicht. So ein Mädchen ist sie nicht.«
»Du mußt eine falsche Technik haben.«
»Lassen wir sie bitte aus dem Spiel.«
»Okay.«
Jimmy trank sein Glas aus und stellte es ab. Nach einer Weile sagte sein Vater: »Du siehst mir ziemlich spitz aus. Geh zu Bett, morgen sprechen wir über deinen Urlaub.«
Jimmy stand auf und schritt zur Türe.
»Aber denk an das, was ich gesagt habe. Wenn sie irgendeinen Coup inszenieren, müssen wir sofort einen Riegel vorschieben. Vor ein paar Jahren hätte es nicht soviel ausgemacht, aber jetzt, wo Bill Swain in der Hauptstadt am Ruder ist, sieht's ein bißchen anders aus.«

Unten in der Bibliothek beendete der alte Dougherty seine Berechnungen und legte die Papiere in den Wandsafe zurück, der sich gerade unter dem Porträt seiner Frau befand. Für diese Frau hatte er das große neue Haus erbauen lassen. Aber sie hatte es nie betreten, weil sie starb, ehe es vollendet wurde. Heute abend verlangte ihn sehr nach ihr. Sie fehlte ihm

immer noch. Sie stammte aus einer viel besseren Familie als er und hatte ihn trotz des heftigen Widerstandes ihrer Eltern geheiratet. Jimmy war ihr äußerlich und auch in seinem Wesen ähnlich. Als sie starb, war Jimmy erst siebzehn Jahre alt. Damals hatte sie dem alten Dougherty zu verstehen gegeben, daß ihr Sohn eine andere Laufbahn als sein Vater einschlagen sollte. Wenn der alte Dougherty je Gewissensbisse hatte, so bestimmt nur deswegen, weil er ihren Rat nicht befolgt hatte.

Der alte Mann fühlte sich heute abend müde und abgekämpft. Das erlebte er jetzt öfters. Wie er so ohne Schuhe auf dem Sofa lag, hatte er die Politik und all die Widerwärtigkeiten, die mit ihr verbunden waren, gründlich satt. Er wäre am liebsten selbst nach Galveston gefahren, aber sie konnten nicht beide gleichzeitig fort, und außerdem sah Jimmy aus, als hätte er die Erholung nötiger.

Die große, kostbare, reich verzierte Uhr in der Halle schlug zwei und brachte ihm zum Bewußtsein, daß es höchste Zeit sei, schlafen zu gehen. Er schlüpfte in die Filzpantoffeln, drehte das Licht aus und stieg die Treppe hinauf. Jimmys Hang zum Trinken machte ihm Sorgen. Er wollte ihm beistehen, denn Jimmy sollte am jährlichen Fest der Demokratischen Partei eine möglichst gute Figur machen. Er spürte es in seinen irischen Knochen, daß die große Zusammenkunft dieses Jahr von ganz besonderer Bedeutung sein würde.

Als Mr. Richardson und Mrs. McLeod zum Narrenturm heimkehrten, war das Haus schon in Dunkel gehüllt und Jane zu Bett gegangen. Während Mrs. McLeod in der Halle Hut und Mantel ablegte, sagte Mr. Richardson: »Stört es Sie, wenn ich noch in der Bibliothek arbeite? Ich muß einen Artikel fertigschreiben.«

»Ganz und gar nicht«, sagte sie, und weil sie zu ihm Vertrauen gefaßt hatte, war sie drauf und dran zu sagen: »Ich schreibe auch ein Buch.«

Aber ehe sie die Worte aussprechen konnte, überkam sie die alte Schüchternheit. Sie errötete und fügte schnell hinzu: »Tun Sie hier ganz, als ob Sie zu Hause wären.«
Gerne hätte sie sich mit ihm einmal richtig ausgesprochen. Die Aufregung hatte ihre ganze Müdigkeit vertrieben, und sie wünschte nur noch seine Zurückhaltung zu überwinden und endlich zu ergründen, wie er in Wirklichkeit war.
Er sagte höflich: »Ich will Sie nicht länger aufhalten. Ich habe noch eine Menge zu arbeiten.«
Einen Augenblick dachte sie daran, in J. E.s Studierzimmer zu gehen, um noch Korrekturen an ihrem Buch vorzunehmen, aber sie gab diese Idee wieder auf. Sie war viel zu aufgeregt für eine derartige Arbeit. Morgen war Samstag, und sie mußte Jim Newman und den übrigen Freunden von ihrer Säuberungskampagne berichten.
Oben lauschte sie an Janes Türe und vergewisserte sich, daß ihre Nichte schlief. Sie war froh, daß sie ihr Jimmys Grüße nicht bestellen und ihr nicht sagen mußte, wo, mit wem und in welchem Zustand sie ihn gesehen hatte. Morgen konnte sie sich dann einreden, sie habe es vergessen.

Die Revolution begann am Montagmorgen, und zwar in dem Augenblick, als Mr. Richardson ins Büro kam und sich an den alten Schreibtisch setzte. Jeder – sogar Willie Ferguson in seinem Whiskydunst – spürte, daß etwas in der Luft lag. Der Umschwung wurde ganz deutlich, als Mrs. McLeod mit etwas übertriebenem Selbstbewußtsein aus ihrem Zimmer trat und ankündigte, daß eine Konferenz stattfinde; die erste in der langen Geschichte des »Schild und Banner«.
Zu einer Konferenz gehört ein Tisch, und während Mrs. McLeod in die Druckerei ging, um den alten Setzer Zimmerman zu holen, räumte Mr. Richardson die Stöße von Zeitungen fort, die auf dem großen Mitteltisch lagen. Sodann stellte man Stühle um den Tisch herum, und der Mitarbeiter-

stab nahm Platz. Mrs. McLeod saß am einen, Mr. Richardson am anderen Ende, und Jane, Willie Ferguson und der alte Zimmerman saßen an den Seiten. Mr. Richardson wollte eben beginnen, als Willie Ferguson einen Einwand erhob.
»Wenn das eine richtiggehende Konferenz sein soll«, sagte er, »so muß Myrtle als Buchhalterin auch dabeisein.«
Mrs. McLeod sagte: »Sie haben ganz recht, Willie. Holen Sie Myrtle und sagen Sie Al, daß er die Maschine abstellen und Myrtle vertreten soll, bis wir fertig sind.«
Düster wie ein lebendiges böses Omen ging Willie hinunter, um Myrtle zu holen, während die andern in gespanntem Schweigen verharrten. Als das Ehepaar zurückkam, nahm Myrtle, mit ihrer üblichen sauren Miene, neben Willie Platz, und alles war bereit. Am ganzen Tisch war nur Mrs. McLeod voller Vorfreude. Alle andern, außer dem alten Zimmerman, standen in Opposition.
Mr. Richardson legte seine Notizen zurecht, räusperte sich und begann. »Mrs. McLeod«, sagte er, »hat mich beauftragt, Ihnen einige Vorschläge zur Reorganisation des ›Schild und Banner‹ vorzulegen. Ich habe einige Änderungen und Verbesserungen vorbereitet, die alle weder schwer durchführbar noch kostspielig sind.«
Bei diesen Worten ließ Myrtle ein nachhaltiges Räuspern hören. Mr. Richardson blickte sie respektvoll an und sagte: »Mrs. McLeod hat mir die finanziellen Schwierigkeiten des ›Schild und Banner‹ erläutert, und ich habe sie natürlich in Betracht gezogen. Ich hoffe, daß die erwähnten Maßnahmen sich innerhalb einiger Wochen oder Monate so auswirken werden, daß wir zu umfassenderen Änderungen übergehen können.«
Rund um den Tisch schienen die Kollegen ziemlich beeindruckt. Der junge Mann besaß Autorität, und es war klar, daß er das Reden gewohnt war. Mrs. McLeod strahlte vor Stolz und Freude wie eine Mutter, deren Sohn in der Schule die höchsten Auszeichnungen errungen hat. Myrtle zupfte

an ihrem Jabot und schnupperte, als müßte sie sich gegen etwas wehren. Jane war für seine Vorschläge eingenommen, weil er genau das riet, was auch sie hatte tun wollen, als sie vor einem Jahr bei Tante Vinnie eintrat. Ihr imponierten auch Mr. Richardsons Festigkeit, Klarheit und Entschlossenheit. Sie erkannte auf einmal, daß er ein Mann war, der das Leben ruhig und energisch anpackte und nach seinen Zwecken formte. In Willies Herz kämpfte Bewunderung und Haß. Der alte Zimmerman saß stumm da, sein Gesicht wurde immer feierlicher, aber er gab kein Lebenszeichen von sich, außer den wiederkäuenden Bewegungen seiner Kiefer.

Ruhig und fest fuhr Mr. Richardson fort und erläuterte Punkt für Punkt sein Programm. Er besprach die vorgeschlagenen Veränderungen einzeln mit dem Kollegen, in dessen Ressort sie fielen, so daß sich jeder von ihnen durch seine Aufmerksamkeit geschmeichelt fühlte. Jane, die sehr angeregt war, machte ihre eigenen Einwände und Vorschläge, sprach auch von ihrer Idee, eine ganze Seite den Interessen des Distrikts zu widmen und eine andere für die Frauen. Diese beiden Seiten wollte sie selbst übernehmen. Myrtle widersprach zuerst allem – aus finanziellen Gründen; aber mit einer Fachkenntnis, die sie verblüffte und mit Bewunderung erfüllte, brachte Mr. Richardson sie langsam auf seine Seite. Willie Ferguson schlug er taktvoll vor, er könnte eine Gesellschaftsrubrik mit kleinen, schmeichelhaften Nachrichten über die prominenten Bürger von Platteville schreiben. Und weil Willie die geborene Klatschbase war, Humor hatte und außerdem tagtäglich seine Nase in jede Spielhölle und jede Bar steckte, gefiel ihm die Idee, und obwohl es Montagmorgen war, erwärmte er sich dafür. Der alte Zimmerman akzeptierte jeden ihn betreffenden Vorschlag, und zwar nicht mit Worten, sondern mit lautem Schlucken. Sein altes, ledernes Gesicht wurde unter dem Eindruck von Mr. Richardsons gewandter Konferenzleitung immer bleicher.

Die Besprechung dauerte über eine Stunde, und zum Ab-

schluß sagte Mr. Richardson: »Wir werden die Änderungen mit der Montagausgabe einführen. Inzwischen wollen wir niemandem etwas davon sagen, und am Samstag werde ich einen Leitartikel schreiben, um die neue Aufmachung des ›Schild und Banner‹ anzukündigen.« Er machte eine Pause, nahm seine Brille ab und fügte hinzu: »Wir können es nur schaffen, wenn wir als gute Kameraden zusammenarbeiten, die stolz sind auf ihren Beruf und auf die Tradition des Blattes, das einst eines der größten des Südwestens war – und wieder sein wird.«
Diese Worte wurden von Mrs. McLeod und Jane mit Applaus begrüßt, dem sich Myrtle mit einem recht steifen Händeklatschen anschloß. Willie, durch einen heimlichen Schluck gestärkt, rief sogar »Bravo«.
»Wenn alle einverstanden sind«, fuhr Mr. Richardson fort, »wollen wir diese Konferenzen wöchentlich abhalten; sagen wir jeden Montag.«
»Ja, ja«, rief Jane begeistert.
»Donnerstag wäre besser«, sagte Willie im Hinblick auf seine Wochenendausflüge.
»Okay«, sagte Mr. Richardson, »also jeden Donnerstag.«
Der alte Zimmerman, der jetzt kreidebleich war, gab glucksend seine Zustimmung.
Dann erhob sich Mrs. McLeod strahlend und sagte: »Ich glaube, wir sollten jetzt alle zum Ausdruck bringen, daß wir mit Mr. Richardsons Ideen übereinstimmen. Ich hielte ein Dankesvotum für das richtige«, sagte sie in Erinnerung an ihre Arbeit im Frauenklub. »Wer dafür ist, soll ja sagen.« Das Ja klang im Chor um den Tisch herum, nur der alte Zimmerman sprang plötzlich mit aschfahlem Gesicht von seinem Stuhl auf und rannte aus dem Zimmer. Es folgte ein Augenblick bestürzten Schweigens, und dann sagte Mrs. McLeod: »Was in aller Welt ist mit Zimmerman los?«
Willie war es, der mit einem boshaften Kichern antwortete: »Nichts, außer daß er noch nie bei einer Konferenz war. Er hat die ganze Zeit Tabaksaft geschluckt.«

Während der restlichen Woche sprach Mr. Richardson nochmals mit den einzelnen Redaktionsmitgliedern, um sie in ihrer Aufgabe zu unterstützen. Bei Mrs. McLeod war das überflüssig, er mußte sie im Gegenteil dann und wann zurückhalten, um zu verhindern, daß sie über das Ziel hinausschoß. Sie schäumte und sprudelte vor Enthusiasmus und hatte fortwährend neue Ideen, deren Verwirklichung aber, wie Mr. Richardson ihr erklären mußte, die bescheidenen Geldmittel, die ihnen zur Verfügung standen, weit überstiegen hätte. Die Begeisterung der andern wechselte je nach ihrer Stimmung. Jane war ausgeglichener als früher und lief bald in die Bibliothek, bald in die Buchhandlungen, um Frauenmagazine oder landwirtschaftliche Zeitschriften zu kaufen, aus denen sie schamlos Ideen, Vorschläge und ganze Artikel stahl. Sie übertrug sie in den ihr geläufigen Stil auf die Frauenseite und die Seite, die der Geflügelzucht, dem Gartenbau und der Milchwirtschaft gewidmet war.
»Was wir brauchen«, sagte Mr. Richardson immer, »sind Erlebnisse, die allgemein interessieren. All das zusammengelesene, langweilige Zeug wird uns nie aus dem Dreck ziehen.«
Ihre Zweifel, ob er je ein Journalist gewesen war, schwanden nun restlos. Er verstand seine Sache ausgezeichnet, er kannte alle technischen Ausdrücke und konnte sogar die Setzmaschine bedienen. Nur eines konnte er nicht – warm und herzlich sein. Er glich viel zu sehr einer gut geölten Maschine. Aber das neue Regime gefiel ihr trotzdem, und vor allem mußte sie nicht mehr ständig seinen stummen Rücken vor sich sehen.
Mr. Richardson bewegte sich nicht nur im Reich der Ideen und Pläne, er legte auch selbst Hand an. Das erste Mal seit Menschengedenken wurde das Redaktionszimmer gründlich gesäubert. Aktenschränke wurden geöffnet, uralte Dokumente wurden entdeckt und sogar ein ganzer Stoß von J. E.s handgeschriebenen Leitartikeln, nach denen Mrs. McLeod jahrelang gesucht hatte. Der Staub flog in Wolken auf, und

der Boden wurde geschrubbt. Die zerfetzten alten Akten wurden zusammengebunden, und zum Schluß wurde der ganze Raum dreimal mit hellgrüner Farbe gestrichen. Als Mrs. McLeod sich wegen der Kosten Sorgen machte, sagte Mr. Richardson nur: »Überlassen Sie das getrost mir, und zerbrechen Sie sich nicht den Kopf!« Einen Augenblick lang überfielen sie wieder Zweifel, ob sie nicht einen Mann aus der Haftanstalt befreit hatte, der nur darauf aus war, sie zugrunde zu richten.

Endlich kam der Samstagabend und mit ihm Mr. Richardsons Leitartikel über das neue »Schild und Banner«.

Er war würdig, eindrucksvoll, fast ein wenig hochtrabend und nahm eine ganze Seite des Blattes ein. Er begann mit einer Verherrlichung der Vergangenheit vom »Schild und Banner«, mit ehrenvollen Gedenkworten für J. E. McLeod und seinen Vater und ging dann zur Geschichte von Platteville über, sprach von dessen Anfängen als Grenzsiedlung und schließlich von den aufregenden Tagen der Einwanderung und von Plattevilles heutigem, modernem Gesicht.

»Unsere Zeitung«, so schrieb Mr. Richardson, als wäre er Plattevilles ältester Bürger, »hat immer wertvollstes Leben unseres Landes widergespiegelt und wird auch im neuen Kleid dieser Tradition treu bleiben. Mit dem neuen ›Schild und Banner‹ wird in moderner Form jenes bestbewährte Blatt wiedererstehen, das seinerzeit von Angus McLeod gegründet wurde, das mithalf, den Südwesten von der schändlichen mexikanischen Tyrannei zu befreien, und das von seinem Sohn, dem verstorbenen J. E. McLeod, und in den letzten Jahren von dessen Witwe, Mrs. Lavinia McLeod, so glänzend weitergeführt wurde.«

Zum Abschluß zitierte er einen Satz aus einem von J. E.s alten Leitartikeln, die man zuunterst im Aktenschrank gefunden hatte: »Platteville war immer eine Stadt, auf die wir stolz sein durften; um unser Land mit seinen Hügeln und Ebenen und seinem gesunden Klima können uns die Bürger

unserer glorreichen und großen Nation beneiden. Unsere Stadt ist dank dem fortschrittlichen Geiste geachtet, und das ›Schild und Banner‹ wird stets dafür kämpfen, daß es so bleibt.«

Sogar das Ehepaar Ferguson stimmte bei, daß es ein prächtiger Leitartikel sei, der die Selbstachtung und Stimmung aller Angestellten bis hinunter zu den Zeitungsjungen mächtig hob. Außerhalb des Büros wirkte er wie eine Bombe. Ein bis zwei Stunden, nachdem das letzte Exemplar die Druckerei verlassen hatte, sprach die ganze Stadt davon. Die Leute, die noch nichts von Mr. Richardson wußten, meinten zynisch: »Wieder einer von Vinnie McLeods Geistesblitzen«, und andere sagten: »Wo in aller Welt nimmt Vinnie das Geld her?«

Als es Sonntagabend wurde, erwartete ein Großteil der Stadt mit Ungeduld und Vorfreude die Montagabend-Ausgabe.

Aber der aufmerksamste Leser von Platteville war vermutlich der alte Dougherty. Er lag auf seinem Sofa und studierte zum soundsovielten Male den Leitartikel im »Schild und Banner«. Der Ton mißfiel ihm. Zu gern hätte er jetzt Jimmy hier gehabt, um die Sache mit ihm zu besprechen. Aber Jimmy war in Galveston fischen, um sich Mrs. McLeods Nichte aus dem Kopf zu schlagen.

Je älter er wurde, desto stärker empfand er das Bedürfnis, Jimmy als Rückhalt bei sich zu haben. Wenn der Junge fort war, gab es Zeiten, da er sich müde, alt und verlassen fühlte. Merkwürdiger als alles andere in dem Artikel war der Absatz, in welchem J. E. McLeod aus dem Grabe sprach. Der Satz vom »fortschrittlichen Geiste« Plattevilles paßte ihm gar nicht in den Kram.

Der alte Dougherty hatte keine Illusionen. Er belog sich nicht. Der ganze Artikel stand in schreiendem Gegensatz zu dem, was er sich selber für die Zukunft dieser Stadt erdacht hatte. Er wollte Platteville in seiner Tasche behalten.

An diesem Abend schlief der alte Dougherty nicht sofort ein. Er lag lange wach, überlegte, machte Pläne und notierte allerlei auf seinen Schreibblock. Es waren hauptsächlich Auskünfte, die er von Hirsh, dem neuen Geschäftsführer der »News«, über die Schulden des »Schild und Banner« und über dessen Verträge mit den Papierfabriken einholen wollte. Er wollte Mrs. McLeod nicht vernichten. Dazu mochte er sie viel zu gern. Aber wenn sie ihm in die Quere käme, könnte er wider Willen gezwungen sein, sie auszuschalten, um sich selbst vor dem Ruin, vielleicht sogar vor dem Gefängnis zu retten. Er fürchtete sich nicht vor ihr, sondern er fürchtete sich vor dem Stein, den sie ins Rollen bringen könnte, und vor dem jungen Laffen, den Richter Flynn ihr vor aller Augen zugespielt hatte. Der alte Dougherty wußte nur zu gut, woher der Leitartikel stammte. Bestimmt nicht aus der Feder der wirrköpfigen Lavinia McLeod. Er kam von einem, der verdammt klug war, zu klug, als daß für ihn oder sonst jemand etwas Gutes daraus entstehen konnte.

Am Montag erschien das neue »Schild und Banner«. Und obwohl der Druck unverändert war, wirkte das Blatt infolge der neuen Einteilung und Aufmachung wie neugeboren. Die Nachrichten, die früher wörtlich aus den New Yorker Blättern abgedruckt worden waren, wurden jetzt neu geschrieben und zwar so, daß ihre Beziehung zum Leben der eigenen Stadt hervortrat. Mr. Richardson unterdrückte alles Langweilige und wählte das, was zu Herzen ging.

Die Montagausgabe enthielt verschiedene bemerkenswerte Einzelheiten: Willie Fergusons Gesellschaftsrubrik und einen Artikel von Jane Baldwin über die Frage, wie man aus Platteville eine Blumenstadt machen könnte. Außerdem war da ein besonderer Artikel der Herausgeberin Lavinia McLeod über alte Rezepte für Marmeladen und Eingemachtes – Rezepte, die niemand mehr kannte. Ohne daß der Name genannt

wurde, hatte Gaswerk-Mary drei der Rezepte beigesteuert. Die Ausgabe enthielt auch einen zweiten Leitartikel von Mr. Richardson, in welchem er erklärte, daß die Zeitung nicht nur die Tradition des alten »Schild und Banner« hochhalten und bewahren wolle, sondern daß sie zur führenden Zeitung der Stadt und des Distrikts aufzusteigen gedenke. Sie mache sich zum Ziel, zur Repräsentantin des Landes zu werden und als solche die Aufmerksamkeit der ganzen Vereinigten Staaten auf sich zu ziehen.

Es war das erste Mal, daß signierte Artikel in den Spalten des »Schild und Banner« erschienen, und das gab dem Blatt eine persönliche Note und erwärmte die Herzen derer, die die Artikel mit ihrem Namen gezeichnet hatten.

Willies Rubrik war glänzend; eine Mischung eigener Beobachtungen und Geschichten, die er aus einem langen, den Frauen und dem Whisky gewidmeten Leben schöpfte. Das erste Mal seit zwanzig Jahren erschien er am Montagmorgen völlig nüchtern in der Redaktion.

Am Dienstag, etwas vor zwölf Uhr, nahm Myrtle unten in ihrem Käfig die erste neue Abonnementbestellung entgegen. Bis drei Uhr nachmittags kamen weitere sieben, und der Tag schloß mit einer Gesamtsumme von neun. Es trafen zwei telefonische Glückwünsche ein, die Mrs. McLeod so aufregten, daß sie den ganzen Nachmittag nicht mehr arbeiten konnte. Und spätabends, knapp vor Redaktionsschluß, rief Mrs. Mabel Urquahart Jenkins, Präsidentin des Frauenklubs von Platteville, Jane an und berichtete, ihr Artikel über die Verschönerung von Platteville habe im Klub solches Aufsehen erregt, daß ein Komitee für die Pflanzung von Blumen und Sträuchern gebildet worden sei. Ob Jane, so fragte Mrs. Urquahart Jenkins, Ehrenmitglied des Klubs werden und dem Komitee beitreten wolle?

Errötend vor Freunde und Verlegenheit nahm Jane an, und nach Verlassen des Büros eilte sie in die Bibliothek und lieh sich Bücher über Gartenbau. Zu Hause angekommen, bestellte

sie ein Dutzend Samenkataloge. Sie hatte zwar keine Ahnung von Gartenbau, aber nun mußte sie sich wenigstens so weit informieren, daß sie ihre Unwissenheit vor dem Komitee verbergen konnte. Aber sie befaßte sich nicht nur mit Gärtnerei, denn am Donnerstag würde die Frauenseite und am Samstag die Seite für den Distrikt zu erscheinen beginnen. Das Leben, so schien es Jane, war noch nie so spannend und ausgefüllt gewesen.

An diesem Abend, ungefähr elf Uhr, veranstalteten sie in der Küche eine kleine Feier mit Kakao und Gebäck – Jane, Mrs. McLeod, Mr. Richardson und Aida, die an einem Nebentischchen saß und zuhörte. Und obwohl es kein stärkeres Getränk gab als Kakao, waren alle ein wenig berauscht. Es war eine zweite, richtige Konferenz, nur ohne das Ehepaar Ferguson und den alten Zimmerman.

Mr. Richardsons Kopf schien eine unerschöpfliche Fundgrube von Ideen zur Modernisierung des »Schild und Banner« zu sein. Ein Vorschlag nach dem andern wurde vorgebracht und besprochen.

»Und wie steht es mit den Farbigen?« fragte plötzlich Aida, die sich gern ins Gespräch mischen wollte. »Wir haben keine Zeitung und keine Möglichkeit, etwas über uns zu lesen. In Platteville gibt es viele Farbige, und alle kaufen Lebensmittel und Kleider, und alle haben das Wahlrecht, und viele sind außerdem reich.«

So entstand aus Aidas Vorschlag die Freitagabendseite, die den Picknicks, den Geburten, Todesfällen und anderen Ereignissen bei den afrikanischen Baptisten gewidmet war.

Mr. Richardson fragte: »Aber wer soll sie schreiben, es müßte ein Farbiger sein.«

Aida kannte den richtigen Mann. »Meine Cousine Athena hat den Jungen, den Sie brauchen. Er war in Tuskregee und ist ein Dichter, aber er verdient nicht viel damit und wäre froh, wenn er ein paar Dollar Zuschuß hätte.«

»Aida, gehen Sie morgen vormittag hin und sagen Sie ihm,

er möchte Mrs. McLeod besuchen, sie habe einen Posten für ihn.«

Und dann hatte Mr. Richardson noch eine Idee. »Wir brauchen jemanden, der einige Artikel über Plattevilles Vergangenheit schreiben könnte. Das würde vielen alteingesessenen Bürgern gefallen und Tausenden von neuen, die all das auch wissen möchten – so ein paar gute, lebendige Artikel müßten viel Anklang finden und nebenbei dem Kreuzzug den Weg bahnen.« Er wandte sich an Mrs. McLeod: »Wissen Sie jemand, der sie schreiben könnte?«

Die Frage brachte sie in Verlegenheit. Sie errötete, stammelte und sagte schließlich: »Im Augenblick nicht, aber vielleicht könnte ich jemand auftreiben.«

Aida jedoch gab in ihrer Begeisterung das Geheimnis preis. Sie rief: »Warum sagen Sie ihm nichts von dem Buch, Mrs. McLeod?«

»Nein ... o nein!« wehrte Mrs. McLeod ab und wurde über und über rot.

»Was für ein Buch?« fragte Mr. Richardson.

»Was für ein Buch?« wiederholte Jane.

»Es ist nichts«, sagte Mrs. McLeod.

Aida riß die Geduld. Sie stellte ihre Tasse ab und sagte: »Mrs. McLeod schreibt seit Jahren an einem Buch, und es handelt ausschließlich von der alten Zeit in dem Distrikt Calamos.«

Jane blickte sie mit großen Augen an, und Mrs. McLeod sagte, noch ganz verlegen: »Es ist wirklich nichts, gar nichts ... ich habe nur einige Dinge notiert, damit ich sie nicht vergesse.«

»Zeigen Sie mir das Buch«, sagte Mr. Richardson, »vielleicht ist es gerade das richtige.«

»Wenn Sie darauf bestehen ... aber es wird Sie nur langweilen. Und außerdem können Sie meine Schrift nicht lesen. Das kann nur der alte Zimmerman.«

»Wir könnten ja das Manuskript tippen lassen.«

»Es ist schrecklich lang, und das würde eine Menge Geld kosten.«
»Wir würden das Geld schon irgendwie aufbringen. Und es wäre eine neue Attraktion für die Zeitung und würde sich bald bezahlt machen.«
Mrs. McLeod antwortete nicht, weil ihr die Worte fehlten. Sie war einfach sprachlos und beschämt. Aber sie wußte schon, daß Mr. Richardson nicht so leicht lockerließ.
Er sagte: »Sie geben mir das Manuskript, und ich lasse eine Stenotypistin kommen.«
»Die könnte es auch nicht lesen«, sagte Mrs. McLeod.
»Sie kann ins Büro kommen und in Ihrer Nähe arbeiten. Einverstanden?«
»Ich möchte es lieber nicht.«
Mr. Richardson lachte. »Was denken Sie bloß? Sie sind eine erfahrene Journalistin – und kein Schulmädchen!«
»Also gut – einverstanden.« Aber sie errötete doch wie ein junges Mädchen, und Mr. Richardson hatte wieder einen Sieg errungen.
Und dann schlug die alte Küchenuhr zwei, und Mrs. McLeod sagte: »Um Himmels willen, es ist zwei Uhr, und wir müssen morgen alle früh 'raus.«

Mittwoch, Donnerstag, Freitag – jeder Tag brachte neue Abonnenten, und in der Redaktion wuchs die Spannung. Sogar der Charakter Willie Fergusons erfuhr eine Wandlung, und infolge dieser Wandlung und des Zustroms neuer Abonnenten begann sich auch Myrtle Ferguson unten in ihrem frisch gestrichenen Käfig zu verändern. Sie wurde weniger abweisend, die hohen, altmodischen, gestärkten Kragen verschwanden und machten offenen, weiblicheren Platz, die sie abends selbst häkelte. Der alte Zimmerman wechselte mitten in der Woche sein Hemd; ein noch nie dagewesenes Ereignis in der Geschichte der Zeitung.
Mr. Richardson ging mit Feuereifer ans Werk. Er stand früh

auf, arbeitete den ganzen Tag, verbrachte die Abende in der Stadt, kam erst spätnachts nach McLeods Narrenturm zurück und studierte dort noch bis in die frühen Morgenstunden in J. E.s Bibliothek. Aber trotzdem achtete er seit einiger Zeit mehr auf Jane als in den ersten Wochen. Sie saßen allabendlich am gleichen Tisch und überflogen gemeinsam die Zeitung, wenn das erste Exemplar aus der altmodischen Druckerpresse gerollt war. Sie kritisierten und suchten nach neuen Ideen und Verbesserungen. Anfänglich saßen sie einander gegenüber, aber nach drei Tagen blickte er sie plötzlich an und sagte in seiner steifen, eigentümlichen Art: »Darf ich hinüberkommen und mich neben Sie setzen, ich glaube, wir können so besser arbeiten?«

Janes Herz schlug höher. Sie schob ihren Stuhl ein wenig zur Seite und sagte: »Natürlich, kommen Sie nur.«

Zuweilen gingen sie zusammen in die Bibliothek, saßen im Lesezimmer und blätterten in Zeitschriften über Architektur, Gartenbau und Städteplanung. Und spätnachts fanden weitere Kakao-Gelage in der Küche statt, und da schien er sich für kurze Zeit zu entspannen und wurde fast menschlich und vertraulich.

Aber sein Benehmen und seine ganze Persönlichkeit blieben ihr weiter ein Rätsel. Sie war noch nie einem jungen Mann begegnet, der ihren Reizen so lange widerstanden hatte. Trotz allen ihren Bemühungen verstand er es, ihre gegenseitigen Beziehungen auf rein sachlicher Basis zu halten, und das reizte sie um so mehr. Es gab Dinge an ihm, die ihr ausgesprochen gefielen: sein energisches Kinn, sein Nacken und der Humor, der zuweilen hinter seiner Hornbrille in seinen graublauen Augen aufflammte. Eines Morgens erwachte sie sogar mit dem Gedanken: Vielleicht habe ich mich in meinen Gefühlen für Jimmy getäuscht, vielleicht war es gar nicht die große Liebe. Aber sobald sie an Jimmy dachte, tauchte er vor ihr auf, und plötzlich sah sie nicht mehr das energische Kinn, die breiten Schultern und die humorvollen, graublauen Augen

Mr. Richardsons, sondern nur Jimmys sorgloses Lachen und seinen dunklen Kopf. Zehn Tage hörte sie nichts von ihm, bis schließlich Willie Fergusons Gesellschaftschronik sie aufklärte. Am zweiten Montag konnte man dort lesen: »Jimmy Dougherty hat letzten Dienstag in Galveston, wo er einige Ferienwochen verbringt, einen Riesen-Barracuda gefangen, und zwei Tage vorher landete er einen der größten Haie, die je im Golf gefischt wurden. Er beabsichtigt, nächsten Montag heimzukehren.«

Die Nachricht versetzte ihr einen Schock. Also dort war er – er war auf eine Vergnügungsreise gegangen, ohne ihr ein Wort zu sagen. Jetzt wußte sie es, jetzt war sie davon überzeugt, daß er nie mehr von ihr gewollt hatte, als was er auch von einem Mädchen wie Fern Hedges haben konnte. Und sie errötete bei dem Gedanken an jenen Abend auf dem kleinen Millersviller See, wo sie dumm genug gewesen war, sich einzubilden, er würde ihr einen Heiratsantrag machen.

Sie beschloß, sich ihn aus dem Kopf zu schlagen und sich auf Mr. Richardson zu konzentrieren. Sie hatte nicht die Absicht, den Neuankömmling zu betören oder ihn zu heiraten, sie wollte nur Jimmy möglichst rasch vergessen.

Eines Abends sagte Mr. Richardson: »Ich finde, wir haben alle fleißig gearbeitet. Wie wäre es, wenn Sie mit mir zu Abend essen würden und dann mit mir ins Kino kämen? In der Redaktion ist alles in bester Ordnung, und eine kleine Abwechslung würde uns guttun.«

Sie speisten im Beauregard-Hotel, tranken Cocktails, und Mr. Richardson war aufgeräumter als je. Sie sprachen über die Zeitung, und plötzlich sagte Jane: »Ich dachte, wir wollten uns amüsieren und nicht fachsimpeln.«

Er lachte. »Stimmt, das habe ich ganz vergessen. Das kommt davon, weil ich an nichts anderes mehr denken kann. Noch nie vorher hat mir eine Arbeit so viel Spaß gemacht.«

Sie wünschte, er würde endlich aus seinem Schneckenhaus herauskriechen, von seinem Buch sprechen und von den Brie-

fen mit dem Bostoner Stempel und der stets gleichen Handschrift, die allabendlich auf dem großen Tisch in der Halle von McLeods Narrenturm lagen. Obwohl er bereits neunundzwanzig Jahre war und sie erst dreiundzwanzig, fühlte sie sich zuweilen als die Ältere. Sie hoffte so sehr, er möchte das Leben mehr genießen, und sie hätte ihm gerne etwas von der überschäumenden, natürlichen Lebensfreude gewünscht, die Jimmy in so reichem Maße besaß. Sie wollte ihn ungehemmter sehen und zugleich ihre weibliche Neugier befriedigen.

»Haben Sie immer an Zeitungen gearbeitet?« fragte sie unsicher.

»Seit ich ein Kind war, mit Ausnahme meiner Studienjahre.«

»Also von der Pike auf?«

»Ja, vermutlich«, lachte er.

»Man sieht es Ihnen aber nicht an.«

»Inwiefern?«

»Zum Beispiel Ihren Anzügen.«

»Was ist mit meinen Anzügen los?«

Sie beugte sich über den Tisch und betastete den Stoff seines Ärmels. »Vergessen Sie nicht, daß ich auch im Osten war. Ich weiß, was Anzüge kosten, und ich weiß auch, daß Studenten, die sich ihr Studium durch eigene Arbeit verdienen, nicht solch erstklassigen Tweed tragen.«

Er lachte. »Sie hätten Detektiv werden sollen anstatt Journalistin.«

Dann trank er einen Schluck Wein und sagte: »An mir ist nichts Geheimnisvolles. Ich bin von Beruf Journalist und zwar, ich darf es wohl sagen, nicht der schlechteste. Und eines Tages werde ich eine Menge eigener Zeitungen haben. Politisch bin ich ein Radikaler und glaube an den Fortschritt. Ich glaube so fest daran, daß ich einen Krach mit meinem Vater hatte, ehe ich hierherkam. Und als ich Ihrer Tante sagte, ich wolle im Arrest bleiben, so war es mir Ernst. Niemand hätte mich herausbekommen außer Ihrer Tante mit

ihrem Vorschlag. Die Zeiten ändern sich. Eine Welt ist um 1920 herum versunken und will es erst jetzt zugeben. Die Zukunft gehört jenen, die das verstehen.« Er lachte wieder. »Und eines Tages, wenn ich genug Zeit habe, werde ich für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten kandidieren. Das ist alles, was ich Ihnen im Augenblick sagen kann.«
»Was nicht mehr ist, als ich bereits wußte«, sagte Jane, »außer der Sache mit der eventuellen Präsidentschaft.«
Er hatte sie wieder wie ein Kind behandelt, und das machte sie wütend. Sie haßte die Art, wie er immer den Nagel auf den Kopf traf.
»Übrigens muß ich nächste Woche für einige Tage in die Hauptstadt fahren«, sagte er, »und möchte, daß Sie mich vertreten.«
»Warum gerade ich?«
»Weil Sie den klügsten und klarsten Kopf in der ganzen Redaktion haben.«
»Tante Vinnie hat die Zeitung dreißig Jahre lang geführt, ich denke, ein paar Tage werden sie nicht umbringen.«
»Trotzdem möchte ich, daß Sie mich vertreten.«
»Warum?«
»Weil sie müde ist und Sie jung und tatkräftig sind und das Zeug haben, eine erstklassige Journalistin zu werden.«
»Vielleicht habe ich nicht vor, mein Leben lang an einer Zeitung mitzuarbeiten.«
Er grinste und meinte: »Ich will nicht sagen, daß Sie eines Tages bestimmt heiraten werden, aber das eine schließt das andere nicht aus. Eine ganze Menge verheirateter Frauen haben heute Berufe.«
»Danke, ich habe andere Pläne.«
Darauf sagte er nichts und bat um die Rechnung.
Während er zahlte, beobachtete sie ihn genau und staunte, daß sie für ihn die gleichen Gefühle empfand wie für Jimmy ganz zu Beginn ihrer Bekanntschaft. Es war ein sonderbares Gemisch von Bewunderung, Sympathie, Groll und Faszi-

nation. Anfangs hatte sie Jimmys Einstellung zu den Frauen verabscheut. Er behandelte sie als schöne, dumme Geschöpfe, die er bewunderte und die nur zu seiner Unterhaltung geschaffen waren. Nun fühlte sie, daß Mr. Richardson die gleiche Einstellung hatte. Beide behandelten sie als Spielzeug. Sie fanden sie zwar hübsch und reizend, aber sie nahmen sie nicht ernst. Das kommt von meinem Äußeren, dachte sie wütend. Trüge ich flache Schuhe und eine Hornbrille, so würden sie mich vielleicht ernst nehmen. Aber dabei wußte sie ganz genau, daß sie ihre Bewunderung nicht entbehren konnte. Sie kleidete sich so gut, als ihr bescheidenes Einkommen es gestattete, um ihre Anerkennung zu gewinnen, und aus dem gleichen Grund blickte sie zwanzigmal am Tag in den Spiegel. Warum, dachte sie, kann Mr. Richardson das Geschlecht nicht aus dem Spiel lassen? Dabei wußte sie aber, daß gerade das den Reiz ihrer Beziehungen ausmachte. Noch vor einer Woche war sie wütend gewesen, weil er sie so wenig beachtete. Ich bin eine Närrin, dachte sie, eine furchtbare Närrin. Ich muß klar denken lernen, wenn ich es zu etwas bringen will.

Er hatte sich eine Zigarette angezündet, während der Kellner ihnen noch etwas Kaffee eingoß, und sagte: »Ich habe angefangen, das Buch Ihrer Tante zu lesen. Das erste Kapitel ist schon getippt. Es ist tatsächlich gut und gerade das, was wir brauchen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich meine, daß es echt und wahr ist. Das erste Kapitel ist ausgezeichnet, und wenn das ganze Buch auf diesem Niveau steht, kann es ihr viel Geld eintragen.«

»Hoffentlich, sie hat es sich schwer verdient.«

»Ich habe nicht gedacht, daß sie diese Schaffenskraft besitzt.«

»Vielleicht war es nicht nur das. Vielleicht war es etwas anderes. Sie hat dieses Leben über alles in der Welt geliebt.«

»Ja, das ist wahr.«

Sie tranken ihren Kaffee aus, und dann fragte er: »Wollen wir gehen?«

Aber sie antwortete ihm nicht. Sie hatte seine Frage nicht einmal gehört. Sie blickte über seine Schulter hinweg auf den Eingang. Instinktiv wandte er sich um und folgte ihrem Blick.
Am Eingang stand Jimmy Dougherty. Er sah schmal, hart und sonnenverbrannt aus. Er blickte sich um, und dann sah er sie. Einen Augenblick starrte er sie an, grüßte, wandte sich um und ging hinaus.
Mr. Richardson sagte: »Wer war das, ich muß ihn irgendwo schon gesehen haben?«
»Er heißt Jimmy Dougherty.« Ihre Stimme klang schwach und wie aus der Ferne.
»O ja, jetzt erinnere ich mich. Ich war im ›El Dorado‹, als er hinausgeworfen wurde.«
»Hinausgeworfen?«
»Ja, er und irgendeine Platinblonde. Er ließ Sie übrigens herzlich grüßen. Er muß Sie gut kennen. Hat Ihnen Ihre Tante die Grüße nicht ausgerichtet?«
Sie stand plötzlich auf und sagte beherrscht: »Wenn wir ins Kino gehen wollen, müssen wir uns beeilen.«
Der Film war nicht gut, aber äußerst rührselig, und nach einer Weile beugte Mr. Richardson sich in der Dunkelheit vor und nahm ihre Hand. »Haben Sie etwas dagegen?« fragte er. »Es hat nichts zu bedeuten.«
Sie zog schnell ihre Hand zurück und sagte: »Natürlich habe ich etwas dagegen. Wenn es Ihnen nur darum zu tun ist, etwas in der Hand zu halten, dann verschaffen Sie sich eine Kleiderpuppe.« Und im gleichen Augenblick spürte sie, daß ihr die Tränen über das Gesicht rannen, aber das wollte sie ihn auf keinen Fall merken lassen. Das Sonderbare war, daß sie die ganze Zeit gehofft hatte, Mr. Richardson würde ihre Hand halten und Jimmy könnte sie dann zusammen sehen. Sie wollte ihm zeigen, daß sie sich nichts aus ihm machte und daß auch andere Männer sie anziehend fanden. Aber nun fühlte sie nicht den geringsten Triumph, sondern nur grausame Verzweiflung.

Eine Woche danach fuhr Mr. Richardson in die Hauptstadt, um dem Führer der Demokratischen Partei, Bill Swain, einen Besuch abzustatten. Von dieser Reise wußten außer Jane nur Mrs. McLeod und Gaswerk-Mary, und das Geheimnis wurde streng gehütet. Mrs. McLeod ging in der Stadt und in der Redaktion herum wie ein Fuchs, der die Gans gestohlen hat, und hätte am liebsten jedem zugerufen: »Wenn ihr wüßtet, was ich weiß! Wenn ihr wüßtet, welcher Orkan am Dritten des nächsten Monats über Platteville hereinbrechen wird!« Manchmal mußte sie sich in die Zunge beißen, um sich nicht zu verraten.

Und zu alledem kam noch die Aufregung wegen des Buches. Tagtäglich saß eine unglückliche Stenotypistin neben Mrs. McLeods Schreibtisch und plagte sich damit, das mysteriöse Gekritzel zu entziffern. Hundertmal am Tage unterbrach sie Mrs. McLeod, wenn sie einen Satz oder ein Wort nicht lesen konnte. Für Mrs. McLeod war das Emporsteigen des Buches in den Bereich der Wirklichkeit ein atemraubendes Ereignis. Allabendlich, wenn Miss Willet wieder einen neuen Stoß des Manuskriptes abgetippt hatte, las sie die Seiten aufmerksam durch, und zuweilen dachte sie: Es ist gar nicht schlecht, ich kann es nicht geschrieben haben, ich muß besessen gewesen sein. Und scheu beobachtete sie Mr. Richardsons Reaktion auf jede neue Seite.

Er sagte ihr nie mehr als: »Es ist gut, es ist gerade das, was wir brauchen. Wir werden die erste Fortsetzung am gleichen Tag bringen, an dem wir die Kampagne beginnen.« Und er sagte dies so gleichgültig, daß es sie bitter enttäuschte. Sie sehnte sich, von jemandem zu hören, daß es wunderbar sei, und sie wünschte, Mr. Richardson würde sich nur ein einziges Mal für etwas begeistern. Andererseits fand sie, daß seine Kaltblütigkeit ein Vorteil für das »Schild und Banner« sei. Es bestand nie die Gefahr, daß Mr. Richardson etwas tun würde, was nicht sorgfältig durchdacht und vorbereitet war. Er hatte schon wahre Wunder vollbracht: eine neue Zeitung

und eintausendzweihundertneunundsiebzig neue Abonnenten. Aber sie war ganz mutlos, als er in die Hauptstadt fuhr, um Bill Swain aufzusuchen, und fragte sich, was sie in seiner Abwesenheit tun sollte. Es schien ihr unmöglich, die Zeitung auch nur zwei Tage lang ohne ihn zu führen. Darum war sie froh, als er knapp vor seiner Abreise zu ihr kam und sagte: »Ich habe alle Instruktionen Miss Baldwin gegeben, ich wollte Sie nicht mit lauter Kleinkram belasten. Sie haben genug zu tun – mit dem Buch und allem andern.«
Sie wünschte ihm Glück, und als sie ihn dann vom Fenster aus beobachtete, wie er, mit seinen breiten Schultern, über den Platz ging, wußte sie, daß sie unbesorgt sein konnte: Er hatte einen Empfehlungsbrief von Gaswerk-Mary in der Tasche. Bill Swain und Gaswerk-Mary waren alte Freunde, und es wäre nicht das erste Mal, daß sie Seite an Seite kämpften. Gewöhnlich war der Kampf gegen die Weltverbesserer gegangen, aber diesmal waren sie die Reformatoren, was Gaswerk-Mary allerdings etwas komisch vorkam.

In seinem Bau im Dougherty-Block wußte der schlaue, alte Fuchs längst, daß Mr. Richardson in die Hauptstadt gefahren war, und er wußte auch genau, warum. Ja, er kannte sogar den Tag und die Stunde seines Zusammentreffens mit Bill Swain. Die Fehde zwischen ihm und Bill Swain war keineswegs neueren Datums. Sie stammte aus der Zeit, da die beiden Männer sich vor zwanzig Jahren zum erstenmal auf der Parteiversammlung getroffen hatten. Damals barsten beide vor Ehrgeiz und verfolgten das gleiche Ziel: Oberhaupt der Demokratischen Partei zu werden, um dann Einfluß auf die Innenpolitik zu gewinnen und schließlich als Senatoren in Washington einzuziehen. Damals hatte Bill Swain einen großen Vorteil vor Dougherty. Bill gehörte zum Distrikt und war auf dem Lande geboren. Der alte Dougherty dagegen sprach nicht den Dialekt des Südwestens, sondern er hatte einen

starken irischen Akzent. Bills politische Methoden waren die der Grenzschenken und der Tanzbars; die Methoden Doughertys glichen mehr denen eines Bostoner Gefängniswärters. Aber was Dougherty an Bildung fehlte, machte er durch Tücke und Schlauheit wett. Denn an Teufelei übertraf er Bill bei weitem.

Als sie sich das erste Mal trafen, sträubten sich ihre Haare vor gegenseitiger Antipathie. Bill Swain betrachtete Dougherty als Fremden, als Einwanderer, der sich in ein Gebiet einschlich, in das er nicht gehörte. Und weil Dougherty als Neuankömmling an Minderwertigkeitsgefühlen litt, so wurde Bill Swain ihm nur noch unsympathischer.

Aber nun, nach zwanzig Jahren, war Bill Swain im Vorteil. Er war der Führer der Partei dieses Landes und hatte im ganzen Südwesten großen Einfluß. Aber die Macht des alten Dougherty durfte man nicht unterschätzen. Er hatte Platteville in der Hand und einen ansehnlichen Teil des Staates unter seiner Herrschaft.

Als Mr. Richardson mit einem Brief von Gaswerk-Mary in der Stadt ankam und Bill Swain das Schreiben gelesen hatte, nahm er seine langen Beine vom Schreibtisch herunter, spuckte treffsicher in den zehn Fuß entfernten Spucknapf und sagte seiner Sekretärin: »Telefonieren Sie ins Hotel und bitten Sie Mr. Richardson, sofort herüberzukommen.«

Sie gefielen einander auf den ersten Blick. Bill Swain sagte: »Setzen Sie sich und erzählen Sie, wie es Gaswerk-Mary geht. Wir sind schon fast fünfundvierzig Jahre miteinander befreundet.« Er grinste, spuckte und sagte: »Genaugenommen hat mich Gaswerk-Mary in das Leben eingeführt. Ich war ein grüner Junge von achtzehn Jahren, der mehr von Pferden und Rindern verstand als von Weibern. Sie war eine ganz gute Lehrmeisterin – ich habe seitdem keine bessere gefunden.«

Zu diesen vertraulichen Geständnissen aus Bill Swains Vergangenheit lächelte Mr. Richardson nur und sagte: »Sie ist

ein Prachtskerl, und anscheinend geht es ihr ganz gut, aber sie kann sich mit dem alten Dougherty nicht vertragen.«

»Ich habe auch nicht erwartet, daß sie sich mit dem alten Büffel verträgt. Er hat Menschen wie Gaswerk-Mary und mich nie verstanden.«

Er streckte seine langen Beine aus und legte sie wieder auf den Schreibtisch. Er nahm Marys Brief zur Hand, der auf violettem Papier mit goldenem Monogramm geschrieben war, und sagte: »Sie schreibt mir, daß Sie das ›Schild und Banner‹ von Grund aus erneuern.«

»Ja«, sagte Mr. Richardson. »Bis jetzt haben wir guten Erfolg damit.«

Bill Swain legte den Brief weg und richtete seine kleinen, schlauen Augen auf Mr. Richardson: »Haben Sie sich schon mal in der Politik versucht?«

»Ja.«

»Wo?«

»Im Osten und auch in Illinois.«

»Hat Ihnen Gaswerk-Mary etwas über die hiesigen Rivalen gesagt?«

»Ja, sowohl Gaswerk-Mary als auch Mrs. McLeod, und ich selbst habe auch noch einiges aufgeschnappt.«

»Vinnie ist eine Prachtsfrau, aber eine Phantastin.«

Mr. Richardson konnte das wahrhaftig nicht bestreiten.

Plötzlich schlug Bill Swain mit seiner Eisenfaust auf den Tisch. Die Türe öffnete sich und ein hübsches junges Mädchen erschien. »Miss Bradford, sagen Sie der schwarzen Ananias, sie möchte den Whisky bringen.«

Die junge Dame verschwand, und gleich darauf kam eine ältere Negerin mit Gläsern und Flaschen. Bill Swain schenkte zwei starke Drinks ein und rief: »Es lebe das Verbrechen.« Er leerte sein Glas, sagte dann zu der Negerin: »Lassen Sie die Flaschen hier und verschwinden Sie.« Danach wandte er sich an Mr. Richardson und bat: »Jetzt zur Sache.« Sie konferierten zwei volle Stunden. Am nächsten Tag kam Mr.

Richardson wieder, und sie berieten weiter und tranken dabei eine Menge Whisky, und am dritten Tag, als Mr. Richardson sich von Bill Swain verabschieden wollte, klopfte ihm Bill auf die Schulter und sagte: »Viel Glück, mein Junge, ich bin auf eurer Seite. Lassen Sie mich wissen, wie die Sache sich entwickelt. Aber bedenken Sie eines: Bill Swain schlägt nicht wegen einer halben Sache los. Ich brauche klare Beweise, dann komme ich mit Volldampf.« Er spuckte aus und fügte hinzu: »Und viele Grüße an Mary. Sagen Sie ihr, daß ich nie vergessen habe, was sie für mich tat, als ich jung und unerfahren war.«

Am dritten Tag kehrte Mr. Richardson nach Platteville zurück und ging geradewegs zu Mrs. McLeod in ihr Zimmer. Er legte seinen Mantel ab, ließ sich gemächlich nieder, setzte seine Hornbrille auf und nahm ein Bündel Papiere aus der Tasche. Mrs. McLeod verging fast vor Neugier. Endlich, als er es sich bequem gemacht hatte, sagte er gelassen: »Also, es ist alles in Ordnung, er will eisern auf unserer Seite bleiben. Er weiß, daß der alte Dougherty ein Doppelspiel treibt und versucht, ihm seinen Posten zu entreißen. Er ist bereit, sich mit aller Kraft für unsere Sache einzusetzen, wenn wir die Kampagne eröffnen, nur muß es eine gute Kampagne sein.«

Er verriet keinerlei Begeisterung. Das einzige Zeichen seiner inneren Erregung war, daß er lauter sprach als sonst.

Vom Augenblick seiner Rückkehr an jagten sich die Ereignisse. Am nächsten Morgen wurde Mr. Richardson ans Telefon gerufen. Eine rauhe Stimme sagte: »Hier W. M. Dougherty.«

»Guten Morgen«, sagte Mr. Richardson.

»Sie wissen wohl, wer ich bin?«

»Ja«, sagte Mr. Richardson.

»Ich möchte Sie sprechen.«

»Ja.«

»Können Sie heute morgen um halb zwölf in mein Büro kommen?«
»Ich bin um diese Zeit sehr beschäftigt. Können Sie mich nicht in der Redaktion des ›Schild und Banner‹ aufsuchen?«
Der alte Dougherty räusperte sich und sagte dann: »Ich muß eine private Angelegenheit mit Ihnen besprechen. Ich glaube, dazu eignet sich mein Büro besser.«
Mr. Richardson schwieg einen Augenblick, dann sagte er: »Gut, ich werde es versuchen . . . also um halb zwölf.«
Als er den Hörer aufgehängt hatte, ging er zu Mrs. McLeod und schickte die Stenotypistin ins Nebenzimmer. Als sie fort war, sagte er zu Mrs. McLeod: »Sie haben es herausgefunden.«
»Wer?«
»Dougherty und seine Clique. Er hat mich soeben angerufen, ich möchte zu ihm hinüberkommen.«
»Werden Sie gehen?«
»Ja.«
»Er wird versuchen, Sie einzuschüchtern.«
»Das weiß ich, aber ich könnte ein paar nützliche Informationen aus ihm herausbekommen.«
Mrs. McLeod blickte ihn besorgt an. »Vielleicht will man Sie verprügeln.«
Er lachte, und seine Stimme klang etwas erregt. »Haben Sie keine Angst. Sollten sie etwas Derartiges versuchen, dann mache ich mich einfach dünne.«
Sie machte ein enttäuschtes Gesicht, und er sagte lachend: »Meine Bewährungsfrist läuft erst in zehn Tagen ab. Ich gebe denen doch nicht die Gelegenheit, mich wegen eines angeblichen tätlichen Angriffs wieder ins Gefängnis zu stecken.«
»Sie scheinen in solchen Dingen große Erfahrung zu haben.«
»O ja«, sagte Mr. Richardson.
Da fiel Mrs. McLeod auf, daß die Venen an Mr. Richardsons Schläfen und an seinem Hals angeschwollen waren und daß er während ihrer Unterredung einen dicken Bleistift mit einer

Hand glatt mittendurch gebrochen hatte. Das erstaunte sie. Sie hatte ihn nicht für so temperamentvoll gehalten.
Im Zimmer des alten Dougherty befanden sich drei Männer: ein kleiner, dicker mit rosa Wangen und glitzernden Brillengläsern; ein magerer, hohlwangiger mit grauen Haaren – und ein muskulöser, glatzköpfiger Kerl, der aussah wie ein ehemaliger Ringer. Dieser war, wie Mr. Richardson gleich erfaßte, der alte Dougherty. Der zweite war der Chefredakteur der »News«, den er vom Sehen kannte, und den ersten stellte der alte Dougherty als Mr. Hirsh, Geschäftsführer der »Daily News«, vor.
Mr. Richardson verbeugte sich, dann öffnete sich eine Türe, und Jimmy Dougherty kam herein. Der Alte stellte seinen Sohn vor, und Jimmy und Mr. Richardson reichten sich die Hand. Feindseligkeit und Mißtrauen lagen in dieser Geste.
Sie setzten sich, und der alte Dougherty sagte: »Möchten Sie eine Zigarre?«
»Gern«, antwortete Mr. Richardson. Er nahm die Zigarre und zündete sie an. Während er damit beschäftigt war, fiel kein Wort.
Endlich brach der alte Dougherty selbst das Schweigen. Er sagte: »Wir haben über Ihre fabelhafte Leistung beim ›Schild und Banner‹ gesprochen. Sie haben bei dem Blättchen wahre Wunder geleistet.«
»Danke«, sagte Mr. Richardson.
»Ja, wirklich eine Prachtsleistung«, sagte der Hagere. Er war so nervös, daß er keinen Augenblick ruhig sitzen blieb.
»Ja, Sie brachten ein paar gute, ganz neuartige Beiträge«, sagte der Geschäftsführer. »Ich vermute, das macht sich bei den Abonnements fühlbar.«
»Natürlich«, sagte Mr. Richardson.
Einen Augenblick herrschte peinliches Schweigen, dann sagte der alte Dougherty: »Es ist jedenfalls schön, zu sehen, wie sich eine ehrwürdige alte Zeitung wieder erholt.«
»Das heißt, wenn es andauert«, meinte der rotwangige

Mr. Hirsh. »Ich sage immer, es ist nicht schwer, die Auflage zu vergrößern, aber eine Kunst, sie dann auf dieser Höhe zu halten.«
»Ja, das stimmt«, sagte Mr. Richardson.
Jimmy Dougherty sprach nichts. Er saß auf dem Stuhlrand, als könnte er jeden Augenblick aufspringen und Mr. Richardson einen Kinnhaken versetzen.
Der Herausgeber der »Daily News« brach das neuerliche Schweigen: »Wir interessieren uns immer für vielversprechende junge Leute. Wir haben Ihre Tätigkeit beobachtet und halten Sie für sehr begabt.«
»Danke«, sagte Mr. Richardson ironisch.
»Wir sind stets auf der Suche nach neuen Talenten.« Der Geschäftsführer nahm den Zwicker ab und polierte ihn. »Wir haben gedacht, Mr. Richardson, Sie würden vielleicht gerne einen andern Posten – einen gut bezahlten Posten übernehmen.«
»Was für einen Posten?«
Jetzt sprach der alte Dougherty. »Wir wollen ganz offen mit Ihnen sein, junger Mann. Mr. Winterbottom hier, unser Chefredakteur, möchte sich in etwa einem Jahr zurückziehen. Wir könnten Sie an der ›News‹ als zweiten Redakteur anstellen, und wenn Mr. Winterbottom zurücktritt, wären Sie bereits eingearbeitet und könnten seine Stelle übernehmen.« Er blickte Mr. Richardson erwartungsvoll an, als wäre er überzeugt, daß dieser ein so prachtvolles Angebot mit Begeisterung annehmen würde. Aber das Gesicht des Besuchers blieb völlig ausdruckslos.
Der Geschäftsführer sagte: »Es ist eine gute Chance für einen jungen Mann, der eben aus ...« Er machte eine verlegene Pause, und Mr. Richardson beendete den Satz für ihn, »... aus der Haftanstalt kommt.«
»So habe ich es nicht gemeint.«
»Was sagen Sie zu unserem Vorschlag?« fragte der Mann von der »News«.
»Nein«, entschied Mr. Richardson.

»Sie sollten nichts überstürzen. Es bietet sich Ihnen eine gute Gelegenheit und ein glänzendes Gehalt. Ich darf sagen, bedeutend mehr, als die meisten Redakteure für eine solche Arbeit bekommen. Die ›News‹ ist das führende Blatt der ganzen Umgebung. Wir verlangen keine sofortige Antwort. Überlegen Sie sich's und geben Sie uns Bescheid.«
»Das ist überflüssig«, sagte Mr. Richardson. »Die Antwort heißt ›Nein‹.«
Der alte Dougherty erwiderte: »Sie wissen doch wohl, daß die Gläubiger, wenn sie wollen, Mrs. McLeod schon morgen zum Konkurs zwingen können.«
»Ja, ich kenne die finanzielle Situation. Ich habe sie gründlich studiert und glaube, wenn wir so weiterfahren wie bisher, können wir uns noch herausreißen.«
»Und Sie wollen beim ›Schild und Banner‹ bleiben?«
»Ja.«
»Darf man fragen, warum?« erkundigte sich Mr. Hirsh.
»Weil mir meine Tätigkeit dort zusagt.«
»Geld bedeutet Ihnen also nichts?«
»Oh, doch, aber es kommt bei mir nicht an erster Stelle.«
Plötzlich rief Jimmy wutschnaubend: »Wer, zum Teufel, sind Sie eigentlich? Was treiben Sie hier? Wer hat Sie hergeschickt?«
Mr. Richardson grinste. »Ich bin Journalist, ich versuche dem ›Schild und Banner‹ wieder auf die Beine zu helfen, und niemand hat mich hergeschickt, ich bin von selbst gekommen.«
Der alte Dougherty, der fürchtete, Jimmy könnte in seiner Wut alles verderben, meinte sanft wie eine Taube: »Überlegen Sie es sich doch noch, Mr. Richardson, wir wollen Sie keineswegs drängen. Und wenn Sie Ihre Meinung ändern sollten, so lassen Sie es uns wissen.«
»Ich werde sie aber nicht ändern.«
»Sie sind Ihrer Sache sehr sicher«, sagte Mr. Hirsh ölig.
»Ja.«
Doughertys Ton änderte sich. »Sie wollen uns also den Kampf ansagen?« rief er aufgebracht.

»Ich würde es keine Kampfansage nennen«, meinte Mr. Richardson unbewegt. »Das ›Schild und Banner‹ muß seinen Weg machen. Das bedeutet nicht unbedingt Kampf. Die Stadt hat Platz für drei Zeitungen.« Er stand auf und nahm seinen Hut. »Ich glaube, es bleibt nichts mehr zu sagen. Ich danke Ihnen für das Angebot, meine Herren, aber es interessiert mich nicht.«

Mr. Hirsh lächelte sarkastisch hinter seinen glitzernden Brillengläsern. »Eines ist aber doch noch zu sagen, Mr. Richardson. Wenn Sie wieder einmal in der Gosse liegen sollten, dann kommen Sie nicht zur ›News‹ wegen eines Postens.«

»Bestimmt nicht«, sagte Mr. Richardson. »Guten Morgen, meine Herren.«

Als er draußen war, blieben die vier Männer einen Augenblick lang schweigend sitzen. Dann meinte der alte Dougherty: »Das nenne ich eine ungeschminkte Antwort.«

Der kahlköpfige, nervöse Redakteur sagte: »Er kommt mir äußerst verdächtig vor.«

Der alte Dougherty schwang sich in seinem Drehstuhl herum: »Es bleibt uns nichts übrig, als das ›Schild und Banner‹ abzuwürgen. Es tut mir schrecklich leid für die alte Mrs. McLeod, aber es bleibt keine Wahl.«

»Sie hat es ja so haben wollen«, sagte Mr. Hirsh befriedigt.

Jimmy stand wortlos auf und verließ das Zimmer.

Am gleichen Abend, knapp vor Büroschluß, beendete die Stenotypistin ihre Arbeit an dem Buch und ließ die in drei Durchschlägen ausgeführte Maschinenabschrift als hohen Berg auf Mrs. McLeods Schreibtisch zurück. Daneben lag eine Rechnung von sechsundfünfzig Dollar, die Mrs. McLeods Freude an der fertigen Arbeit dämpfte. Aber als Mr. Richardson erschien, nahm er die Rechnung einfach an sich und sagte: »Ich werde mit Myrtle darüber sprechen.«

»Aber Myrtle hat kein Geld. Bei unseren Verpflichtungen

dürfen wir die Abonnentengelder nicht dafür verwenden.«
»Überlassen Sie das nur mir«, sagte er. Er war in letzter Zeit immer herrischer geworden. Sie liebte herrische Männer, Männer, die sagten: »Überlassen Sie das mir.« Dreißig Jahre lang hatte sie auf jemanden gewartet, der so mit ihr umspringen würde, aber seit J. E.s Tod war ihr kein solcher Mann mehr begegnet.
Als er gehen wollte, sagte sie schüchtern: »Ich fürchte mich vor dem alten Dougherty und seiner Bande, die sind zu allem fähig.«
»Ich nicht, ich verhalte mich bis zum Dritten still.«
»Es ist nicht nur das«, sagte Mrs. McLeod, »ich sorge mich auch um Jane.«
»Jane?« fragte er verständnislos.
»Jane und Jimmy.«
»Wieso?«
»Er war ihr Freund und ist es vermutlich immer noch. Jane ist ernstlich in ihn verliebt, sie versucht sich zwar vorzumachen, daß sie es nicht ist, aber bei einem Mädchen kenne ich die Symptome.« Sie zögerte und fuhr dann fort: »Manchmal glaube ich, ich sollte den ganzen Kreuzzug aufgeben. Als ich den Plan faßte, wußte ich nicht, wie ernst es mit den beiden war.« Sie lächelte verlegen. »Halten Sie mich nicht für sentimental ... aber Liebe macht mir immer angst ... sie ist etwas so Wundervolles, Ergreifendes.« Während sie sprach, wurde Mr. Richardsons ernstes Gesicht immer nachdenklicher. Als sie geendet hatte, antwortete er: »Ich verstehe Sie, aber die Sache kann jetzt nicht mehr abgeblasen werden – nach allem, was wir getan haben ... nach all unseren Versprechungen ... und nachdem ich bei Bill Swain war. Überdies werden uns die andern auf jeden Fall bekämpfen. Sie haben es heute morgen offen zugegeben mit ihren Drohungen.«
»Was für Drohungen?«
»Zum Beispiel, uns zum Konkurs zu zwingen. Sie werden vor nichts zurückschrecken.«

»War Jimmy dabei?«
»Ja.«
»Hat er auch gedroht?«
»Nein. Er hat mich nur angestarrt, als würde er mich von allen am meisten hassen.«
Mrs. McLeod lachte leise. »Das war wegen Jane.«
Mr. Richardson nahm seinen Hut und sagte: »Ich wollte, ich hätte das früher gewußt. Dann wäre ich im Arrest geblieben und hätte an meinem Buch gearbeitet.«
Mrs. McLeod seufzte: »Wir müssen die Sache durchkämpfen. Ach, warum ist nur alles immer so schwierig?«
»Vielleicht sprechen Sie einmal mit Jane. Aber ich glaube kaum, daß es etwas nützt. Jetzt ist es zu spät.«
»Warum sprechen Sie nicht mit ihr? Sie imponieren ihr.«
Er lachte. »Ich fürchte, da täuschen Sie sich!« Er pfiff leise vor sich hin. »Du lieber Himmel«, rief er dann. »Mir ist eben etwas eingefallen.«
»Was?«
»Ich habe ihr erzählt, daß Jimmy aus dem ›El Dorado‹ hinausgeworfen wurde, daß er betrunken ankam mit diesem Frauenzimmer – auch seine Grüße habe ich ihr bestellt. Ich hatte ja keine blasse Ahnung. Jetzt verstehe ich, weshalb sie sich im Kino so seltsam benahm.«
»Vielleicht«, sagte Mrs. McLeod, »wird das der Sache ein Ende bereiten.«
»Das möchte ich bezweifeln«, erwiderte Mr. Richardson.

Mr. Richardson hatte recht. Für Jane war damit nichts entschieden. Nun wollte sie das alljährliche Picknick entscheiden lassen. Wenn Jimmy sie nochmals aufforderte, mit ihm zu gehen, wenn er großzügig genug war, ihr zu vergeben, würde sie ihren Stolz vergessen und so tun, als hätten sie nie gestritten. Es gab Augenblicke, wo sie sogar daran dachte, Tante Vinnie und den Kreuzzug im Stich zu lassen –

aber wenn er sie nicht aufforderte, war sie mit ihm fertig.
An diesem Abend, als sie zu McLeods Narrenturm zurückkehrte, ging sie in die Küche, aß ein Stück von Aidas Kokosnußtorte, trank ein Glas Milch und ging früh zu Bett, um weder Tante Vinnie noch Mr. Richardson zu begegnen. Auf dem Tisch in der Halle lag wie immer der Brief mit dem Bostoner Poststempel. Sie betrachtete den Umschlag neugierig von allen Seiten. Mr. Richardson bekam anscheinend nur von einem einzigen Menschen in der Welt Briefe. Es ließ sich schwer sagen, ob es eine Frauen- oder Männerhandschrift war. Als sie den Brief ans Licht hielt, bemerkte sie, daß das Futter des Kuverts sich umgeschlagen hatte, so daß sie mit Mühe einige Worte durch das dünne Papier hindurch entziffern konnte.
Einen Augenblick schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, den Umschlag über Dampf zu öffnen und den Brief zu lesen. Wenn er uns betrügt, habe ich ein Recht, die Wahrheit zu erfahren, dachte sie.
»Lieber Jack . . .« – Und er behauptete, Thomas zu heißen! Dann aber warf sie den Brief auf den Tisch zurück, als hätte er ihr die Finger verbrannt. Sogar in der Not durfte eine McLeod sich nicht zu so etwas herablassen.
Mr. Richardson jedoch schien ihr jetzt mysteriöser und interessanter als je.
Mrs. McLeod und Mr. Richardson aßen zusammen zu Abend, und dann ging Mrs. McLeod zu einer Besprechung mit der Gaswerk-Mary, und Mr. Richardson setzte sich in die Bibliothek. Er hatte die Absicht gehabt, zuerst zwei oder drei Kapitel des Buches von Mrs. McLeod zu lesen und sich dann an seine eigene Arbeit zu machen. Aber es kam ganz anders. Er setzte sich mit dem Manuskript, seiner Pfeife und einem Whisky-Soda in einen von J. E.s großen, abgenutzten Ledersesseln. Als er zwei Kapitel gelesen hatte, griffen seine Hände wider Willen nach dem dritten, vierten und fünften und sechsten Kapitel.

Kurz vor Mitternacht öffnete sich die Haustüre, und er hörte Mrs. McLeod die breite Eichentreppe hinaufgehen. Dann lag das große Haus in Schweigen, und Mr. Richardson nahm die Bogen wieder auf. Er las Kapitel um Kapitel, bis er sich völlig steif fühlte und fröstelte. Er stand auf, streckte sich und blickte auf die Uhr. Es war halb drei Uhr morgens, und es blieben noch vier Kapitel zu lesen.
Um Viertel nach vier Uhr ließ er mit einem Gefühl der Ehrfurcht den letzten Bogen des riesigen Stoßes sinken. Dann drehte er das Licht aus und ging zu Bett.

Es war fast elf Uhr, als Mr. Richardson am nächsten Morgen im Büro erschien, und Willie, durch einen Schluck Whisky erfrischt, begrüßte ihn triumphierend, weil er in dem sonst so pünktlichen Mr. Richardson einen ihm verwandten Sünder entdeckt zu haben glaubte.
»Na«, sagte er, »Sie haben gestern wohl einen strengen Tag gehabt?«
»Ja«, antwortete Mr. Richardson, »ich habe mich verschlafen.« Mr. Richardson ging geradewegs in das Nebenzimmer und entschuldigte sich beschämt wie ein Schuljunge bei Mrs. McLeod.
»Sie haben ein Recht, sich ab und zu gründlich auszuschlafen«, meinte sie freundlich.
Dann setzte sich Mr. Richardson und sagte feierlich: »Mrs. McLeod, ich muß mit Ihnen über Ihr Buch sprechen.«
»Ich hoffe, es ist nicht zu schlecht«, erwiderte sie schüchtern.
»Es ist prachtvoll, Mrs. McLeod, es ist großartig – genau das, was wir für die Zeitung brauchen. Es wird eine Menge neuer Abonnenten bringen.« Er nahm seine Brille ab, was er nur in wichtigen Augenblicken tat, und fuhr fort: »Aber darum geht es nicht. Mit diesem Buch muß etwas geschehen, es darf nicht brachliegen.«
»Was meinen Sie damit?«
»Sie müssen es einem Verleger geben. Es ist ein Meisterwerk.

Ein Buch, wie ganz Amerika es erwartet.«
»Ich habe nie daran gedacht, mich an einen Verleger zu wenden. Ich wüßte gar nicht, wie man das macht.«
»Wollen Sie mir das überlassen?«
»Sie haben ohnedies schon so viel Arbeit.«
»Ich habe einen Freund in New York, der Agent ist. Ich werde es ihm schicken, und er soll die ganze Angelegenheit in die Hand nehmen.«
Plötzlich begann sie zu weinen. Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten, und sie rollten über ihr müdes, runzeliges Gesicht. Es waren Tränen der Erlösung, des Glücks, der Müdigkeit und Entspannung. Sie war dazu geschaffen, geliebt, beschützt und umsorgt zu werden, doch seit J. E.s Tod hatte sich niemand mehr um sie gekümmert.
Mit erstickter Stimme sagte sie: »Ich weiß nicht, weshalb Sie sich so meiner annehmen.« Die Tränen machten Mr. Richardson verlegen.
»Sie waren zu mir auch sehr gut«, sagte er unbeholfen und legte die Hand auf ihre magere Schulter. »Überlassen Sie die Sache mit dem Buch mir. Ich schicke es noch heute ab.« Dann ließ er sie allein, und nun konnte sie sich von Herzen ausweinen.

Die ganze Woche und auch während der nächsten stieg die Zahl der Abonnenten. Unten in ihrem Käfig kassierte Myrtle die Schecks und legte das Bargeld in die altmodische Kasse. Mit jedem neuen Abonnenten schwand ein Teil von Myrtles Verbitterung. Die Furchen, die Enttäuschung, Mißerfolg und Langeweile in ihr Gesicht eingegraben hatten, schienen sich zu glätten. Die alten, hohen Kragen und die Jabots verschwanden. Statt dessen trug Myrtle jetzt Türkisohrringe. Und dann erschien sie eines Morgens, zum Staunen der ganzen Redaktion, mit kurz geschnittenem Haar und frischen Dauerwellen, in denen sie eher wie eine Zuluprinzessin als

die Kassiererin des nüchternen »Schild und Banner« aussah. Willie betrank sich nicht mehr sinnlos am Wochenende. Er stutzte seinen hängenden, tabakfarbenen Schnurrbart und kaufte sich bei Frendlich einen Anzug. Im Schnitt unterschied er sich nicht wesentlich von seinem alten, aber er war aus einem auffallenden karierten Stoff; und eines Morgens band sich Willie ein wenig verlegen eine rote Schmetterlingskrawatte dazu um. Zur Krönung des Ganzen kaufte er sich einen braunen Derbyhut. Die Verjüngung war vollkommen, und er kam sich wieder wie der Frauenbetörer vor, der er einst gewesen war. An jenem Samstagabend vor dem Kreuzzug führte er Myrtle ins Beauregard zum Essen und dann zu »Romeo und Julia« ins Palastkino.

Dieses Wunder hatte die Gesellschaftschronik vollbracht. Sie war gut, und der Erfolg wurde in Platteville anerkannt. Willie war nicht mehr der verbitterte alte Mann, der um Neuigkeiten betteln mußte. Leute, die ihre Namen gerne gedruckt sahen, telefonierten ihn an und suchten ihn auf, um ihm interessante Erlebnisse zu erzählen. Sein Selbstvertrauen kehrte zurück und machte einen neuen Menschen aus ihm.

Einmal in der Woche erschien, verfaßt vom Sohn von Aidas Cousine Athena, eine Seite, die den Geburten, Todesfällen, religiösen Zusammenkünften und gesellschaftlichen Ereignissen im Negerviertel gewidmet war. Athenas Sohn war ein schüchterner Jüngling, der Gedichte machte. Er zeigte sie Mr. Richardson, der ihm ein paar zur Veröffentlichung im »Schild und Banner« abnahm und ihm dafür je fünf Dollar aus seiner eigenen Tasche bezahlte.

Aber der größte Wandel im Büro ging mit dem Telefon vor sich. Jahrelang war es fast stumm gewesen, und nun hörte es von neun Uhr morgens bis sechs Uhr abends kaum auf zu klingeln. Schließlich kam ein Beamter der Telefongesellschaft zu Mrs. McLeod und überredete sie, zwei neue Apparate, einen auf ihrem und einen auf Mr. Richardsons Schreibtisch aufstellen zu lassen. Er bewilligte ihr sogar einen herabgesetz-

ten Tarif, weil die Installation dem Amt viel Arbeit ersparte. Denn die Zentrale mußte oft den gleichen Anruf mehrmals wiederholen, da die Nummer des »Schild und Banner« immer besetzt war.

Und dann kamen der Reihe nach die Inserate. Die Einkünfte stiegen, und als Mrs. McLeod eine Woche vor dem Beginn des Kreuzzuges mit Myrtle und Mr. Richardson die Bücher überprüfte, entdeckte sie, daß sie zum erstenmal seit zehn Jahren zahlungsfähig war. Das Geld reichte nicht nur für Rechnungen und Gehälter, es blieb sogar ein Überschuß von zwei Dollar und fünfundvierzig Cent, wenn man die großen Schulden und Hypotheken nicht rechnete.

Am Spätnachmittag des gleichen Tages bat Mr. Richardson Jane, mit ihm in Mrs. Daceys »Old Virginia Tea Shop« Tee zu trinken, und dort sagte er zu ihr: »Wir müssen Pläne machen für die Zeit, wenn ich wieder weg bin.«

Jane blickte ihn erschrocken an: »Aber Sie wollen doch jetzt nicht fortgehen?«

»Nein, aber ich gehe, wenn meine Arbeit zu Ende ist. Ich muß in absehbarer Zeit wieder nach dem Osten.«

Sie hörte ihm apathisch und geistesabwesend zu.

Plötzlich sagte er: »Anfangs waren Sie so begeistert. Was ist mit Ihnen los?«

Er hoffte, sie würde aufrichtig über Jimmy Dougherty sprechen, aber sie sagte nur: »Nichts, gar nichts.«

Dann wandte sie sich ab und fügte hinzu: »Wenn Sie mir nur etwas gesunden Menschenverstand beibringen könnten.« Er lachte. »Sie scheinen doch eine ganze Menge davon zu haben.«

»Ich habe überhaupt keinen. Ich wäre froh, wenn ich alles so gelassen hinnehmen könnte wie Sie. Sie regen sich nie auf, Sie verlieren nie den Kopf, Sie sind immer beherrscht. Manchmal glaube ich, Sie seien ganz gefühllos.«

»Möchten Sie denn gefühllos sein?«

»Ja«, erwiderte sie schnell, »es würde das Leben um vieles leichter machen.«

Lächelnd erwiderte er: »Das Schönste an Ihnen ist ja gerade, daß Sie so temperamentvoll sind. Im einen Augenblick sind Sie zornig, im nächsten strahlen Sie. Einen Augenblick sind Sie gelangweilt und im nächsten begeistert.« Er zündete sich eine Zigarette an. »Ich wollte, ich könnte auch so sein. Der gesunde Menschenverstand allein führt zu nichts. Man hat zuwenig vom Leben.«
Plötzlich wurde Jane sich bewußt, daß sie ein vertrauliches Gespräch führten, und das freute sie, denn Mr. Richardson hatte ihr noch nie so gut gefallen.
Im nächsten Atemzug aber verdarb er alles, indem er sagte: »Ich bin ein schlechter Seelenforscher. Man darf vom Äußeren nicht immer auf das Innere schließen.«
Sie wollte ihn fragen, was er damit meine, unterließ es aber, weil seine spöttische Bemerkung über die Seelenforschung die sich anbahnende Vertraulichkeit gründlich zerstört hatte.
»Gehen wir lieber zurück und sehen uns die Zeitung an, sie muß inzwischen fertig sein«, sagte sie und stand auf.
Als sie auf den Platz zugingen, erblickte Jane einen olivgrünen Zweisitzer, der von einem Verkehrssignal aufgehalten wurde, und darin saß Jimmy Dougherty.
Wäre sie allein gewesen, so hätte er ihr vielleicht gewinkt oder etwas zugerufen. Nun aber mußte er glauben, daß sich zwischen ihr und Mr. Richardson etwas angesponnen habe, und sie wußte, wie unvernünftig er sein konnte, wenn er eifersüchtig war. Jetzt habe ich alle Chancen bei ihm verscherzt, dachte sie – und hoffte doch im stillen weiter.
Das Verkehrssignal wechselte die Farbe, und der Zweisitzer schoß davon. Auf der anderen Straßenseite meinte Mr. Richardson dann: »Finden Sie nicht, wir könnten weniger förmlich sein und uns bei den Vornamen nennen? Mich ruft alle Welt Tom. Es wäre nett, wenn Sie auch so zu mir sagen würden.«
»Ich finde«, sagte Jane anzüglich, »Tom ist geradesogut wie jeder andere Name.«

Er sah sie plötzlich scharf an, aber ihre Miene war völlig undurchdringlich.
Dann sagte er: »Schön, also nennen wir einander Tom und Jane, das klingt viel herzlicher.«
»Ich wußte nicht, daß Herzlichkeit Ihnen liegt.«
Er lachte ein wenig verlegen. »Sie bedeutet mir sogar unendlich viel.«

Mr. Richardson war es, der das Datum für den ersten Schlag änderte. Er war auf den Dritten angesetzt gewesen. Aber eine Woche vorher kam Richardson zu Mrs. McLeod und sagte: »Ich habe eine bessere Idee.«
»Und die wäre?«
»Das Dougherty-Picknick ist doch am Sechsten, nicht wahr?«
»Ja.«
»Wie wäre es, wenn wir mit dem Kreuzzug am Fünften abends beginnen würden?«
Sie überlegte einen Augenblick. »Die Zeitung erreicht die Abonnenten vom Lande erst am nächsten Morgen.«
»Wir haben ohnedies fast die ganze Landbevölkerung auf unserer Seite. Es kommt hauptsächlich auf die Stadt an.«
»Vielleicht haben Sie recht«, sagte sie. »Sie haben ja immer recht.«
Nach einiger Überlegung fand sie die Idee glänzend. Zwei Tage vor dem Picknick kündete Mr. Richardson auf der ersten Seite an, daß das »Schild und Banner« ab Fünften des Monats einen Roman von Lavinia McLeod in täglichen Fortsetzungen bringen werde. Das Thema des Romans sei die Geschichte von Platteville und werde nicht nur die Generation Mrs. McLeods interessieren, sondern auch die Jugend, die nichts von den Nöten, dem Glanz und den Freuden jener Zeit wisse.
Am Fünften zitterte das Büro des »Schild und Banner« vor unterdrückter Erregung. Es war jetzt nicht mehr möglich, den Kreuzzug geheimzuhalten. Alf Lyman an der Setz-

maschine ließ die Tasten nur so fliegen vor Staunen über das, was er setzen mußte, und der alte Zimmerman schluckte zweimal Tabaksaft wegen der Schlagzeilen, die er zu setzen hatte.
Mrs. McLeods Herz pochte den ganzen Tag heftig vor Angst und Aufregung. Sie hatte nie in ihrem Leben jemand angegriffen, und nun ließ sie sich mit der mächtigsten Bande, die je in Platteville ihr Unwesen getrieben hatte, ein.
Nur Mr. Richardson tat seine Arbeit ruhig und gelassen, doch Jane bemerkte in seinen Augen ein erregtes Flackern und erinnerte sich plötzlich an das, was er einmal gesagt hatte: »Man darf vom Äußeren nicht immer auf das Innere schließen.«
Dieser Tag war für Jane nicht so begeisternd wie für die andern. Die Hoffnung, von Jimmy etwas zu hören, schwand langsam dahin. Zwar glaubte sie noch um vier Uhr, Jimmy könne anrufen und sie zum Picknick einladen. Aber um fünf Uhr fünfzehn, als Myrtle von unten die ersten, noch feuchten Exemplare der Kreuzzugsausgabe heraufbrachte, verhärtete sich Janes Herz. Er hatte nichts von sich hören lassen, also bedeutete das, daß er mit ihr fertig war. Es war aus, hier im »Schild und Banner« stand es geschrieben, denn in dieser Nummer war der Angriff auf den alten Dougherty enthalten. Die Zeitungsjungen liefen bereits durch die Straßen. Der Kreuzzug hatte begonnen.
Jane nahm sich mit Mühe zusammen und ging mit Tante Vinnie, Mr. Richardson, dem Ehepaar Ferguson und dem alten Zimmerman hinüber, um das bedeutungsvolle Exemplar des »Schild und Banner« zu betrachten.
Über dem Leitartikel stand in riesigen Schlagzeilen: »Was gedenken die Bürger von Platteville dagegen zu unternehmen?« Darunter begann Mr. Richardsons Artikel mit einer allgemeinen Lagebetrachtung. Die Verhältnisse bei der Stadtverwaltung hätten sich wegen der Gleichgültigkeit der Bürger ständig verschlechtert und seien schließlich zu einem Schandfleck für den gesamten Südwesten geworden.

Das »Schild und Banner«, so fuhr der Artikel fort, habe eine Untersuchung eingeleitet und werde in einer Artikelserie die ganze Korruption aufdecken, die sich zum Schaden der Steuerzahler in einer der schönsten Städte der Vereinigten Staaten eingenistet habe. Alle ehrlichen Bürger von Platteville seien aufgerufen, sich zu organisieren und diesen Zuständen ein Ende zu bereiten. Die Zeitung werde ihnen jede mögliche Hilfe angedeihen lassen. Was man brauche, sei eine neue, unabhängige, demokratische Organisation.
Nach dieser Eröffnungssalve folgte eine Reihe von Abschnitten: »Die Ausbeutung der Gefangenenarbeit – Das neue Dach des Gerichtsgebäudes – Die Beleuchtung in der Hillyard Street – Das neue Wasserwerk – Der Skandal um die Kloaken auf der Westseite – Franklin Street?«
Auf der gegenüberliegenden Seite erschien der erste Teil von Lavinia McLeods Roman »Die gute, alte Zeit«. Die Aufmachung sah hübsch und eindrucksvoll aus, und während Mrs. McLeod den Leitartikel las, schielte sie unwillkürlich auf die andere Seite hinüber, um stolz den Namen Lavinia McLeod zu betrachten.
Der schweigsame alte Zimmerman grinste. »Das dürfte ihnen den Rest geben.«
Mrs. McLeod verstand Mr. Richardson nicht. Er schien weder beeindruckt noch aufgeregt, sondern begutachtete das Blatt ruhig durch seine Brillengläser. Jane beobachtete ihn mit Bewunderung – und zugleich voll Haß, weil er so gelassen und tüchtig war.
Mrs. McLeod fragte leise: »Wie haben Sie nur das Material zusammengetragen, all die vielen Einzelheiten, meine ich?«
Mr. Richardson blickte sie erstaunt an und sagte: »Nun, Sie haben mir eine Menge erzählt und Gaswerk-Mary noch mehr. Außerdem schickte mir Bill Swain ein paar Leute. Ich habe auch selbst viel aufgeschnappt, als ich ein bißchen herumschnüffelte. Ich brauchte das Zeug bloß nachzuprüfen und zu ordnen.«

Dann öffnete sich die Türe, und ein Postbote kam mit einem Telegramm herein. Alle wandten sich ihm zu in der Erwartung, dies sei die erste Reaktion auf den Kreuzzug. Er blickte sich um und fragte: »Miss Jane Baldwin?«
»Das bin ich«, sagte Jane und unterschrieb. Ihre Hände bebten, als sie den Umschlag öffnete. Dann sagte sie mit erstickter Stimme: »Nichts Wichtiges«, und zerknüllte das Telegramm. Alle außer Mrs. McLeod beugten sich wieder über die Zeitung. Sie beobachtete, wie Jane ihren Hut nahm und zur Türe ging. Besorgt folgte sie ihr hinaus und fragte: »Doch keine schlechte Nachricht?«
»Nein«, sagte Jane und fügte hinzu: »Bitte, laß mich in Frieden, ich muß ausgehen.« Da wußte Mrs. McLeod, daß das Telegramm von Jimmy war.

Mit tränennassem Gesicht lief Jane die Treppe hinunter und über den Platz. Beim Heldengedenkbrunnen machte sie endlich halt und setzte sich. Sie entfaltete das zerknüllte Telegramm und las es wieder: »Ich hielt es nicht länger aus, ob ich wollte oder nicht. Wollen wir Frieden schließen? Kommst Du mit mir zum Picknick? Dein Jimmy.«
Was sollte sie davon halten? Ob Jimmy die Zeitung schon gesehen hatte und trotzdem zu ihr stehen wollte? Dann blickte sie noch einmal auf den Absender, und plötzlich erstarrte sie. Das Telegramm war nicht vom Büro im Dougherty-Block abgesandt worden, sondern aus Millersville. Natürlich war Jimmy jetzt in Millersville, um die Vorbereitungen für das Picknick zu treffen. Also wußte er es nicht . . . konnte es nicht wissen, weil er die Zeitung noch gar nicht gelesen haben konnte. Er ahnte nichts von dem fürchterlichen Angriff.
In der Ferne hörte sie einen Zeitungsjungen ausrufen: »›Schild und Banner‹ Extraausgabe! Korruption in Platteville!«
Sie stand auf und überquerte den Platz. Auf dem Postamt gab sie ein Telegramm auf.

»Alles ist wieder gut, aber es ist zu spät.«
Das Telegrammformular war naß von Tränen, und sie dachte: Wenn er sie nur sehen könnte, dann würde er alles verstehen. Aber Tränen ließen sich nicht telegrafisch übermitteln.
Zu gleicher Zeit fand im Büro der »Daily News« hinter verschlossenen Türen eine Konferenz statt. Mr. Hirsh, der Geschäftsführer, der magere, abgehärmte Chefredakteur und der alte Dougherty saßen an dem schweren Mahagonitisch in Mr. Hirshs Zimmer. Auf dem Tisch lagen zwei noch feuchte Exemplare des »Schild und Banner«. Mr. Hirsh blickte drein wie ein erschrecktes Meerschweinchen. Das Gesicht des mageren, mürrischen Chefredakteurs Mr. Winterbottom war von Sorge zerfurcht, und auf der ehernen Stirne des alten Dougherty standen Schweißperlen, die er ständig mit einem großen weißen Taschentuch abwischte. Hirsh sagte: »Sie haben im richtigen Moment losgefeuert – jetzt, wo wir nicht darauf vorbereitet sind.« Der Chefredakteur fügte sanft hinzu: »Sie erinnern sich, Mr. Dougherty, ich habe Ihnen gesagt, daß Sie Schwierigkeiten haben würden.«
Dougherty schwitzte. »Das nützt mir jetzt rein gar nichts. Wir müssen denen das Maul stopfen, ehe es zu spät ist. Wir müssen ihnen die Gläubiger auf den Hals hetzen und das jämmerliche Blatt abwürgen.«
»Das braucht Zeit. Sie können eine Menge Schmutz aufwühlen, ehe wir sie auf die Knie zwingen. Ich wollte schon letzte Woche anfangen, aber Sie waren ja dagegen.«
»Ich hatte meine Gründe«, sagte der alte Dougherty.
»Was für Gründe?« fragte der grämliche Chefredakteur.
»Jimmy wollte nicht.«
»Warum nicht?« fragte Mr. Hirsh.
Der alte Dougherty hüstelte nervös, als schämte er sich seiner Sentimentalität. »Der Junge ist wegen des Baldwin-Mädchens, der Nichte von Mrs. McLeod, in letzter Zeit schwer abgemagert.«
Mr. Hirsh, das ängstliche Meerschweinchen, setzte die Miene

einer schlauen Ratte auf. »Es ist nicht so schlimm, wie Sie glauben«, sagte er. »Ich habe schon ein bißchen vorgearbeitet, ein paar Briefe abgeschickt und die Hypotheken auf der Zeitung und dem Haus der alten Frau überprüft. Es wird schneller gehen, als Sie glauben.«

Da explodierte der alte Dougherty: »Wie, zum Teufel, können Sie so etwas tun, ohne mich zu fragen? Hier bestimme ich! Merken Sie sich das!«

Mr. Hirsh ließ sich nicht einschüchtern.

»Sie wandern wohl lieber ins Gefängnis, als daß Sie so ein lausiges, dreckiges Schmierblättchen abwürgen?«

»Wer wandert ins Gefängnis? Gegen mich liegt nichts vor.«

Mr. Hirsh faltete sorgfältig sein Exemplar des »Schild und Banner« zusammen. »Schön, wie Sie wollen. Überlegen Sie sich die Sache, und geben Sie mir heute abend Bescheid. Aber vergessen Sie nicht, daß es außer Ihnen noch andere Leute gibt, die etwas anzuzetteln verstehen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sie sind nicht der einzige Mann mit Einfluß auf die Politik unseres Staates.«

»Und morgen ist dieses verfluchte Picknick!« Dougherty schlug sich auf die Schenkel, und ein Schimmer von Bewunderung leuchtete in seinen Augen auf. »Dieser Schweinehund Richardson macht es ja ganz raffiniert. Wir hätten ihm ein paar Tausender monatlich anbieten sollen. Es hätte sich gelohnt.«

Mr. Hirsh sagte: »Er wäre nicht gekommen, und wenn Sie ihm ein paar Millionen im Monat angeboten hätten.«

»Warum nicht?« fragte der alte Dougherty.

»Weil er so was nicht tut. Ich kenne die Sorte. Man kann sie nicht kaufen. Sie sind in diesem Punkt völlig verdreht. Geld bedeutet ihnen nichts.«

Als W. M. Dougherty endlich das Büro verließ, um heimzugehen, setzten Mr. Hirsh und Mr. Winterbottom die Konferenz bei Bier und belegten Broten fort.
Für Mr. Hirsh bedeutete die Stellung bei der »News« nur eine Wartezeit. Als Mr. Hirsh getarnt, war er in diesem abgelegenen Ort des Südwestens vor der Verfolgung der Gerichtsbeamten sicher, die ihm das Leben in Illinois und Indiana verleidet hatten.
Mr. Hirsh hieß in Wirklichkeit Sulzberger, und Dougherty hatte ihn vor langer Zeit kennengelernt. Als Geschäftsführer war Mr. Hirsh nicht gerade hervorragend, aber er hatte immerhin andere wertvolle Eigenschaften. Er war beschlagen in unsauberen politischen Machenschaften und Gewaltmethoden, und im Bedarfsfall konnte er sofort eine Gruppe von bewaffneten Leuten bereitstellen. Es waren Mr. Hirshs schwere Jungen gewesen, die zweimal das »El Dorado« demoliert hatten, als die Gaswerk-Mary sich weigerte, der Doughertybande ihren Tribut zu zahlen.
Mr. Hirsh mit seinen rosigen Wangen, dem glitzernden Zwicker, seinem mädchenhaften Mund und den makellosen, rundlichen Händen sah zwar aus wie ein affektierter, ältlicher, unverheirateter Sonntagslehrer, aber es war nicht gut Kirschen mit ihm essen.
Nur der Portier der »Daily News« allein wußte, daß Hirsh den Brand gelegt hatte, der vor sechs Monaten im Papierlager ausgebrochen war. Die Kenntnis davon hatte dem Portier bereits zwei Lohnerhöhungen eingetragen, von denen außer Mr. Hirsh niemand etwas wußte.
Mr. Winterbottom, der Chefredakteur, war ein müder, enttäuschter Mann. Siebenunddreißig Jahre lang hatte er als Journalist in mittelgroßen Städten des Südwestens gearbeitet, und nun, mit fünfundfünfzig Jahren, verdiente er dreitausendfünfhundert Dollar jährlich, mit denen er seine von Sorgen geplagte, ewig nörgelnde Frau und die noch unter seinem Dach lebenden vier von insgesamt sieben Kindern erhalten

mußte. Obwohl er den Titel des leitenden Redakteurs führte, leitete er gar nichts. Er hätte ebensogut Portier sein können. Wenn er alle Schaltjahre einmal einen Leitartikel schreiben durfte, so wurde das Thema streng auf das Wetter, den Jahrmarkt oder irgendeinen andern, völlig harmlosen Stoff beschränkt, wo es unmöglich war, eine Indiskretion zu begehen. Mr. Hirsh hob das Glas Bier an seine rosigen Lippen, und als er es wieder abstellte, schmatzte er aus Freude über die Aussicht auf den Sturz Mr. Richardsons. Der Kerl mußte so bald wie möglich beseitigt werden. Er war imstande, Hirshs Vorleben auszugraben und ihm Schwierigkeiten zu machen.

Ihm gegenüber saß Mr. Winterbottom und blickte mürrisch unter seinen buschigen Augenbrauen hervor. Dieser Kerl, der Hirsh! dachte er. Wer ist er eigentlich? Woher kommt er? Was war er vorher? Vielleicht erwischt es ihn auch.

Dann brütete er hinter seiner engen Stirn finstere Pläne aus: Ich weiß allein genug, um den alten W. M. ins Gefängnis zu bringen. Ich brauche nur mein Maul aufzumachen. Das wäre eine kleine Rache dafür, daß er mich all die Jahre wie einen Laufburschen behandelt hat. Er malte sich Doughertys Niederlage und Demütigung aus. Er sah sich als Kronzeugen, er sah, wie der alte Dougherty zu ihm kam, ihn anflehte und ihn mit Geld zu bewegen suchte, den Mund zu halten. Bei dieser Vorstellung lachte er laut auf. Mr. Hirsh fuhr zusammen und fragte: »Was ist mit Ihnen los? Was ist denn so komisch?«

»Nichts«, sagte Mr. Winterbottom, »es ist mir nur etwas eingefallen.« Das Lachen erstarb ihm auf den Lippen beim Anblick von Mr. Hirshs rosigem, unheimlichem Gesicht. Er würde ja doch nie gegen den alten W. M. auftreten und ihn verklagen, weil er dann seine Stelle verlieren und in seinem Alter bestimmt keine andere finden würde. Wenigstens nicht zu dreitausendfünfhundert Dollar im Jahr. Und er mußte doch für seine Frau und die vier Fratzen sorgen, die noch daheim waren und von ihm lebten.

Es war halb neun Uhr, als der alte Dougherty vom Büro der »News« in seine Riesenvilla heimkehrte. Der Anblick des trübseligen, leeren, dunklen Hauses, in dem nur ein einziges Licht in der Halle brannte, bedrückte ihn. Er hatte gehofft, Jimmy würde schon von Millersville zurück sein. Drinnen fand er ein kaltes Nachtessen, das Ella, der einzige dienstbare Geist des großen Hauses, für ihn bereitgestellt hatte. Auf dem Tisch lag ein Zettel von ihr, auf dem stand, sie habe bis halb neun auf ihn gewartet und sei dann ins Kino gegangen. Einen Augenblick lang erfüllte ihn die unbeholfene, fehlerhafte Mitteilung mit Wut. Er dachte: Jetzt hat sie wohl diese verfluchte Zeitung gesehen und glaubt, von nun an könne sie sich alles herausnehmen. Aber sogleich mußte er sich sagen, daß so etwas weit über Ellas Kombinationsgabe hinausgegangen wäre. »Ich muß kaltes Blut bewahren. Wenn ich die Nerven verliere, bin ich erledigt«, versuchte er sich zu beruhigen.

Während er das kalte Abendessen verzehrte, wurde ihm zum erstenmal im Leben klar, daß er müde war und ihn alles langweilte – es sei denn, es bestand Aussicht auf einen Kampf. Er wollte kein Geld mehr. Er wollte nur noch Macht. Macht, die nicht nur Platteville umfaßte, sondern den Staat und später vielleicht sogar die nationale Politik. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß Bill Swain womöglich von seinem Ehrgeiz wußte, einige seiner Praktiken entdeckt hatte und sogar hinter dem Kreuzzug steckte.

Er mußte unbedingt Jimmy sehen, sich mit ihm besprechen und von ihm beruhigen lassen. Es verlangte ihn nach Jimmys Optimismus, nach seiner kraftstrotzenden Gesundheit, seinem Lachen. Es wurde ihm auf einmal bewußt, daß Jimmy das einzige war, das er auf der Welt besaß, der einzige Mensch, auf den er zählen und an den er sich im Kummer wenden konnte. Hirsh, Winterbottom, die Richter, der Polizeichef, ja sogar der Bürgermeister würden ihn im Stich lassen, wenn es schiefginge. Sie würden mit fliegenden Fahnen zu Bill

Swain überlaufen, aber auf Jimmy konnte er immer zählen. Plötzlich stand er auf, schenkte sich einen Drink ein und sagte halblaut: »Nimm dich zusammen, W. M. Es wird nichts passieren. Du hast jeden Richter in Platteville in der Tasche. Verlier nicht den Kopf!«

Dann ging er zum Fenster. Lange beobachtete er die Lichter der vorbeifahrenden Autos, aber keines bog in die Einfahrt ein. Plötzlich dachte er entsetzt: Vielleicht ist ihm etwas geschehen. Vielleicht hat er einen Unfall gehabt. Er fährt immer wie der Teufel. Aber wenn Jimmy etwas geschehen wäre, dann hätte man ihn sofort benachrichtigt, denn jeder im Land kannte Jimmy und seinen olivgrünen Wagen.

Schließlich hielt er es nicht mehr aus und rief das Seehotel, den Elks-Klub und die Hennessy-Bar an. Aber in keinem dieser Lokale wußte man etwas von Jimmy. Endlich ließ er allen Stolz fahren und rief das »El Dorado« an. Es war jetzt fast Mitternacht, und in seiner Angst vergaß er, seine Stimme zu verstellen, so daß der Barmixer am Apparat sofort sagte: »Hallo, Mr. Dougherty«, was den alten Mann rasend machte. Er erfuhr, Jimmy sei dort gewesen und habe das Lokal vor etwa zehn Minuten verlassen.

Kaum war er in die Bibliothek zurückgegangen, als er einen Wagen hörte. Dann ertönte an der Einfahrt unten lautes Krachen, dem tiefe Stille folgte. Mr. Dougherty sprang auf, eilte zur Eingangstüre und drehte das Licht an.

Draußen klemmte Jimmys olivgrüner Zweisitzer mit dem Kühler in der zersplitterten Garagentüre. Jimmy kletterte unsicher aus dem Wagen. Beim Anblick seines Vaters grinste er blöde und sagte: »Ich muß wohl die Türe übersehen haben.« Hinter ihm stieg eine platinblonde Frau in einem Rotfuchsmantel aus dem Auto. Auch sie stand nicht mehr fest auf den Beinen.

»Das ist Fern Hedges«, stellte Jimmy vor. »Ich habe sie zu einem Drink hergebracht. Fern und ich wollen heiraten.«

Als er den Namen hörte, packte den alten Mann eine blinde

Wut. Einen Augenblick konnte er überhaupt nicht sprechen, sondern gab nur stotternde Laute von sich. Dann aber prustete er los: »Das kommt ja gar nicht in Frage.« Und Fern schrie er an: »Sie werden dieses Haus nie betreten. Hinaus mit Ihnen! Marsch, hinaus!«
Fern, durch den Anblick des wutentbrannten alten Dougherty etwas ernüchtert, blickte hilfesuchend auf Jimmy. Dann aber legte sie los: »Wie der Vater, so der Sohn. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Hergelaufene seid ihr, nichts als schäbige, irische Einwanderer.« Ihre Stimme wurde schrill, und sie keifte: »Im ›Schild und Banner‹ wird man's euch schon zeigen, ihr werdet bald klein und häßlich sein! Und überhaupt, Mr. Dougherty, lassen Sie sich's gesagt sein: Ihren lausigen Sohn würde ich nicht um viel Geld heiraten!« Dann, bevor sie den Rückzug über die Einfahrt antrat, schleuderte sie ihm triumphierend ins Gesicht: »Es würde mir nicht im Traum einfallen, den Sohn eines Sträflings zu heiraten.«
Der alte Dougherty war einen Augenblick wie vom Schlag gerührt. Stotternd schrie er ihr nach: »Hinaus, du dreckige Hure!« In der Nachbarschaft öffneten sich mehrere Fenster. Ein paar Minuten blieb der alte Mann schwer atmend stehen und betrachtete seinen Sohn. Dann sagte er: »Komm herein ins Haus, jedes Schwein kann uns hören.«
In der Bibliothek zog Jimmy das »Schild und Banner« aus seiner Tasche und warf es auf den Tisch.
»Was ist in dich gefahren? Bist du verrückt?« fragte Dougherty.
Jimmy bedeckte sein Gesicht mit den Händen und stöhnte: »Ich weiß nicht.«
»Sich so zu benehmen – einen Tag vor dem Picknick!«
»Ich werde morgen schon wieder auf dem Damm sein. Ich bekomme nie Katzenjammer.«
Der Vater zündete sich eine Zigarre an. »Es sieht aus, als hätte dich deine Freundin beim ›Schild und Banner‹ an der Nase herumgeführt.«

Jimmy erwiderte nichts. Er saß schweigend da, sein Gesicht in den Händen.
Der alte Dougherty schob seine Zigarre in den anderen Mundwinkel.
»Du benimmst dich unmöglich! Hast du denn gar keinen Stolz?«
»Natürlich hab' ich meinen Stolz.«
»Du kannst dich doch nicht benehmen wie so ein sentimentaler Irländer, so ein Hungerleider. Die lumpige Hure hatte nicht so unrecht. Man könnte wirklich meinen, du seist einer von diesen hergelaufenen irischen Schluckern.«
Jimmy antwortete wieder nicht. Der alte Mann war erschüttert. Er hatte Jimmy noch nie so gesehen.
»Du hast doch das ›Schild und Banner‹ gelesen, nicht wahr?«
»Ja.«
»Also weißt du, daß uns ein Kampf bevorsteht.«
»Natürlich.«
»Willst du mich im Stich lassen?«
»Wofür hältst du mich denn!?«
»Es sieht aber fast so aus – wenn du zur Gaswerk-Mary gehst, um dir einen anzutrinken. Ausgerechnet dorthin!«
Jimmy schwieg, und wieder wanderte die Zigarre von einem Mundwinkel des alten Mannes zum andern.
»Hör zu, mein Junge. Ich hatte eine elende Jugend, ich besaß nichts, aber nach meiner Verheiratung wollte ich etwas erreichen – für deine Mutter und für dich. Und dann, gerade als ich zu Geld kam, starb sie. Das war sehr hart für dich, vielleicht härter als für mich. Ich habe manches getan, was du nicht korrekt nennen würdest, aber ich tat es, um vorwärtszukommen – um dir einst eine solche Jugend zu ersparen. Aber ich tat es nicht, damit du dich betrinkst und der ganzen Stadt sagst, daß du eine Hure heiraten willst.«
Ohne aufzublicken, entgegnete Jimmy: »Ich habe doch nie daran gedacht, Fern zu heiraten. Ich sagte es nur so zum Spaß – war heute ein bißchen verdreht.«

»Ich möchte, daß du ein Mädchen aus guter Familie heiratest und eine Menge prachtvoller Kinder hast. Du bist jung und kräftig. Und wenn du das richtige Mädchen heiratest, so kann in den Kindern vielleicht das schlechte Doughertyblut ausgemerzt werden. Verstehst du mich?«
»Ja.«
»Ich möchte, daß du so eine heiratest wie dieses hübsche, gesunde Baldwinmädchen. Ich hatte gehofft, es würde dazu kommen.«
»Nun, jetzt wird es eben nicht mehr dazu kommen. Der heutige Abend hat das besiegelt.«
»Ich habe nicht gewußt, daß du sie wirklich liebst. Du bist mit einer Menge Mädchen herumgelaufen, aber keine schien dir etwas zu bedeuten.«
»Das stimmt.«
»Warum hast du mir nichts gesagt? Ich hätte es bestimmt zum Klappen gebracht.« Er schwieg einen Augenblick. »Ich hätte sogar meine Stellung aufgegeben und den Rückzug angetreten, um deinem Glück nicht im Wege zu stehen.«
»So einfach war das nicht.«
»Worüber habt ihr euch eigentlich gestritten?«
Doch Jimmy antwortete nicht. Da fragte sein Vater: »War es vielleicht deswegen, weil du sie verführen wolltest?«
»Nein, bestimmt nicht, so ein Gedanke ist mir bei ihr gar nie gekommen.«
Der alte Mann blickte ihn lange an und fragte dann mit leiser Stimme: »Hatte es etwas mit mir zu tun?« Doch als Antwort erhielt er nur Schweigen. »Ja, Geld ist eben nicht alles. Ich hätte auch an andere Dinge denken sollen. Du mußt dich oft meiner geschämt haben.«
»Ich habe mich nie deiner geschämt.«
Nun tat der alte Mann etwas, was er noch nie in seinem Leben getan hatte. Er stand auf, ging schwerfällig zu seinem Sohn hinüber und legte die Hand auf seine Schulter. Er sagte: »Ich verstehe, ich sehe jetzt, in welcher Klemme du warst,

und jetzt möchtest du deinen alten Vater nicht im Stich lassen. Aber von mir aus kannst du es ohne weiteres tun, wenn es dir über die Schwierigkeiten hinweghilft. Was mich betrifft, tu, was du willst. Ich werde alles verstehen.«
»Wofür hältst du mich eigentlich?«
»Hör«, sagte der alte Dougherty, »die Flucht ergreifen kann ich jetzt nicht mehr. Ich täte es, wenn es dir helfen würde, aber dazu ist es zu spät. Ich muß kämpfen. Du verstehst mich doch, nicht wahr?«
»Ja.«
»Vor einer Woche, bevor dieses verdammte Blatt erschien, hätten wir das Ganze abblasen können, aber jetzt ist es zu spät. Ich muß kämpfen, schon deswegen, weil ich mich noch nie geschlagen gegeben habe. Es ist am besten, du weißt, wie die Sache steht. Vielleicht muß ich kämpfen, um nicht ins Gefängnis zu kommen.«
Diese Worte ernüchterten Jimmy restlos. Er blickte auf und sagte: »Ist es so arg?«
»Ja – wenn sie genug Beweise gegen mich haben und Bill Swain Anklage erheben will.«
»Das wußte ich nicht. Ich habe nie darüber nachgedacht.«
»Es gibt vieles, was ich dir nie gesagt habe. Vielleicht, weil ich mich schämte.« Er klopfte Jimmy auf die Schulter und sagte: »Geh jetzt hinauf und schlaf dich aus, und morgen beim Picknick müssen wir tun, als ob überhaupt nichts wäre – trotz allem! Vielleicht ist die Sache gar nicht so schlimm.«
Jimmy ging die Treppe hinauf. Als er sich entkleidete, nahm er das zerknüllte Telegramm aus der Tasche und las es noch einmal: »Alles ist wieder gut, aber jetzt ist es zu spät.« Mit übertriebener Genauigkeit glättete er das Papier, legte es sorgfältig zusammen und schob es zwischen die Seiten eines Exemplars von »Gullivers Reisen«, das ihm seine Mutter einst gegeben hatte, als er noch ein kleiner Junge war. Er ahnte, daß er es eines Tages noch brauchen würde.

In der Redaktion des »Schild und Banner« fand eine Zusammenkunft statt, die bis spät in die Nacht währte. Der baptistische Prediger hatte um sechs Uhr angerufen und um eine Besprechung mit Mrs. McLeod ersucht. Er wollte, so hatte er gesagt, ein Reformkomitee bilden, um in dem Kampf mitzuhelfen.
Dann rief Jim Newman aus seiner Bestattungsanstalt an und sagte: »Bravo! Ein großartiger Leitartikel. Wenn Sie noch eine Weile dort sind, komme ich zu Ihnen hinüber. Wie wäre es, wenn ich Sam Henderson und einige der Burschen anrufen und sie mitbringen würde?«
»Warten Sie einen Augenblick«, sagte Mrs. McLeod. Sie rief Mr. Richardson herbei und erklärte ihm, was Jim Newman vorgeschlagen hatte. »Sie haben alles in Szene gesetzt«, sagte sie, »Sie müssen entscheiden.«
»Sagen Sie, sie sollen nur kommen. Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist.«
Dann, ungefähr um sieben Uhr, rief Gaswerk-Mary an. »Großartig! Genau das richtige, ein Volltreffer!« Und als Mrs. McLeod von der improvisierten Versammlung berichtete, sagte sie: »Ich könnte etwa um zehn Uhr zu Ihnen kommen, wenn mein Betrieb in Gang ist. Werden Sie dann noch dasein?«
»Ich glaube, wir werden so ziemlich die ganze Nacht hierbleiben.« Ihr Herz schlug wie ein Riesenhammer, und ihre zarten, von Venen überzogenen Hände bebten.
Es folgten weitere Telefonanrufe, darunter einige anonyme mit Beschimpfungen, die Mrs. McLeod erschreckten. Aber der Schrecken verflog schnell in all der Aufregung. Sie hatte nie mehr etwas Derartiges erlebt seit der Zeit, da J. E. noch lebte und eine Rolle in der Politik spielte. Es war, als gäbe man ein Fest – ein glänzendes Fest, das ein großer Erfolg wurde. Um zehn Uhr war die Redaktion derart überfüllt, daß selbst Mr. Richardson Mühe hatte, die Sache zu organisieren. Das Redaktionskollegium war überwältigt von dem Zudrang.

Alle hatten ein starkes Echo erwartet, aber nicht annähernd einen solchen Aufmarsch.
Als Gaswerk-Mary aus der Setzerei herauskam, ging sie auf Mr. Richardson zu und nahm ihn beiseite.
Sie blickte im Zimmer umher und sagte: »Nicht schlecht, nicht wahr? Ich hätte nie gedacht, daß wir einen solchen Erfolg haben würden. Und morgen werden noch weit mehr Leute kommen.«
»Der alte Dougherty muß eine Menge Gegner haben.«
»Das schon, nur hatte bisher niemand die Energie, den Kampf aufzunehmen.«
Plötzlich rief Jim Newman: »Ganz wie in den alten Zeiten, nicht wahr, Vinnie?«
In der Ecke sagte Gaswerk-Mary zu Mr. Richardson: »Ich will kein Hemmschuh sein. Nehmen Sie mich in kein Komitee, sonst verlieren wir all die frommen Leute. Ich werde in der Stille mitarbeiten.«
Mr. Richardson atmete im geheimen auf, kehrte zu den übrigen zurück und klopfte auf den langen Tisch, um sich Gehör zu verschaffen. Dann hielt er eine seiner kunstvollen Reden und schlug vor, ein Komitee zu bilden. Als Außenstehender ersuchte er bescheiden, die Ernennungen möchten durch einen engeren Ausschuß, bestehend aus Mrs. McLeod, dem baptistischen Geistlichen, Mrs. Mabel Urquahart Jenkins, Sam Henderson und Jim Newman erfolgen. Die Genannten zogen sich in Mrs. McLeods Büro zurück, und nach einer Weile erschienen sie wieder und nannten zehn Namen, die einstimmig angenommen wurden. Weitere Mitglieder konnten auf Antrag des baptistischen Geistlichen später ernannt werden, sobald sich die gottesfürchtigen Bürger des Staates dem Kreuzzug anschlossen.
Nachdem man auf den folgenden Tag eine öffentliche Versammlung in der Baptistenkirche anberaumt hatte, löste sich die Gesellschaft auf, und es blieben nur die Redaktionsmitglieder, Jim Newman und Gaswerk-Mary zurück, um den

Erfolg der Eröffnungsaktion zu feiern. Es war zwei Uhr, als man endlich aufbrach, weil Gaswerk-Mary erklärte, sie müsse ins »El Dorado« zurück. Als sie fortging, wandte sie sich in der Türe noch einmal um und sagte: »Ich vergaß euch zu erzählen, daß Jimmy Dougherty wieder mit dieser Hure, Fern Hedges, im ›El Dorado‹ war. Er stänkerte herum und sagte jedem, daß er sie heiraten wolle.«
Nachdem sie fortgegangen war, fragte Mr. Richardson plötzlich: »Aber wo ist denn Jane? Sie sollte doch hier sein.«

Nachdem Jane das Telegramm an Jimmy aufgegeben hatte, war sie geradewegs heimgegangen und in ihr Zimmer geflüchtet, und als Aida sie zum Abendessen holte und ihr sagte, daß Mrs. McLeod und Mr. Richardson erst später kämen, erwiderte Jane, daß sie heute abend beim besten Willen nichts essen könne.
Verärgert ging Aida wieder die Treppe hinunter. Sie ärgerte sich über Jane, weil sie das Essen verweigert hatte, ärgerte sich über den alten Dougherty, über die Aufregung im »Schild und Banner«, wodurch der ganze Haushalt auf den Kopf gestellt wurde, doch am meisten zürnte sie Jimmy Dougherty, weil er ihre stolze Miss Jane so unglücklich machte.
Unten in der Küche stellte sie das Abendessen auf zwei Tabletts und trug es hinunter zu den drei Vagabunden, die im Heizraum wohnten. Dann ging sie wieder hinauf, setzte ihren Hut auf, verschloß alle Türen, verriegelte die Fenster und ging ins Negerviertel.
Joe war ein großer, kaffeebrauner Neger. Beim Anblick Aidas gab er dem Trommler ein Zeichen, so daß Aidas Auftritt mit einem lauten Tusch begrüßt wurde, als wäre sie ein Zirkusstar. Joe kannte Aida und wußte, daß sie meistens nur zu ihm kam, um zu feiern. Sie war den guten, alten Zeiten noch näher als seine übrigen Kunden und kannte noch eine Menge Plantagenlieder und Tänze.

Als Joe sie begrüßte, sah er gleich, daß sie außer sich war, und das bedeutete, heute würde sie mächtig in Schwung kommen. Die Neuigkeit von Aidas Ankunft ging von Mund zu Mund, und in kurzer Zeit war der niedrige, rauchige Raum zum Bersten voll. Diejenigen, die keinen Platz mehr bekommen konnten, standen am offenen Fenster, und Joe, seine Frau und seine drei Töchter reichten Drinks hinaus.
Nachdem Aida einige Maisschnäpse hinuntergekippt hatte, schwand langsam ihr Ärger. Und als dann Joe noch einen Witz über ihre weiblichen Reize machte, brach sie in dröhnendes Gelächter aus. Dann ging sie zur Tanzfläche, hob ihre Röcke und begann mit wildem Schrei einen Tanz, den ihr keine unter den Jüngeren nachgemacht hätte.
Als sie nach dem Tanz wieder zu Atem gekommen war, sang sie ihnen ein altes Plantagenlied. Die Menge vor dem Fenster wurde immer größer.
Erst kurz nach Mitternacht, als die Kunde von Aidas Auftreten einen der Musiker aus dem »El Dorado« in Joes Lokal gelockt hatte, entsann sich Aida, was sie hierhergeführt hatte: der Ärger und die Hoffnung, etwas über Jimmy zu erfahren. Und nun sagte ihr der Musiker genau das, was sie wissen wollte: »Der Sohn des alten Dougherty ist im ›El Dorado‹. Er ist betrunken und sagt jedem, daß er diese Hure, Fern Hedges, heiraten wird.«
Damit war Jimmy Dougherty ihr ausgeliefert. Sie mußte sofort nach Hause und es Miss Jane erzählen.
Sie ergriff eine Bierflasche, hielt sie hoch über den Kopf und sagte mit schwerer Zunge: »Ich geh'.«
Es entstand ein Protestgemurmel, und Joe versuchte sie zum Bleiben zu bewegen, aber sie wiederholte nur: »Ich gehe heim.«
Die Musik setzte aus, der Banjospieler stand auf und reckte seinen Hals, um besser zu sehen, die Menge machte Platz, und Aida, die Bierflasche noch immer in der Hand, schritt mit der Würde einer Königin zur Türe.
Aber knapp vor der Schwelle blieb sie stehen und kletterte

mit Hilfe einiger Gäste auf einen Stuhl. Dann rief sie dem Meer von dunklen Gesichtern zu: »Wir müssen dieses elende weiße Dougherty-Gesindel aus der Stadt verjagen. Ihr müßt alle gegen sie stimmen, und ihr solltet euch schämen, Platteville von solchem weißen Pack regieren zu lassen, das eigentlich in die Slums gehört.«

Die Rede wurde mit Hurrarufen begrüßt und mit Worten wie: »Gewiß, Aida! Gewiß! Wir werden sie fortjagen, jawohl, das werden wir!«

Unter dem Jubel der Menge stieg sie unsicher von dem Stuhl hinab, verließ Joes Lokal und ging nach Hause. Unterwegs brummte sie ständig vor sich hin: »Ich werde es ihm schon zeigen, diesem elenden weißen Kerl! Der soll keine McLeod mehr demütigen!«

Leicht schwankend ging sie im Narrenturm die Treppe hinauf und geradewegs zu Miss Janes Türe. Dort stellte sie sich fest auf ihre großen Füße und schlug mit der Bierflasche gegen die Türe. Nach einem Augenblick rief Jane erschrocken: »Was ist los? Wer ist da?«

Aida erwiderte: »Nur ich, haben Sie keine Angst, mein Kind. Ich habe Sie nur aufgeweckt, um Ihnen zu sagen, was für ein niederträchtiger Kerl dieser Jimmy Dougherty ist. Er sitzt betrunken bei der Gaswerk-Mary und erzählt dem ganzen weißen Gesindel von Platteville, daß er Fern Hedges heiraten will.«

Aida wartete auf eine Antwort. Aber sie hörte nur ersticktes Schluchzen.

Da fühlte sich Aida plötzlich schrecklich müde. Sie wandte sich murmelnd um und ging unsicheren Schrittes die Treppe hinunter. Mit jeder Stufe wuchs ihre Schläfrigkeit. In der Halle angekommen, wollte sie das Treppengeländer nicht loslassen, ehe sie eine andere Stütze gefunden hatte. Schläfrig sah sie sich um und wählte den Kleiderständer. Er war drei oder vier Schritte von ihr entfernt, aber diese drei oder vier Schritte waren jetzt für Aida zuviel. Sie packte ihn gerade noch, fiel dann aber mit dem Gestell der Länge lang zu Boden.

Sie machte einen schwachen Versuch, wieder aufzustehen, aber da wurde sie vom Schlaf übermannt, und wenige Sekunden danach schnarchte sie bereits.
Als Mrs. McLeod und Mr. Richardson gegen halb zwei Uhr heimkehrten, fanden sie Aida immer noch ruhig schlafend. Sie brauchten fast eine halbe Stunde, um sie unter den Mänteln hervorzuziehen, auf die Füße zu stellen und zu Bett zu bringen.

Am nächsten Tag fand das alljährliche Picknick statt. Es wurden fünfzehn Fässer Bier getrunken und drei Stiere sowie zehn Schafe über Kohlenfeuer gebraten. Es gab Preise für den, der die meisten Fische aus dem saphirblauen See geangelt hatte. Außerdem wurde eine Schönheitskonkurrenz für Badenixen und Babys veranstaltet.
Äußerlich war die Veranstaltung ein großer Erfolg. Kinder gingen verloren, eines fiel in den See und wurde herausgefischt. Vier oder fünf Anhänger der Partei, die mit ihrem eigenen Kornbrand bewaffnet ankamen, betranken sich und mußten im Schatten ihren Rausch ausschlafen, bis man sich auf den Heimweg machte. Zwei Frauen rauften sich, und vierzehn junge Damen meldeten sich nach einem Spaziergang mit ihren Verehrern als Verlobte. So ähnlich war es auch an früheren Picknicks zugegangen, seit der alte Dougherty vor mehr als zehn Jahren das erste vorbereitet hatte. Aber im Herzen des alten Dougherty sah es diesmal nicht wie früher aus.
Während er herumspazierte und die Babys bewunderte, Zigarren verteilte, den Leuten auf die Schultern klopfte und den Badeschönheiten Komplimente machte, war er innerlich nicht bei der Sache.
Es dünkte ihn, daß die Leute verlegen schwiegen, wenn er zu ihnen trat, und daß seine Witze lange nicht mehr so beliebt seien wie in früheren Jahren. Immer raunte ihm eine innere Stimme zu: Paß auf! Wenn es schiefgeht, werden sie dir alle den Rücken kehren. Sie werden dich sogar verraten.

Was ihm am meisten Sorge machte, war: was mögen die beim »Schild und Banner« noch alles wissen – und: wer ist eigentlich dieser Kerl Richardson? Ein hergelaufener Reporter konnte er nicht sein, dafür verstand er seine Sache viel zu gut. Wenn er an Winterbottom oder Hirsh dachte, war er zudem in mehrfacher Hinsicht äußerst mißtrauisch. Winterbottom war ein geknicktes Rohr und in solchen Zeiten nicht die geringste Stütze. Mit Hirsh war das eine ganz andere Sache. Dieser Hirsh konnte so unverschämt frech werden, daß es aussah, als wäre er der Besitzer der »Daily News«. Er war unberechenbar und imstande, einem die größten Unannehmlichkeiten zu bereiten. Der alte Dougherty wußte eine Menge über ihn und vermutete, daß es noch weit mehr zu wissen gab. Und dann Jimmy! Wenn der alte Mann ihn flüchtig erblickte, erschien er ihm wie ein Fremder. Es war nicht mehr der alte Jimmy, der sonst strahlend und kraftstrotzend herumging, von einem halben Dutzend Mädchen verfolgt wurde und immer alle Leute zum Lachen brachte. Heute sah Jimmy blaß und niedergeschlagen aus. Der alte Dougherty beobachtete ihn den ganzen Nachmittag und dachte: Und der Dummkopf behauptet, daß er nie Katzenjammer habe.

Zweimal während des Nachmittags zogen sich der alte Dougherty, Mr. Winterbottom und Mr. Hirsh in ein Zimmer von Iras Hotel zurück, um zu beraten, wie man auf den Eröffnungsartikel der »Schild und Banner«-Kampagne reagieren könne. Sie kamen aber zu keinem Schluß, weil Mr. Hirsh Gewaltmittel vorschlug und Mr. Winterbottoms Findigkeit längst durch die Tyrannei des alten Dougherty erstickt worden war. Und jedesmal, wenn sie hätten zur Sache kommen sollen, erschien Ira Miller und meldete, der alte Dougherty müsse sofort zur Picknickgesellschaft kommen, um einen Preis zu überreichen. Daher fuhren Mr. Hirsh und Mr. Winterbottom am Spätnachmittag in die Redaktion der »News« zurück, um in Ruhe einen Plan auszuhecken, den der alte Mann billigen würde. Jimmy und sein Vater verließen Mil-

lersville erst gegen sieben Uhr, als nur noch zwei Betrunkene zurückblieben, die – verlassen von ihren Frauen – am Rande des Waldes ihren Rausch ausschliefen.

Obwohl Vater und Sohn Seite an Seite heimfuhren, fiel kaum ein Wort zwischen ihnen. Jimmy hatte Kopfschmerzen, und seine Kehle war wie zugeschnürt. Er dachte immer nur an Jane, denn er hatte noch nie ein Mädchen so geliebt wie sie. Jane und ich könnten uns vor der ganzen Bagage aus dem Staub machen, dachte er. Aber er sah ein, daß so etwas nicht möglich war. Jane hatte wohl kaum die Absicht, je wieder mit ihm zu sprechen, geschweige denn mit ihm durchzubrennen. Außerdem konnte er, ein Dougherty, vor einer McLeod keinen Kniefall tun. Und er durfte ja auch den alten Mann nicht im Stich lassen.

Er stöhnte verzweifelt auf, und der alte Dougherty fragte: »Was fehlt dir, bist du krank?«

»Nein, mir fehlt nichts.«

Der alte Mann drang nicht weiter in ihn, weil er mit seinen eigenen Problemen beschäftigt war.

Nach langer Zeit sagte er: »Schade, daß es gerade heute so bewölkt war.«

»Ja«, antwortete Jimmy geistesabwesend, »zu dumm.« Sie hatten gar nicht gemerkt, daß den ganzen Tag kein Wölkchen am Himmel stand.

Nach acht Uhr kamen sie endlich im Büro der »News« an, wo Mr. Hirsh und Mr. Winterbottom sie erwarteten.

Sie setzten sich um den Konferenztisch und prüften den ganzseitigen Leitartikel Richardsons.

Zu ihrer Verblüffung entdeckten sie, daß in dem großen Artikel niemand mit Namen genannt war. Weder der alte Dougherty noch Jimmy noch Mr. Hirsh oder Richter Flynn und auch nicht der Polizeichef, Mr. Harvey Bingham. Mr. Richardson hatte einfach schwere Anschuldigungen wegen

Bestechung und Korruption erhoben, sich an das Gewissen der ehrenhaften Bürger von Platteville gewandt und sie aufgefordert, die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. »Es ist nicht Sache des ›Schild und Banner‹, die Verbrecher zu nennen. Den Bürgern von Platteville sind sie nur allzugut bekannt«, schrieb er.
Diese Taktik verwirrte die Herren am Konferenztisch im Büro der »Daily News«. Sie konnten den alten Dougherty, den Bürgermeister, den Richter und den Polizeichef nicht verteidigen, ohne sie zugleich zu beschuldigen.
Sie diskutierten drei Stunden lang. Jimmy trug nicht mehr als ein gelegentliches »Ja« oder »Nein« zur Debatte bei und äußerte die einzigen vernünftigen Worte des Abends, als er sagte: »Meiner Meinung nach sollte man die ganze widerwärtige, verfluchte Geschichte ignorieren.« Aber er hatte weder die Energie noch die Lust, auf seiner Idee zu beharren, und die andern beachteten sie nicht weiter.
Nach drei Stunden hatten sie eine Streitschrift gegen Mr. Richardson und Mrs. McLeod verfaßt.
Sie nannten darin Mr. Richardson einen Querkopf, Parvenü und Eindringling, der nur nach Platteville gekommen sei, um bei den ehrlichen, friedlichen Bürgern Unruhe zu stiften. Sie spielten auf sein sogenanntes Vorleben an und wiesen darauf hin, daß er als Vagabund arretiert worden sei. Mrs. McLeod stellte die »Daily News« als eine greise, gutmütige Schwachsinnige dar, die einem Abenteurer zum Opfer gefallen sei. Der alte Dougherty wurde überhaupt nicht erwähnt. Man konnte es nicht riskieren, ohne den Angriff des »Schild und Banner« direkt auf ihn zu lenken.
Es war alles in allem eine schwache Erwiderung und ein taktischer Fehler, denn sie verschaffte Mr. Richardson, der jetzt voller Kampfeslust war, die Gelegenheit, am nächsten Tag eine seiner gewandtesten Repliken zu lancieren. Ja, schrieb der Chefredakteur des »Schild und Banner«, er sei als Vagabund behandelt worden, nur weil er mittellos nach

Platteville gekommen sei und Arbeit gesucht habe. Anstatt zu handeln wie der gute Samariter in der Bibel, habe die Stadtverwaltung ihn verfolgt und in Untersuchungshaft genommen. Man habe ihn in einer Strafkolonie arbeiten lassen wollen, um den korrupten Banden von Platteville den Lohn in die Hände zu spielen, der eigentlich den Arbeitslosen hätte zukommen sollen. Dann schilderte er die Leiden der anständigen Arbeitslosen so rührend und beredt, daß Mrs. McLeod beim Lesen der Korrekturbogen in Tränen ausbrach. Am Ende des Artikels wurde Mrs. McLeod »eine unserer ältesten, bekanntesten und beliebtesten Mitbürgerinnen« genannt, deren Charakter, Intelligenz, Charme und Liebe zu Platteville sie über jeden Angriff erhaben machten.

Der Leitartikel war ein großer Erfolg. Es wurden Hunderte von Exemplaren des »Schild und Banner« verkauft, und die Landstreicher, die Kanäle gruben und Plattevilles Abfälle abtransportierten, wurden daraufhin von mitleidigen Frauen mit Zigaretten und Schokolade beschenkt.

Ein ebensolcher Erfolg war der Roman. Erst drei Tage nach dem Erscheinen der ersten Fortsetzung begriff der alte Dougherty, wie raffiniert der Plan Mr. Richardsons war, die »Gute alte Zeit« gerade gegenüber dem gepfefferten Leitartikel zu placieren. Auf der linken Seite las man vom heutigen Verfall und der Korruption, auf der gegenüberliegenden von der Geschichte der Stadt und den Bestrebungen ihrer ersten Bewohner, eine Gemeinde zu gründen, in der Freiheit, Gerechtigkeit und Wohltätigkeit herrschen sollten. Mit einemmal wurde das »Schild und Banner« die interessanteste Zeitung der Stadt. Fast jedermann kaufte sie, um die neuesten Enthüllungen und die neueste Fortsetzung der »Guten alten Zeit« nicht zu versäumen. Die Inserate gingen in solcher Zahl ein, daß vierzehn Tage nach Beginn der Kampagne jede Ausgabe um zwei Seiten erweitert werden mußte.

In Platteville ging die heiße Sonne des Südwestens auf und unter wie immer. Aber trotz des täglichen Einerleis spürte man einen Unterschied. Unter der Oberfläche gärten Erregung, Neugier, wachsende Nervosität und Mißtrauen. Der alte Dougherty wurde von Straßenjungen ausgepfiffen, und einmal begrüßten ihn einige Landstreicher, die auf einem Müllwagen der Stadtverwaltung vorbeifuhren, mit ironischen Hochrufen. Er wurde blutrot vor Zorn, aber er war völlig machtlos. Wenn er sich an den Gefangenen gerächt hätte, so wären im »Schild und Banner« sofort neue Anwürfe veröffentlicht worden.
Dann verkündete das »Schild und Banner«, daß die Reform- und Fusionspartei einen Monat vor den Parteiversammlungen einen Fackelzug veranstalten werde, wie er seit den Tagen, da Platteville noch das »alte« Platteville war, nicht mehr stattgefunden habe. Der alte Dougherty fluchte. Er durchschaute Richardsons Absicht. Man wollte ihn als einen Außenseiter, einen Hergelaufenen bloßstellen, der nach Platteville gekommen war, um Bestechung und Korruption einzuführen.
In seiner eigenen Partei bemerkte er Anzeichen von Unruhe und Abtrünnigkeit. Die Händedrücke wurden kühler, der alte schmeichlerische Ton begann aus den Stimmen jener zu verschwinden, denen er Posten verschafft oder kleine Bestechungsgelder hatte zukommen lassen. Er beobachtete, daß Männer, die ihn einst wie einen König behandelt hatten, sich nun abwandten oder verschwanden, wenn er die Hennessy-Bar betrat. Zu allem Überfluß begegnete ihm eines Tages die Gaswerk-Mary, gerade als er die Hennessy-Bar verließ. Anstatt wie bisher zu tun, als sähe sie ihn nicht, kam sie diesmal auf ihn zu und sagte: »Guten Tag, Mr. Dougherty. Wie gehen die Geschäfte?«
Er versuchte, seinen Unwillen zu verbergen, zwang sich zu einem Lächeln und sagte: »Sehr gut, und bei Ihnen?«
»Ausgezeichnet, ich sehe Ihren Sohn jetzt sehr häufig.«
Sein Gesicht wurde plötzlich dunkelrot, und er sagte: »Ich habe ihm verboten, Ihr Lokal zu betreten.«

Die Gaswerk-Mary antwortete gelassen: »Junge Leute sind nun mal so, und schließlich ist er ja erwachsen. Wird sich wohl nicht mehr so gern befehlen lassen.« Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, er nahm sie, peinlich berührt, und drückte sie kraftlos. »Ich muß jetzt weiter«, sagte sie, »habe in letzter Zeit viel zu tun. Auf Wiedersehn!«

Sie wandte sich forsch um und ging die Straße hinauf. Der alte Dougherty sah ihr nach, und plötzlich überkam ihn das Verlangen, laut hinauszulachen. Eigentlich hatte er immer eine gewisse Sympathie für Gaswerk-Mary gehabt, weil er in ihr eine verwandte Seele erkannte, die im Kampf mit der Gesellschaft stand. Er vermutete schon seit langem, daß sie dem Tugendbold Richardson das Material über die Unterwelt zur Verfügung stellte, das sie sich in vielen Jahren in St. Louis, Memphis, Natchez und New Orleans zusammengetragen hatte. Jetzt war er dessen sicher. Er sah es an dem koketten Wiegen ihrer Hüften, an der frechen Feder auf ihrem Hut, und er hatte Lust zu lachen, weil er das Frauenzimmer trotz allem bewundern mußte. Es dünkte ihn einfach großartig, daß sie in ihrem Alter noch so temperamentvoll war.

Aber wie so viele andere glaubte auch sie, daß sie ihn untergekriegt hätte. Er biß auf die Zähne und knurrte: »Ich bin noch nicht zu Ende, ich werde es dem alten Luder zeigen, ich werd's ihnen allen zeigen!«

Eines Nachmittags kam Mr. Richardson in Mrs. McLeods Zimmer und schloß die Türe hinter sich.

»Ich habe einiges auf dem Herzen«, sagte er.

»Ja?«

Er reichte ihr ein Telegramm.

Sie wurde des Kreuzzuges ein wenig müde. Es gab Augenblicke, da sie dachte: Ich bin wohl doch zu alt, um so etwas zu unternehmen. Ich wollte, ich hätte es überstanden. Es ist

zuviel für mich. Daher erschrak sie, als sie das Telegramm entgegennahm.
Mit einem leichten Zwinkern seiner graublauen Augen beobachtete er sie. Zweimal las sie es durch – ihre Hände zitterten.
»Stimmt das wirklich? Ist es nicht ein Scherz?« fragte sie ungläubig.
»Nein, es ist kein Scherz.«
»Aber zweitausendfünfhundert Dollar – das ist doch unmöglich!«
»Genau das habe ich zurücktelegrafiert.«
»Sie haben ihnen also gesagt, es müsse ein Irrtum sein?«
»Ja, denn wenn ein Verleger Ihnen zweitausendfünfhundert Dollar Vorschuß geben will, so können Sie fünftausend bekommen, daher habe ich zurücktelegrafiert: Nicht genug. Mrs. McLeod, Ihr Werk ist großartig, und ich kenne mich in diesen Dingen aus. Das ganze Land wartet auf so ein Buch.«
Sie machte ein erschrockenes Gesicht. »Aber ich kann zweitausendfünfhundert Dollar nicht ablehnen, das kann ich mir nicht leisten.« Die Tränen traten ihr in die Augen. »Jetzt bekomme ich vielleicht gar nichts, und Sie wissen nicht, wie dringend ich das Geld brauche.«
»Überlassen Sie das mir«, sagte er. »Wenn der erste Verleger, der es sieht, zweitausendfünfhundert Dollar bietet, so ist es viel mehr wert, glauben Sie mir. Ich bin sehr froh, denn das beweist mir, daß ich mit meinem Urteil über das Buch recht hatte.«
Schluchzend sagte sie: »Es kann nicht wahr sein. Es ist bestimmt ein Scherz, ein niederträchtiger Schabernack, den jemand mit mir spielt.«
»Es ist kein Scherz.«
»Sie wissen nicht, wie wichtig mir das Geld gerade jetzt wäre. Ich habe Ihnen nichts gesagt, weil ich Sie nicht beunruhigen wollte, aber die Bank will die erste und zweite Hypothek auf McLeods Narrenturm nicht erneuern.«
»Welche Bank?«

»Die . . . Bezirks-Bank.«
Die graublauen Augen blickten kalt. »Das ist die Bank des alten Dougherty, nicht wahr?« – »Ja.«
»Ich habe mir schon gedacht, daß die Kerls etwas Derartiges versuchen würden.«
»Und man bedrängt mich auch wegen der Papierrechnung. Wenn sie nicht sofort bezahlt wird, liefern sie kein Zeitungspapier mehr.«
»Sie haben nicht lange gefackelt«, sagte Mr. Richardson, »das muß man ihnen lassen.« Zum zweitenmal, seit sie ihn kannte, sah sie die Adern an seinem Hals anschwellen. Zum zweitenmal sah sie den Bleistift in seiner Hand entzweibrechen. Dann sagte er: »Jetzt dürfen wir nicht länger warten.«
»Womit?«
»Wir müssen jetzt die Karten auf den Tisch legen. Wir haben alle nötigen Beweise in der Hand. Wir können den alten Dougherty zwanzig Jahre ins Gefängnis bringen und das Meerschweinchen, diesen Gangster Hirsh, mit ihm. Bill Swain ist bereit, die Sache bis zum Ende durchzukämpfen, und dann wird sogar der hiesige Richter die Clique nicht freisprechen können.«
»Nein, nein, das geht nicht, so weit können wir nicht gehen«, rief Mrs. McLeod erregt.
»Wieso?«
»Wegen Jane! Es könnte damit enden, daß Jimmy auch noch ins Gefängnis käme!«
Mr. Richardson wurde ruhig und sachlich. »Nein«, sagte er, »ich glaube nicht, daß wir uns darüber Sorgen machen müssen. Wir haben keinerlei Beweise, daß Jimmy in die Dinge mit verwickelt ist.«
»Aber auch wenn Jimmy nichts mit der Sache zu tun hätte . . . so ist doch der alte Dougherty sein Vater.«
»Na, und?«
»Es würde bedeuten, daß der Großvater von Janes Kindern ein Sträfling wäre.«

»Oh«, sagte er, »Sie sind mir zwei Generationen voraus.« Er schwieg und setzte seine Brille wieder auf.

Mrs. McLeod zitterte. Sie hatte das Telegramm vergessen. Sie hatte den Erfolg der Kampagne vergessen und die steigende Auflage des »Schild und Banner«. Schüchtern brachte sie vor: »Ich will niemandem weh tun. Als wir diese Kampagne begannen, wußte ich nicht, daß das für manche Leute Gefängnis bedeuten würde. Manchmal wünsche ich, ich hätte nie daran gedacht. Manchmal wünsche ich . . .« Sie stockte plötzlich und errötete.

Mr. Richardson grinste. »Ich weiß, Sie wünschen sich jetzt, Sie hätten mich nie aus dem Arrest geholt und mir eine Stellung gegeben.«

»Nein, natürlich nicht. Das meine ich nicht. Nur . . .«

Mr. Richardson fluchte still in sich hinein. Dann sagte er: »Setzen Sie sich, Mrs. McLeod, wir wollen uns gründlich aussprechen. Sie haben es mit einer Gaunerbande zu tun, die Sie gewiß nicht schonen würde, wenn Sie in einer ähnlich unangenehmen Lage wären.«

»Ich weiß«, sagte sie matt, »aber es ist so hart, jemand ins Gefängnis zu bringen.«

»Die Kerls haben sich dies selber zu verdanken. Sie haben es jahrelang bunt genug getrieben, und jetzt, wo man ihnen die Hölle heiß macht, sind sie erstaunt.«

Mrs. McLeod blickte plötzlich schuldbewußt drein. »Ich muß Ihnen etwas gestehen.«

»Was?«

»Ich habe Jimmy Dougherty einen Brief geschrieben.«

»Um Himmels willen, warum?«

Tiefverlegen und mit hochrotem Gesicht antwortete Mrs. McLeod: »Ich habe ihm geschrieben, daß Jane ihn liebe, daß sie an der Kampagne nicht schuld sei und daß die beiden sich wieder versöhnen sollten, wenn die ganze Geschichte vorbei ist.«

Sie schwieg einen Augenblick, und es fiel ihr sichtlich schwer, mit ihrer Beichte fortzufahren. »Noch schlimmer: Ich habe

ihm geschrieben, daß wir wegen ihm und Jane nichts Ernstliches unternehmen werden.«
»Oh, du lieber Himmel«, sagte Mr. Richardson und begann zu lachen. Er lachte, bis Mrs. McLeod unruhig wurde. Dann sagte er atemlos: »Sie sind einzig … einfach unbezahlbar!«
»Lachen Sie über mich? Ich weiß nicht, was an der Sache so komisch sein soll.«
»Aber sehen Sie denn nicht ein, daß Jimmy mit dem Brief schnurstracks zu seinem Vater gehen wird und sie uns auslachen werden . . .« Sein Gesicht wurde plötzlich ernst. »Wir können es jetzt nicht mehr rückgängig machen. Die ganze Staatsmaschinerie ist in die Sache verwickelt.«
»Ich wollte, wir könnten doch noch zurück.«
»Haben Sie Jane gesagt, was Sie getan haben?«
»Bewahre! Das würde ich nie wagen. Sie brächte mich um.«
»Woher wissen Sie, daß sie so etwas von Ihnen erhofft hat?«
»Schauen Sie das Mädchen doch nur an! Und dabei behauptet sie immer wieder, es sei ihr völlig gleichgültig, ob sie Jimmy Dougherty je wiedersehe oder nicht. Dieser verfluchte McLeod-Stolz.«
»Sie selbst scheinen aber nicht besonders viel davon zu haben«, sagte Mr. Richardson.
»Ich hatte einst eine gute Portion, aber ich habe viel gelernt. Ich bin eine alte Frau und weiß, daß Stolz der ärgste Feind des Menschen sein kann, ja, daß er einem manchmal das ganze Leben zerstört.«
»Sie stellen wirklich alles in den Schatten«, sagte Mr. Richardson, wurde dann aber plötzlich wieder ernst. »Wie hoch ist die Hypothek?«
»Zehntausend Dollar – eine erste Hypothek auf McLeods Narrenturm, und dazu kommen noch die Zinsen von zwei Jahren.« Ihre Augen wurden feucht, und er fürchtete, sie werde in Tränen ausbrechen. »Darum brauche ich diese zweitausendfünfhundert Dollar so dringend. Es wäre wenigstens eine kleine Hilfe.«

»Nicht genug«, sagte Mr. Richardson. »Haben Sie nichts, was Sie verpfänden können, um sie einzulösen?«
»Nein, alles ist verpfändet, es ist nichts mehr da.«
Er schwieg eine Weile, und dann sagte er: »Ich werde hingehen und mit den Leuten reden.«
»Es wird nichts nützen, besonders jetzt nicht, nach allem, was geschehen ist.«
»Ich wollte, ich hätte das alles früher gewußt.«
»Ich habe eben nie gedacht, daß sie so etwas tun würden.«
Wieder schwieg er angesichts ihrer rührenden Naivität.
Endlich sagte er: »Wen soll ich in der Bank aufsuchen?«
»Ich glaube, es wäre am besten, wenn Sie mit dem Präsidenten, Elmer Hopkins, sprechen würden.«
»Danke. Ich werde zu ihm gehen. Vielleicht kann ich die Sache in Ordnung bringen.«
Jetzt konnte sie die Tränen nicht mehr zurückhalten. Schluchzend sagte sie: »Ich verstehe nicht, warum Sie sich meiner so annehmen. Sie sind so gut zu mir, und ich bin nichts als eine alte Närrin.«
Er beugte sich verlegen nieder und legte seinen starken Arm um ihre mageren Schultern. »Weil ich Sie gern habe und finde, daß Sie eine gute und bewundernswerte Frau sind.«
Und dann sagte er verbissen: »Und weil ich diesen elenden Schurken gern eins auswischen möchte . . .«
Jane wurde wirklich jeden Tag blasser. Es schien sie gar nicht zu kümmern, daß zwischen ihr und Jimmy alles aus war. Sie zeigte sich sogar freundlicher zu Mr. Richardson und stritt nicht mehr mit Willie Ferguson. Sie bekam einen resignierten, friedlichen Blick, den Mrs. McLeod bei alten Jungfern, die in der Liebe früh enttäuscht worden waren, kannte. In Janes hübschem jungem Gesicht aber nahm er sich schrecklich aus. Ständig hatte sie Janes traurige Augen vor sich, morgens beim Frühstück, tagsüber im Büro, den ganzen Abend daheim beim Abendessen und nachher. Jane ging nicht einmal mehr ins Kino, wenn Mr. Richardson sie ab und zu aufforderte.

Gerade wie die Geschichte von Romeo und Julia, dachte Mrs. McLeod mit einem leichten Schauer, denn sie war nun einmal eine unverbesserliche Romantikerin. So war ihr die Idee gekommen, Bruder Lorenzo zu spielen und jenen Brief zu schreiben. Als Jimmy den Brief las, hob sich seine Stimmung, um aber sogleich wieder zu sinken. Er kannte seine Jane und vermutete sofort, daß Mrs. McLeod den Brief ohne Janes Wissen geschrieben hatte. So närrisch konnte eben nur Mrs. McLeod sein. Selbst wenn sie die Wahrheit schrieb, konnte er seinen Vater jetzt nicht im Stich lassen und zu Jane überlaufen, jetzt, da sein Vater in die Enge getrieben war und jeden Tag müder aussah. Jimmy wußte auch, besser als Mrs. McLeod und Mr. Richardson, daß der Kreuzzug jetzt nicht mehr abgeblasen werden konnte. Der Stein war im Rollen, und niemand vermochte es, Fanatiker wie Pfarrer Simpson und Mrs. Urquahart Jenkins oder die rachsüchtige Gaswerk-Mary zu besänftigen, sowenig wie Bill Swain, dem endlich die Chance winkte, seinen Gegner außer Gefecht zu setzen.
Außerdem hatte er jetzt Angst vor Richardson. Wie leicht konnte Jane eine Zuneigung zu ihm fassen, da sie doch täglich im selben Büro mit ihm arbeitete.
Er beantwortete den Brief nicht, zeigte ihn weder seinem Vater noch sonst jemandem, sondern zerriß ihn und warf ihn in den Papierkorb. Dann ging er in die Hennessy-Bar zu einem Drink, um die ganze Sache zu vergessen. Er sagte sich, daß es eben so kommen mußte, wenn man sich von einem netten Mädchen wie Jane Baldwin betören ließ. Vielleicht, grübelte er, war er wirklich nur ein hergelaufener Ire.

In den Mietswohnungen am Fluß führte Gaswerk-Mary ihre Kampagne fort und wurde dabei vielleicht etwas zu kühn. Alle kannten sie – die Werftarbeiter, die Leute, die in den Lehmhütten im Überschwemmungsgebiet wohnten, die Neger, die Straßenjungen. Wo immer sie sich zeigte, wurde sie

mit Scherzen und zuweilen mit Hurra begrüßt, denn Gaswerk-Mary war die geborene Politikerin alter Schule. Zu Weihnachten schickte sie fünfzig Eßkörbe in das Armenviertel und unterhielt den ganzen Tag eine freie Suppenküche im Tanzsaal des »El Dorado«. Sie half verarmten Familien mit kleinen Anleihen, und schon ein paarmal hatte sie eine Familie aus den Krallen gefräßiger Banken gerettet.
Sie tat all dies aus Großherzigkeit und unverwüstlicher Vitalität und war so noch als alte Frau überall beliebt und gern gesehen. Aber sie tat es auch, weil sie auf der Welt niemand hatte, dem sie ihr Geld vermachen konnte. Kein Wunder, daß der Bezirk längs des Ufers ihr gehörte. Sogar der alte Dougherty vermochte nichts gegen ihre Vorherrschaft. Er zahlte den Leuten fünf Dollar pro Kopf, damit sie für ihn stimmten, aber die meisten von ihnen steckten, wie Mary wohl wußte, die fünf Dollar ein, doch wenn sie zu den Wahlurnen gingen, stimmten sie gegen ihn. Denn die Gaswerk-Mary war eine von ihnen. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in dem ganzen trübseligen Bezirk wußte, daß man auf sie zählen konnte.
Sie war befeuert von ihrem Kampfgeist und dem Wunsch nach Rache, aber als die Kampagne fortschritt, wurde sie mehr und mehr durch ihre Neigung zu Mr. Richardson angespornt. Er kam mehrmals in der Woche zu ihr, um sich Informationen zu holen und den Fortschritt des Feldzuges in ihrem Gebiet zu überprüfen. Manchmal saßen sie an ihrem Tisch in der Ecke des Tanzsaales neben der Bar, aber meistens zogen sie sich ins Wohnzimmer zurück, wo sie bei Bier plauderten. Und da sprachen sie dann von vielen Dingen, die nicht den Kreuzzug betrafen: Von Mrs. McLeod und ihrer Güte, von den guten alten Tagen, von glanzvollen Episoden aus Marys Vergangenheit, vom Elend des Uferbezirks und wie man es mildern könnte.
»Jesus hatte recht«, sagte Gaswerk-Mary. »Die Armen sind immer um uns. Man kann nichts tun, als ihr Los so gut als möglich zu bessern suchen.«

Wenn sie so zusammensaßen, bewunderte Mary Mr. Richardson und bedauerte, daß sie sechzig anstatt dreißig Jahre alt war. Ihr gefiel seine reine Haut, sein klares Auge und daß er immer so aussah, als wäre er eben aus dem Bade gestiegen. Und ihr gefielen seine breiten, mächtigen Schultern und die Empörung in seiner Stimme, wenn er über den alte Dougherty und die Ausnützung der Armen und Unglücklichen sprach. Und oft dachte sie: Was hätte ich aus ihm machen können, wenn ich ihm vor dreißig oder vierzig Jahren begegnet wäre!

Zuweilen fragte sie ihn über sein eigenes Leben, aber sie kam nicht weiter als damals bei jenem ersten Zusammentreffen. Und einmal versuchte sie ihm Näheres über seine Gefühle gegenüber Jane zu entlocken, aber er sagte nichts als: »Sie ist ein lustiges kleines Ding. Ich mag sie gut leiden, aber ich habe schon ein Mädchen.«

»Wo?« – »Im Osten.«

»Und das ist das Mädchen, das Sie heiraten werden?« fragte sie, doch sie wußte schon, daß seine Bindung nur ernst gemeint sein konnte.

»Ja.«

»Wann?«

»Wenn ich hier fertig bin und Mrs. McLeod mich nicht mehr braucht.«

Dann, eines Nachts, nachdem Mr. Richardson seinen Hut genommen und gesagt hatte, er müsse zurück an seine Arbeit, gingen sie durch den Gang in den Tanzsaal, und als sie eintraten, blieb Gaswerk-Mary in der Türe stehen und starrte auf zwei Fremde, die an der Bar standen. Mr. Richardson wandte sich um, wartete auf sie und fragte: »Was ist los?«

Sie ging in den Saal und sagte: »Ich glaubte jemanden zu sehen, den ich kenne.«

Sie setzte sich an ihren Tisch und sagte: »Vielleicht habe ich mich getäuscht. Es war ein Gesicht, das ich zu kennen glaubte.«

Dann bat sie ihn: »Setzen Sie sich doch noch eine Minute und trinken Sie ein Bier!«

»Ich muß jetzt gehen.«
Mit energischer Stimme wiederholte die Gaswerk-Mary: »Setzen Sie sich doch, nehmen Sie sich ein Bierglas und schauen Sie nicht zur Bar hinüber.«
Da erst begriff Mr. Richardson, setzte sich und sagte: »Schön.«
»Wer ist dieser Mr. Hirsh?«
»Ich weiß es nicht, Mr. Hirsh vermutlich.«
»Nein, das ist er eben nicht.«
Sie tranken eine Weile schweigend ihr Bier. Dann sagte sie: »Kennen Sie vielleicht ein paar einflußreiche Männer in der Polizei?«
»Nein, warum?«
»Es wäre keine schlechte Idee, wenn diese Leute sich Mr. Hirsh etwas genauer ansehen würden.«
Mr. Richardson ging ein Licht auf. Bis jetzt hatte er Mr. Hirsh keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, außer daß er ihn seit jener Unterredung im Büro des alten Dougherty nicht leiden konnte. Es war etwas Aalglattes, Widerwärtiges, Unheimliches an diesem Mr. Hirsh mit den rosigen Wangen, dem allzu seidigen Haar und dem schmalen, harten Mund. Er sah ihn plötzlich klar vor sich.
»Warum glauben Sie das?« fragte er Mary.
»Ich habe so eine Ahnung, als ob mit ihm etwas nicht stimmte.«
Dann, als er sein Bier ausgetrunken und eine Zigarette angezündet hatte, flüsterte sie: »Wenn Sie aufstehen, gehen Sie den Tanzsaal entlang, bis Sie zu dem Durchgang zu meinem Haus kommen. Gehen Sie hinein und verstecken Sie sich hinter der Kellertüre. Ich komme gleich nach und lasse Sie in das Haus hinein.«
»Warum?«
»Tun Sie, was ich sage.«
»Gut.«
Mr. Richardson stand gelassen auf, schlüpfte in den dunklen Gang, und dann stand er eng an die Kellertüre gepreßt und kam sich recht blöde vor. Einige Augenblicke vergingen, bis

sich die Türe des Tanzsaales öffnete. Mr. Richardson erkannte auf dem Vorplatz zwei Männer im Glanz der grellen Lichtreklame. Sie sprachen miteinander und blickten unschlüssig nach rechts und links. Er konnte nicht hören, was sie sagten. Bald machten sie kehrt und eilten zur Stadt hinauf, genau die Richtung, die er eingeschlagen hätte.
Im gleichen Augenblick hörte er, wie sich hinter ihm ein Schlüssel im Schloß drehte und Mary flüsterte: »Kommen Sie schnell herein, ich hatte recht.«
Sie führte ihn ins Wohnzimmer. »Sehen Sie zu, daß Sie hier wegkommen, ehe die Kerls zurückkehren!«
»Wer?«
»Diese beiden Hunde, die Ihnen gefolgt sind. Gehen Sie hinten herum durch die Alamo Avenue heim, und wenn Sie nach Haus kommen, nehmen Sie nicht den vorderen Weg zwischen den Büschen hindurch, sondern gehen Sie durch den Stall hinein. Ist er offen?«
»Ich weiß nicht.«
»Wenn er geschlossen ist, schlagen Sie ein Fenster ein oder klettern Sie über den Zaun.«
Mr. Richardson zündete sich eine Zigarette an und fragte: »Was soll das alles bedeuten?«
»Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf. Mir schwant etwas. Ich lasse Sie durch die Küchentüre hinaus, und morgen kaufen Sie sich einen Revolver.«
Er folgte ihren Anweisungen, schlug ein Fenster in den verödeten Stallungen von McLeods Narrenturm ein und betrat das Haus durch die Kellertüre, wobei er Aida aufweckte, deren Zimmer neben der Küche lag. Als sie seine Stimme erkannte, schloß sie zu Tode erschrocken die Innentüre auf. »Was ist los?« fragte sie. »Weshalb kommen Sie durch diese Türe herein?«
»Nichts Besonderes«, sagte er. »Ich wollte nur jemandem ausweichen.« Er legte seine Hände auf ihre Schultern und sagte: »Erzählen Sie es bitte nicht Mrs. McLeod!«

Aida blickte ihn durchdringend an. Dann fragte sie: »Was haben Sie angestellt?«
»Nichts, gehen Sie zu Bett und schlafen Sie ruhig.«
Sie brummte etwas vor sich hin, schob ihre große Unterlippe vor und versperrte wieder die Türe. Er kannte sie gut genug, um zu wissen, daß sie gekränkt und empört war. Die vorgeschobene Unterlippe war das Vorspiel zu einem Anfall von »heulendem Elend«. Aida war keinesfalls wütend, weil er sie geweckt, sondern weil er sie nicht ins Vertrauen gezogen hatte.

Kurz nachdem Mr. Richardson weggegangen war und Gaswerk-Mary sich wieder an ihren Tisch gesetzt hatte, brach in der Ecke des Saales eine Rauferei aus. Keiner schien angefangen zu haben. Als Jake, der Hinauswerfer, sich unter die Kämpfer mischte, griff die Keilerei nur noch weiter um sich, so daß bald die Hälfte der Gäste in ein Handgemenge verwickelt war. Flaschen und Gläser flogen durch den Saal und zertrümmerten Fenster und Glühbirnen. Die Jazzband und die Tanzgirls flohen zur Türe hinaus, und plötzlich war das Lokal voller Polizisten. Sie nahmen Gaswerk-Mary und einen der Barmixer fest und jagten den Rest der Gesellschaft aus dem Saal, mit Ausnahme von vier Männern, die Gaswerk-Mary nie zuvor gesehen hatte.
Die Gaswerk-Mary und der Barmixer wurden in den Polizeiwagen geschoben, und als dieser abfuhr, hörte sie hinter sich das Klirren von zersplitternden Spiegeln und Flaschen und das Auseinanderbersten von Möbeln. Sie knirschte mit ihren falschen Zähnen und fluchte. Diesmal lag offenbar System in dem Zerstörungswerk. Dennoch berührte Mary all das herzlich wenig. Mochte man ihr Haus bis auf den Grund einäschern – am Ende würde sie doch siegen. Inmitten des Trubels war ihr, wie vom Himmel gesandt, eine Erkenntnis gekommen. Sie wußte plötzlich, wer einer dieser beiden Männer war, die an der Bar gestanden und Mr. Richardson ver-

folgt hatten. Es war Pugface Mahoney, der ihr früher schon einmal übel mitgespielt hatte in Memphis. Er hatte sein Haar gefärbt und sich einen Schnurrbart wachsen lassen, aber es war trotzdem unverkennbar Pugface Mahoney. Sein zerschlagenes Gesicht, die runden Schultern und die Schweinsäuglein waren ihr nur allzugut im Gedächtnis geblieben.
Ich werde den Kerl erledigen, aber erst muß ich mit Mr. Richardson sprechen. Es hat keinen Sinn, der Polizei etwas von ihm zu sagen. Dieser Mahoney – er und der andere Bursche – ist bestimmt von der Doughertybande gedungen worden, sagte sich Mary. Vielleicht hat ihn Hirsh, diese widerwärtige Ratte, kommen lassen. Womöglich weiß der alte Dougherty gar nichts davon.
Denn es sah dem alten Dougherty nicht ähnlich, bewaffnete Gangster in einen solchen Kampf einzuschalten. Während sie in dem Polizeiwagen heftig geschüttelt wurde, tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß die Dougherty-Clique hier einen falschen Zug getan hatte. Die Methoden des Verbrecherviertels von Chicago ließen sich nicht ohne weiteres in Platteville einführen. Sogar die Anhänger des alten Dougherty würden so etwas nicht zulassen. Vermutlich war Mr. Hirsh der Verantwortliche. Und wer war überhaupt dieser Mr. Hirsh? Gaswerk-Mary wußte zwar nichts über seine Herkunft, aber sie konnte ihn einfach nicht ausstehen.
Am nächsten Morgen klagte man sie wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses an, verlangte eine Kaution von zweitausendfünfhundert Dollar, aber der alte Flynn gestattete ihr nicht, das »El Dorado«, ihr eigenes Haus, als Sicherheit zu geben. Das hatte zweifellos der alte Dougherty arrangiert. Sie wollten sie einsperren und im Arrest behalten, damit sie ihm im Uferbezirk keine Stimmen mehr wegschnappen konnte. Der Aufenthalt im Gefängnis machte ihr keinen Kummer, es war ja nicht ihr erster Besuch, und außerdem konnte sie sich ausruhen und neue Pläne gegen Dougherty und seine Bande schmieden. Ihre einzige Sorge war, wie sie

Mr. Richardson vor Pugface Mahoney und seinem unheimlichen Komplicen beschützen konnte.
Es gelang ihr, mit Harvey Bingham, dem Polizeichef, zu sprechen. »Was soll aus Platteville werden, wenn man bezahlte Mörder von St. Louis herbringt?« fragte sie ihn.
Harvey machte große Augen und sagte, er wisse nicht, wovon sie rede, und sie glaubte ihm, weil der gute Harvey sich nicht verstellen konnte. Darum erzählte sie ihm jetzt von Pugface Mahoney und gab ihm eine kurze Skizze seiner düsteren Laufbahn. Harvey machte ein besorgtes Gesicht, kratzte sich am Kopf und sagte: »Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein solcher Kerl nach Platteville kommen konnte. Wir kontrollieren die Leute doch ziemlich scharf.«
»Gewiß«, sagte Mary, »die Landstreicher. Aber diese Burschen sind keine Landstreicher. Die bekommen es glatt fertig und sagen Ihrem Chef, daß er erledigt ist, wenn Sie hier etwas gegen die beiden unternehmen. Ich bin schon lange in Platteville und weiß über die Leute Bescheid.«
Harvey Bingham sperrte die Gaswerk-Mary wieder ein und kratzte sich erneut am Kopf. Was Mary ihm gesagt hatte, gefiel ihm gar nicht. Er verstand gewiß Spaß, aber was zuviel war, war zuviel. Der Gedanke an diese Gangster in Platteville ließ ihm die letzten Haare auf seiner Glatze zu Berge stehen.

Am nächsten Morgen war Mr. Richardson bereits aus dem Hause, als Mrs. McLeod und Jane zum Frühstück kamen.
Aida hatte wieder einmal das »heulende Elend«, aber diesmal konnte ihr Mrs. McLeod nicht helfen, weil sie die Ursache nicht kannte. Sie wußte ja nichts von Mr. Richardsons mitternächtlicher Heimkehr durch die Kellertüre. Zwischen den einzelnen Seufzern setzte Aida eine geheimnisvoll-triumphierende Miene auf, und als das Frühstück endlich beendet war, fragte Mrs. McLeod: »Was in aller Welt ist heute morgen in dich gefahren?«

Aida antwortete verstockt: »Nichts, mir ist eben nicht wohl.«
»Soll ich den Arzt kommen lassen?«
»Es ist nichts, das ein Arzt heilen kann.«
Nun riß Mrs. McLeod die Geduld, und sie sagte: »Bestimmt kommt es von der Geschichte, die du dir neulich nachts geleistet hast!«
Bei dieser Anspielung wäre die schokoladenfarbene Aida errötet, wenn sie es gekonnt hätte. Niemand im Haus hatte bisher ihre Eskapade erwähnt. Mrs. McLeod und Mr. Richardson hatten sie einfach zu Bett gebracht und am nächsten Morgen getan, als wäre nichts geschehen.
»Es hat nichts damit zu tun«, erwiderte Aida. Dann wandte sie sich plötzlich um und sagte geheimnisvoll: »Ich weiß nicht, was über dieses Haus gekommen ist. Es muß an diesem närrischen Mr. Richardson liegen. So ein Mensch ist mir überhaupt noch nicht begegnet.«

Inzwischen war Mr. Richardson in die Redaktion des »Schild und Banner« gegangen. Dort legte er einen Zettel auf Mrs. McLeods Schreibtisch. Er teilte ihr darin mit, daß er verschiedenes zu erledigen habe und vielleicht nicht vor Mittag zurückkehren werde. Dann ging er zur Ersten Nationalbank von Platteville. Die Bank hatte eben erst geöffnet; der Kassier war noch nicht da, und so mußte Mr. Richardson einige Minuten warten. Während er so dasaß, führten der Laufbursche und die Scheuerfrau ein angeregtes Gespräch.
Die Scheuerfrau sagte mit einem starken polnischen Akzent: »Heute nacht haben sie Gaswerk-Mary gefaßt.«
Der Laufbursche fragte: »Wieso?«
»Raufbolde haben das Lokal zertrümmert, und sie hat man abgeführt.«
»Warum?« – »Wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses.« Sie wand ihren Lappen aus und fügte hinzu: »Was ist ein öffentliches Ärgernis?«

»Ich glaube, man nennt es auch ›Unruhe stiften‹.«
»Sie hat doch nie Unruhe gestiftet!«
»Und wo ist sie jetzt?«
»Im Untersuchungsgefängnis.«
»So eine Gemeinheit.«
Langsam drang das Gespräch durch den Wust von Gedanken und Plänen, die das Gehirn Mr. Richardsons erfüllten. Dieses Pack ist frecher, als ich glaubte, dachte er, aber im Grunde freute es ihn, daß es zwei Gangster in der Stadt gab, die ihm selbst auf den Fersen waren, und daß man Gaswerk-Mary geschnappt hatte. Denn das bedeutete, daß die Gegner es mit der Angst zu tun bekamen.
Dann kam der Kassier heraus, um ihn zu empfangen. Er war ein dicker, kleiner Mann mit Hornbrille und sagte: »Sehr erfreut, Sie zu sehen, Mr. Richardson. Das Telegramm ist ordnungsgemäß angekommen. Ich habe das Geld hier. Wie möchten Sie es ausbezahlt haben?«
»Zwölftausend in Tausenddollarscheinen und den Rest in Hundertern.«
»Was für ein Prachtwetter heute, nicht wahr? Bitte nehmen Sie Platz. Ich bringe das Geld sofort. Sie leisten ja Großartiges am ›Schild und Banner‹. Sie sind ein Geschenk des Himmels für Mrs. McLeod.«
»Ich bin nicht vom Himmel gekommen – sie hat mich aus dem Arrest geholt.«
Der Kassier lachte nervös. »Ja«, sagte er, »ich habe die ganze Geschichte gehört. Haha!«
Dann reichte der Kassier ihm das Geld in einem Kuvert, und Richardson steckte es in die innere Rocktasche. »Danke.«
»Es war uns ein Vergnügen. Übrigens bin ich der Reformbewegung beigetreten, wie fast unsere ganze Bank.«
»Das ist großartig. Danke nochmals.«
Wie sehr doch fünfzehntausend von der National City Bank in New York überwiesene Dollar das Verhalten eines Bankkassiers in einer kleinen Stadt beeinflussen konnten! Wenn

er vor vier Monaten eingetreten wäre, als Mrs. McLeod ihn beim Heldengedenkbrunnen gefunden hatte, dann wäre er bestimmt hinausgeworfen worden.
Von der Bank ging er direkt zum Telegrafenamt und gab dort ein Telegramm an die Bundespolizei in Omaha auf. Es lautete: »Habe guten Tip in übler Affäre. Setzen Sie sich mit T. R. Richardson, ›Schild und Banner‹, Platteville, in Verbindung.« Aber der Name, mit dem er unterschrieb, war nicht T. R. Richardson.
Ein zweites Telegramm folgenden Inhalts sandte er an die Canadian-American Paper Corporation: »Garantiere unbeschränkten Kredit an Lavinia McLeod, Platteville, ›Schild und Banner‹.« Und wieder war es mit dem Namen unterschrieben, dessen erste Hälfte Jane durch das beschädigte Kuvert mit dem Bostoner Poststempel hindurch entziffert hatte. Als er das Telegrafenamt verließ, blickten seine blaugrauen Augen noch härter als gewöhnlich.
Er ging geradewegs zur Ranchers-Bank im Dougherty-Block, wo er zehn Minuten warten mußte und dann vom Präsidenten bedeutend kühler empfangen wurde als vom Kassier der Ersten Nationalbank. Die Unterredung währte nicht lange. Mr. Richardson nahm das Kuvert mit den fünfzehntausend Dollar aus der Tasche und legte es auf den Mahagonitisch, und nach einem Weilchen verließ er das Büro mit der gelöschten Hypothek auf McLeods Narrenturm und etwas über dreitausend Dollar in bar.
Von der Ranchers-Bank ging er in die Kanzlei des Anwaltes C. M. Landon. Mr. Landon war ein hagerer, bleicher, frommer Mann – nicht gerade der Typ, der Mr. Richardson sympathisch war, aber er war ein sehr tüchtiger Anwalt und Mitglied des Reformkomitees. Diese beiden Eigenschaften waren für Mr. Richardson im Augenblick entscheidend.
Sie konferierten eine halbe Stunde lang. Mr. Richardson erklärte, was der Gaswerk-Mary geschehen war und daß man sie sofort befreien müsse. Aber Mr. C. M. Landon war nicht

nur ein ausgezeichneter Anwalt, sondern auch Kirchenältester bei den Baptisten und daher kein Freund von Mary. Er fand sogar, daß es für alle Teile von Vorteil wäre, wenn sie vorläufig eingesperrt bliebe. Mr. Richardson brauchte fast zwanzig Minuten, um ihn umzustimmen, aber schließlich nahm er seinen Hut und folgte seinem Klienten zum Gericht.

Flynn, der Richter, war vom Besuch Mr. Richardsons und des baptistischen Anwalts nicht gerade entzückt. Vom Augenblick an, da er sie im Hintergrund des Gerichtssaales hatte Platz nehmen sehen, konnte er sich nicht mehr auf die Fälle konzentrieren, die ihm vorgeführt wurden. Er hatte immerhin einiges auf dem Gewissen, und die Anwesenheit des Journalisten sowie eines Reformkomitee-Mitgliedes machte ihn nervös.
Mit Gaunern, das wußte er, konnte man immer verhandeln; jeder Gauner hatte seinen Preis. Aber diese beiden Querköpfe und Fanatiker waren – gleich Verrückten – unberechenbar. Zum Teufel, dachte er, warum habe ich Vinnie McLeod nachgegeben und den Kerl freigelassen? Genaugenommen war er ja selber für den Kreuzzug verantwortlich, der die ganze Stadt auf den Kopf gestellt hatte und der nun drohte, die so sorgfältig aufgebaute und ihnen allen so nützliche Organisation zu vernichten. Wäre er kein solcher Idiot gewesen, dann würde dieser Kerl Richardson jetzt Mülleimer leeren, anstatt Unruhe zu stiften. W. M. Dougherty hatte es ihm seit der Eröffnungssalve im »Schild und Banner« schon zwanzigmal vorgeworfen.
»Abgewiesen«, sagte er zu dem Dockarbeiter, der als Angeklagter vor ihm stand. »Nächster Fall.«
Es war kein gutes Zeichen, daß C. M. Landon selbst gekommen war, um Gaswerk-Mary aus der ganzen Geschichte herauszupauken. Es bedeutete, daß sich alles gegen die Dougherty-Clique zusammentat. Gaswerk-Mary und der baptistische Kirchenälteste waren wahrhaftig seltsame Busenfreunde!

Auch die Nachricht, die ihm Harvey Bingham vor Beginn der Amtshandlungen überbracht hatte, daß nämlich zwei auswärtige Gangster in der Stadt seien, beunruhigte ihn. Er wußte zwar nicht genau, wer sie hierhergeschickt hatte, aber er konnte es sich vorstellen.

Als der letzte Fall erledigt war, sah er Mr. Richardson und C. M. Landon aufstehen und auf sich zukommen. Richardson nahm zwei Tausender und fünf Hundertdollarscheine aus seiner Brieftasche, legte sie vor ihm auf den Tisch und sagte: »Wir sind gekommen, um für Mary Bürgschaft zu leisten.« Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Bürgschaft anzunehmen und die nötigen Formalitäten zu erfüllen, als wäre an dem ganzen Fall nichts Außergewöhnliches. Als alles erledigt war, sagte der Kirchenälteste mit dem unbeirrbaren Blick eines alttestamentlichen Propheten: »Ich möchte ausdrücklich feststellen, daß wir, sollte Mary verurteilt werden, Berufung einlegen müssen – wenn nötig, wird der Fall bis an den Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten weitergegeben.« Dann sagten er und Mr. Richardson »Guten Morgen«, wandten sich zur Türe und überließen den verwirrten Richter sich selbst, der sich nun fragen mußte, was sie wohl noch alles im Rücken hätten, weil sie sich so sicher fühlten.

Kaum hatte Gaswerk-Mary dem Gefängnis den Rücken gekehrt, gab sie Mr. Richardson und C. M. Landon Auskunft über Pugface Mahoney und seinen Komplicen. Sie wußte so ziemlich alles, was es über den in vielen Flußstädten berüchtigten Gangster zu wissen gab, und sie ersparte Mr. Richardson und dem überraschten Kirchenältesten keine Einzelheit. Als sie geendet hatte, war C. M. Landons Gesicht starr und bleich. »Es ist eine Schande«, sagte er mit eisiger Stimme, »es ist eine Schande, Gangster nach Platteville zu bringen. Dagegen muß etwas unternommen werden!«

»Gehen Sie zum Polizeichef«, forderte ihn Mr. Richardson auf, und Mr. Landon eilte davon, wobei die Schöße seines Bratenrockes um seine mageren Knie flatterten.

Auf der Redaktion des »Schild und Banner« ging Mr. Richardson sogleich in Mrs. McLeods Zimmer und überreichte ihr die gelöschte Hypothek.
»Was ist das?« fragte sie zitternd und ungläubig.
»Die Hypothek«, sagte Mr. Richardson, »sie ist gelöscht.«
»Mit welchem Geld?« fragte sie.
»Das ist ja einerlei. Ich habe die Sache in die Hand genommen.«
»Aber wie?« fragte sie verwirrt. »Wie konnten Sie das nur fertigbringen?«
»Zerbrechen Sie sich darüber nicht den Kopf«, sagte Mr. Richardson, »ich werde Ihnen später alles erklären. Ich habe jetzt eine Menge zu schreiben«, und er ließ sie einfach mit der Hypothek in der Hand stehen.
Als er fortgegangen war, fühlte sie sich einen kurzen Augenblick lang erlöst wie eine Ertrinkende, von deren Nacken man einen Mühlstein entfernt hat. Dann aber wich das Glücksgefühl und machte einer unerklärlichen Angst Platz – Angst vor den Wundern, die Mr. Richardson in ihrem Leben vollbracht hatte. Wer war er eigentlich? Warum tat er soviel für sie? Wie durfte sie, eine McLeod, so viel von einem Fremden annehmen? Was hätte J. E. dazu gesagt?
Als er ein wenig später in ihr Zimmer kam und sie ihm sagte: »Ich kann nicht weiter zulassen, daß Sie all diese Dinge für mich tun – wie zum Beispiel die Löschung der Hypothek«, erwiderte er nur: »Jetzt ist keine Zeit, über solche Sachen zu diskutieren. Und seien Sie nicht allzu sicher, daß ich es für Sie tue. Ich tue es auch für mich selbst. Vielleicht werden Sie mich eines Tages verstehen.«
Sein junges Gesicht war sehr ernst, und zum erstenmal bemerkte sie einen Anflug von Ungeduld in seiner Stimme. Ihr schien fast, als wäre er böse, und sie fühlte sich plötzlich wieder als schwache, hilflose Frau.
Dann sagte er: »Sie brauchen sich auch über die Papierrechnung keine Sorgen zu machen. Ich habe das in Ordnung gebracht.« Er berührte zart ihre Schulter – so liebevoll, daß

sie ganz erstaunt und ergriffen war. »Beunruhigen Sie sich nicht. Fahren Sie einfach in Ihrer Arbeit fort. Das Fackelzugkomitee kommt hier zusammen, sowie die Zeitung in Druck gegangen ist, und ich habe vorher noch viel zu tun.«
Sie ahnte nichts von Pugface Mahoney und seinem Komplicen, bis Myrtle Ferguson mit dem ersten Exemplar der neuesten Ausgabe heraufkam. Da stand auf der ersten Seite in großen Schlagzeilen die ganze Geschichte: Korruption bringt bezahlte Gangster nach Platteville!

Der Artikel war ausgezeichnet. Er schilderte die Zerstörung der »El Dorado«-Tanzbar und berichtete von der Verhaftung der Gaswerk-Mary und den gegen sie erhobenen Anklagen sowie von der Anwesenheit zweier berüchtigter Gangster in der Tanzbar. Es wurden sogar die Namen genannt, die sie in der Unterwelt führten – Pugface Mahoney und Little Hermie, alias Herman Rizzio. Den letzten Namen hatte Gaswerk-Mary richtig erraten, weil sie wußte, daß das Paar früher in New Orleans und Memphis zusammengearbeitet hatte. Die Polizei, so fuhr der Artikel fort, sei von dem »Besuch« der Killer in der Stadt verständigt worden, aber man könne von einer Polizei, die von den korrupten Elementen der Stadt beherrscht werde, keine rechte Mitarbeit erwarten. Bisher, schrieb Mr. Richardson, sei Platteville eine Stadt ohne Unterwelt gewesen, und die Anwesenheit von Pugface Mahoney und Little Hermie sei eine Schmach für jeden Bürger von Platteville.

Als Mrs. McLeod die Geschichte las, rannen ihr kalte Schauer über den Rücken. »Warum haben Sie das mir verheimlicht?« fragte sie. – »Ich wollte Sie nicht beunruhigen.«

»Jetzt werde ich nachts kein Auge mehr schließen können.«

»Niemand wird Sie belästigen.«

»Ich denke nicht an mich. Ich denke an Sie.«

»Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen. Ich habe so etwas auch schon mitgemacht.«

»Sie sollten eine Leibgarde haben.«

Mr. Richardson lachte. »So schlimm ist es noch nicht. Ich kann schon auf mich achtgeben.«
Aber als er ihr Zimmer verließ, erwartete ihn eine Leibgarde. Sie stand vor der Türe, schwankte ein wenig auf den Füßen und ließ die Arme bis zu den Knien herunterhängen wie ein Orang-Utan. Es war Jake, Gaswerk-Marys Hinauswerfer.
Er reichte Mr. Richardson einen Brief, geschrieben auf Gaswerk-Marys blauem, goldgerändertem Briefpapier. Darin stand, daß sie Jake als Leibgarde sende. Sie habe ihm aufgetragen, Mr. Richardson überallhin zu folgen, sogar nach McLeods Narrenturm, wo er vor seinem Zimmer schlafen solle. »Sie können auf Jake zählen«, schrieb sie. »Er hat einen Revolver und pflegt nicht lange zu fackeln. Ich habe ihm befohlen, nicht von Ihrer Seite zu weichen, und da er nicht sehr helle ist, werden Sie ihn nicht abschütteln können, auch wenn Sie wollten. Aber versuchen Sie es lieber nicht, solange diese zwei Schufte in der Stadt sind. Ich weiß, was ich sage.«
Lachend zerriß Mr. Richardson den Brief und sagte zu Jake: »Na, dann setz dich eben neben mich.« Und Jake, der mit seinen großen Händen seine Kappe zwischen den Knien hielt, setzte sich grinsend. Von diesem Augenblick an wich er nicht mehr von seiner Seite. Wenn Mr. Richardson von seinem Schreibtisch aufstand, stand Jake auch auf. Wenn er in die Setzerei oder hinunter zu Myrtle ging, ging Jake mit. Er begleitete ihn sogar zum W.C. und wartete vor der Türe wie ein treuer Wachhund.
Willie Ferguson betrachtete Jake aus seiner Ecke mit Ehrfurcht und spielte mit dem Gedanken, sich auch eine Leibgarde zuzulegen. Seit er wußte, daß Gangster in der Stadt waren, griff er immer häufiger zur Flasche, die ihn noch nie enttäuscht hatte. Jane beobachtete alles von ihrem Schreibtisch aus, ein wenig beeindruckt von der wachsenden Wichtigkeit Mr. Richardsons und auch etwas erregt durch die Gegenwart des Gorillas Jake, der aus dem mysteriösen, ihr fremden Leben des Flußufers zu ihnen gekommen war.

Um sechs Uhr füllte sich das Redaktionszimmer mit den Mitgliedern des Fackelzugkomitees. Pfarrer Simpson erschien, der Kirchenälteste C. M. Landon, dann Mrs. Mabel Urquahart Jenkins, Jim Newman mit einigen seiner Freunde, Gaswerk-Mary, Aidas Cousine Athena mit ihrem Sohn, dem Dichter, und Joe, der Besitzer von »Joes Bar«. Es war eine imponierende Versammlung, weil sie Vertreter fast aller Kreise von Platteville umfaßte, es war klar, daß manche der Anwesenden, Leute wie Joe, Gaswerk-Mary, Jim Newman und seine Freunde, nicht deshalb mitmachten, weil sie aus Platteville ein moralisches Paradies schaffen wollten, sondern weil sie das Regiment des alten Dougherty und seiner Bande satt hatten.

Ungefähr um die gleiche Stunde versammelten sich im Büro der »Daily News« der alte Dougherty, Polizeirichter Flynn, Harvey Bingham, Mr. Winterbottom, Mr. Hirsh und weniger prominente Mitglieder. Nur Jimmy Dougherty fehlte.
Die Gruppe war zusammengekommen, um den Bericht des »Schild und Banner« über die Anwesenheit der beiden Gangster Pugface Mahoney und Little Hermie zu besprechen; denn der politisch erfahrene Dougherty hatte sofort erfaßt, wie sehr die Meldung seine Stellung erschüttern konnte. Richardson nahm die Gelegenheit wahr, ihn aufs neue als einen Außenseiter darzustellen, als einen Gauner, der nur gekommen war, um die Leute auszurauben, und der auch nicht davor zurückschreckte, seine Gangstermethoden in einer ruhigen, ehrbaren Stadt des Südwestens einzuführen. Leider hatte keiner der Teilnehmer an dieser Konferenz die Gangster gesehen, noch wußte man, wie man ihrer habhaft werden konnte.
Harvey Bingham hatte mit zwei andern Polizisten den ganzen Tag über Spelunken, Bordelle und billige Hotels durchgekämmt. Aber wenn er mit der Pistole in der Hand an die Türen pochte, so sah er sich bloß den altvertrauten Platte-

viller Lumpen gegenüber. Der alte Flynn zeigte sich sehr zurückhaltend. Er hatte zwar die Gangster nicht gesehen, aber er war zu abgebrüht und zu erfahren, um die Existenz einer Sache in Frage zu stellen, nur weil er sie nicht gesehen hatte. Der alte Dougherty selbst war verwirrt wie ein Stier, den die Stierkämpfer zu lange herumgehetzt haben. Er kaute an seiner Zigarre, starrte vor sich hin und schüttelte seinen schweren, grauen Kopf. Der ganze verfluchte Kreuzzug wuchs ihm über den Kopf. Er hatte nie geglaubt, daß West und Ost so verschieden sein könnten, daß die Platteviller so anders reagieren würden als die Leute in Chicago oder Boston.
Der ängstliche Mr. Winterbottom war ehrlich entsetzt, und Mr. Hirsh, das Meerschweinchen, hatte seine Rattenmiene aufgesetzt und sagte, daß seiner Meinung nach die ganze Geschichte vom »Schild und Banner« erfunden sei und daß es so etwas wie einen Pugface Mahoney oder Little Hermie gar nicht gebe. Darauf brüllte der alte Dougherty: »Wenn sie hier sind, so möchte ich wissen, wer sie hergebracht hat und wozu!« Dann wandte er sich an Harvey Bingham und Flynn: »Und an euch beiden ist's, sie ausfindig zu machen und aus der Stadt zu entfernen. Die können uns hier nur schaden.« Er hatte zwar eine dunkle Ahnung, wer sie hergebracht hatte, und blickte Mr. Hirsh scharf an, aber die blaßblauen Schweinsäuglein in dem rosigen Gesicht verrieten nichts.
Während der alte Dougherty wütend über die Entwicklung des Kreuzzuges in den allerletzten Stunden nachdachte und nur mit halbem Ohr auf Mr. Winterbottoms Gewinsel hörte, öffnete sich plötzlich die Türe, und Jimmy kam herein. Aber es war nicht der mürrische, apathische Jimmy der letzten Wochen. Es war ein Jimmy, dessen Gesicht glühte und dessen Augen Funken sprühten. Er knallte die Türe zu und rief: »Was machen diese beiden Gangster in Platteville?«
Einen Augenblick war alles still, dann antwortete ihm der alte Dougherty: »Das wollen wir eben herausfinden.«
»Na, die andere Partei hat sie bestimmt nicht hergebracht.«

Mr. Hirsh flötete honigsüß: »Woher wissen Sie das? Gaswerk-Mary scheint sie jedenfalls zu kennen.«
Jimmy wandte sich ihm zu und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Weil ich soeben mit Gaswerk-Mary gesprochen habe. Ich kann mir jedenfalls denken, wer sie hergebracht hat. Sie müssen verschwinden, und zwar sofort!« Er drohte Mr. Hirsh über den Tisch hinüber. »Haben Sie mich verstanden? Die Kerls müssen verschwinden! Ich bin bereit zu kämpfen, aber nicht Seite an Seite mit solchen Schurken. Das würde uns den Hals brechen. Also, wo sind die Subjekte jetzt?«
Mr. Hirsh erwiderte sanft: »Ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt nichts von ihnen.«
»Ich rate Ihnen, es herauszubekommen!« Und zu Harvey Bingham sagte Jimmy: »Und Sie werden sich gefälligst auch in Bewegung setzen und ein paar Polizisten schicken, um die Redaktion des ›Schild und Banner‹ zu bewachen, solange die beiden Hunde in der Stadt sind.«
Mr. Hirsh sagte: »Ich wüßte nicht, was ich dazu tun kann.«
Der alte Dougherty lehnte sich in seinen Stuhl zurück und beobachtete Jimmy strahlend. Das war sein Jimmy. Das war nun wieder ein echter Dougherty mit irischem Kampfgeist. Apathie und Verzweiflung waren mit einem Schlag von ihm gewichen. Dann wandte sich Jimmy an seinen Vater und sagte: »Komm, schauen wir, daß wir von hier fortkommen, irgendwohin, wo wir vernünftig reden können.«
Draußen in der Halle legte der alte Dougherty seinen Arm väterlich um Jimmys Schultern und sagte: »Was ist in dich gefahren, mein Junge?«
Jimmy zündete sich eine Zigarette an und warf das Streichholz mit einer wütenden Bewegung fort. »Ich habe es satt, daß du der Prügelknabe von ein paar Schwachsinnigen und Kleinstadtgaunern bist«, sagte er. »Wir werden jetzt kämpfen, aber nicht wie dieser Laffe Winterbottom und der Schuft Hirsh es wollen. Platteville ist eine gute Stadt, und wir gehören zu ihr wie irgend jemand sonst. Ich bin hier aufge-

wachsen. Es besteht kein Grund, warum wir nicht eine gute, starke demokratische Organisation haben sollten, aber nicht von der Art dieser Lumpen Hirsh und Flynn. Komm, wir gehen nach Millersville, essen dort zu Abend und besprechen die Sache gründlich.«
Kichernd folgte der alte Mann seinem Sohn die Treppe hinunter. Als sie im Wagen saßen und Jimmy losfuhr, sagte er: »Diese blödsinnige Idee, Gaswerk-Marys Lokal zu zertrümmern! Wem, zum Teufel, ist das eingefallen?«
»Dem alten Flynn.«
»Laß ihn fallen. Wir müssen unsere ganze Taktik ändern. Wir müssen Flynn loswerden und das Schwein Hirsh und den Schwachkopf Winterbottom am besten gleich mit dazu.«
»Darauf habe ich schon lange gewartet«, sagte der alte Dougherty, »nimm du nur alles in die Hand.« Er strahlte vor Entzücken über Jimmys Verwandlung. Sogar die hundert Kilometer pro Stunde, die der olivgrüne Zweisitzer machte, ängstigten ihn heute nicht.
Es wäre vielleicht nicht zu spät gewesen, die Farbe zu wechseln. Ein Hinauswurf von Flynn und Hirsh hätte sich bestimmt gut ausgewirkt, weil die Gefolgschaft des alten Dougherty groß genug war und auch Jimmy Dougherty überall viele Freunde hatte. Möglicherweise hätte sogar Bill Swain ein Einsehen gehabt und auf den Plan verzichtet, Dougherty gemeiner Verbrechen anzuklagen. Ja, die ganze Geschichte wäre vielleicht anders verlaufen, wenn nicht die nächsten vierundzwanzig Stunden entscheidende Ereignisse mit sich gebracht hätten.
Mr. Richardson blieb an diesem Abend noch lange in der Redaktion, auch nachdem Mrs. McLeod, Jane und Willie fortgegangen waren. Außer ihm und Jake befand sich niemand im Haus, und die Setzmaschine im hinteren Raum und die Druckerpresse unten schwiegen nach getaner Tagesarbeit. Er schrieb einen Brief an Bill Swain, einen an den Agenten in New York, der Mrs. McLeods Buch betreute, und einen an

die kanadische Papiergesellschaft zur Bestätigung seines Telegramms vom frühen Morgen. Die ganze Zeit über saß sein Leibwächter Jake hinter ihm mit völlig ausdruckslosem Gesicht und formte mit seinen riesigen Schimpansenhänden Spielzeuge aus kleinen Stücken Karton und Papierklammern. Seine große, altmodische Pistole lag neben ihm auf Janes Schreibtisch.

Als Mr. Richardson seine Briefe beendet hatte, machte er sich daran, neue Leitartikel vorzubereiten und Angriffe für den nächsten Tag zu entwerfen. Die morgige Nummer des »Schild und Banner« sollte drei bis vier Stunden vor dem Fackelzug erscheinen und mußte so ausfallen, daß die ganze Stadt sich dem Zug anschloß.

Er hatte ungefähr eine Stunde gearbeitet, als es an der Türe pochte. Jake ließ sein Spielzeug fallen, ergriff die Pistole und zielte auf die Türe. Sie öffnete sich, aber es trat weder Pugface Mahoney noch Little Hermie ein, sondern eine Frau mittleren Alters, die keiner von ihnen je gesehen hatte.

Sie war knochig, hatte ein müdes, farbloses Gesicht, einen harten Mund und düster blickende Augen. Sie trug ein schäbiges Kostüm mit einem zerfressenen Skunkskragen. »Legen Sie die Pistole weg«, forderte sie Jake auf, und als Mr. Richardson aufstand, ging sie auf ihn zu und sagte: »Mr. Richardson?«

»Ja.«

»Sie sind also der junge Mann, der soviel Staub aufwirbelt?«

Mr. Richardson grinste und sagte: »Wahrscheinlich.«

»Ich bin Mrs. Homer Winterbottom, die Frau des Chefredakteurs der ›News‹.« Sie reichten sich die Hand, und Mr. Richardson sagte: »Wollen Sie nicht Platz nehmen, Mrs. Winterbottom?«

Als sie sich setzte, merkte er, daß sie trotz ihres streitbaren Äußeren nervös war. Verlegen umklammerte sie mit ihren großen Händen, die in alten Zwirnhandschuhen steckten, ihre abgetragene Handtasche.

Dann fragte sie: »Sie sind wohl erstaunt, mich hier zu sehen?«
»Es freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte Mr. Richardson.
»Sind wir allein?« Sie blickte nervös über ihre Schultern auf Jake.
»Jake braucht Sie nicht zu beunruhigen.«
»Mir wäre lieber, er ginge fort. Ich komme in einer ganz privaten Angelegenheit.«
Mr. Richardson lächelte: »Schön«, sagte er und wandte sich zu Jake: »Fasse jetzt draußen vor der Türe Posten, Jake. Plötzlich kommt jemand die Treppe herauf und zur Türe herein, ehe wir es bemerken. Wenn du oben an der Treppe stehst, kannst du ihn gleich abschießen.«
Jake nickte, stand ungelenk auf und gehorchte. Als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, zog Mrs. Winterbottom ihren Stuhl näher an Mr. Richardson heran, schluckte ein paarmal und sagte dann: »Es handelt sich um die ›News‹ und W. M. Dougherty. Ich habe Ihnen viel zu berichten. Vielleicht finden Sie es sonderbar, daß ich herkomme, um den alten Mann zu verraten, aber wenn Sie mich angehört haben, werden Sie es verstehen. Er hat Homer, die Kinder und mich seit zehn Jahren richtig ausgehungert, und er behandelt Homer wie einen Schuhlappen. Dabei ist Homer ein guter Redakteur, klug und tüchtig, aber W. M. Dougherty hat ihn zugrunde gerichtet. Er hat keine Zukunft mehr.«
Sie wartete, um zu sehen, was Mr. Richardson sagen würde, aber ihm fiel nichts Besseres ein als: »Davon wußte ich wirklich nichts, hatte auch gar keine Möglichkeit, es zu erfahren.«
»Niemand weiß es«, sagte Mrs. Winterbottom und umklammerte krampfhaft die abgetragene Handtasche. »Jedermann glaubt, Homer habe eine gute Anstellung . . . Aber niemand weiß, wie elend Homer bezahlt wird und wie W. M. ihn gequält hat . . . ja, gequält, seit Jahren. Homer ist ein sensibler Mensch. Heute abend kam er ganz niedergeschlagen heim und sagte, er werde wohl seine Stellung aufgeben müssen, weil er es einfach nicht mehr aushalte.«

Sie stockte und schwieg. Mr. Richardson sah, daß sich ihre Augen mit Tränen gefüllt hatten. »Wir haben acht Kinder zu ernähren. Ein Journalist sollte überhaupt keine Kinder haben.«

Dann blickte sie ihn prüfend an, ob sie es wagen könne, fortzufahren. Plötzlich entschloß sie sich und begann: »Ich habe eine Menge Informationen für Sie. W. M. konnte vor Homer vieles nicht geheimhalten. So habe ich mich heute abend, nachdem Homer ausgegangen war, einfach hingesetzt und alles aufgeschrieben.« Sie öffnete die Handtasche und zog einen Bogen Papier heraus, der mit großen, temperamentvollen Schriftzügen bedeckt war. »Homer weiß nicht, daß ich hier bin, und ich möchte auch nicht, daß jemand etwas davon erfährt . . .«

»Natürlich nicht. Ich werde es keinem Menschen sagen, Sie können sich darauf verlassen.«

»Vielleicht wird es Bill Swain und Ihnen helfen. Es ist höchste Zeit, daß diese Stadt gesäubert wird. Sicher werden Homer und ich dann nicht schlechter dran sein als bisher. Ich weiß alles über den Skandal der Halstead-Kanalisation und über die Erpressung wegen der Häuser in der Franklin Street und noch viel mehr. Der alte Dougherty hat Homer immer wieder gezwungen, ihm bei dieser schmutzigen Arbeit zu helfen. Aber es liegt noch viel mehr vor. Genug, um den alten W. M. ins Gefängnis zu bringen.«

Dann legte sie den Bogen auf den Tisch, und während Mr. Richardson lauschte und sich Notizen machte, erzählte sie alles, was sie von Doughertys Machenschaften in Platteville wußte. Ihr Bericht ergoß sich wie ein Sturzbach, entfesselt durch zehnjährigen Hunger und Haß. Manches wußte Mr. Richardson bereits, aber vieles war ihm neu. Die Schwierigkeit war, Ordnung in die Flut der Erinnerungen, Andeutungen und Anschuldigungen zu bringen. Oft mußte er sie unterbrechen, um zu fragen: »Wann war das?« Oder: »Wer war da mit dabei?«

Nach einer Stunde kam sie zum Ende und sagte unvermittelt: »So, das ist alles. Wenn mir noch etwas einfallen sollte, werde ich es Ihnen melden.« – »Danke sehr, Mrs. Winterbottom. Was Sie mir gesagt haben, ist sehr wertvoll.«
»Sie können alles verwenden, natürlich ohne Quellenangabe. Ich muß jetzt gehen. Ich will zu Hause sein, ehe Homer heimkommt. Er ist in der Hennessy-Bar und wird sich dort wohl gründlich betrinken. Diesmal kann ich es ihm nicht verübeln. Er muß sich einmal gehenlassen.«
Er stand auf und ging mit ihr bis zum obersten Treppenabsatz, wo Jake an die Wand gelehnt stand. Ein wenig später sah er, wie sie vorsichtig auf den Platz hinausschaute, ehe sie sich ins Licht wagte. Dann wandte er sich um und sagte: »Jake, wir wollen jetzt nach Haus.« Er nahm seine Notizen, steckte sie in die Aktentasche, drehte das Licht aus, verschloß die Türe und ging mit Jake, der ihm wie eine treue Dogge auf dem Fuße folgte, über den Platz nach Hause.
Die dichten Fliederbüsche am Weg zu McLeods Narrenturm boten einen idealen Hinterhalt. Und Mr. Richardson und Jake waren denkbar gute Ziele für einen Angriff: der eine völlig versunken in seine Pläne für die Kampagne, der andere an seiner Seite wie ein gutmütiges Tier.
»Du könntest heute wirklich heimgehen und in deinem eigenen Bett schlafen, Jake. Mir wird schon nichts geschehen«, meinte Mr. Richardson. Aber Jake war nicht zu überreden. »Mrs. McGovern hat mir gesagt, ich solle an Ihnen kleben wie Fliegenpapier, und das tue ich.«
Als sie durch das wacklige Gittertor schritten, zog Jake aus angeborenem Instinkt heraus seine Pistole aus dem Halfter und hielt sie in Bereitschaft. Der Anblick der altmodischen Pistole, die im Licht der Straßenlampe glänzte, ließ Mr. Richardson einen Augenblick zaudern. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, dachte er, durch das Fenster des leeren Stalles und durch die Kellertüre hineinzukommen. Dann lachte er und sagte: »Komm, Jake.«

Jake schritt mutig voran, die Pistole schußbereit vor sich. Mr. Richardson folgte ihm, in der Dunkelheit still vor sich hin grinsend. Als sie zu den hohen Stufen kamen, die zum Eingang führten, sagte Mr. Richardson lachend: »Siehst du, Jake, die Aufregung war ganz unnötig.«
Aber im selben Augenblick hörte man den dumpfen Schall einer modernen, sehr modernen Pistole. Mr. Richardson flog der Hut vom Kopf, und als hätte der Anprall der Kugel ihn vorwärts geschleudert, schoß er die Stufen hinauf und ins Haus. Jake duckte sich in einen Winkel der steilen Treppe. Dort wartete er einen Augenblick und beobachtete das Aufblitzen im Gebüsch, als zwei Pistolen auf Mr. Richardsons Absätze feuerten. Dann zielte er auf die Stelle in den Fliedersträuchern, wo er das Mündungsfeuer gesehen hatte. Fünfmal schoß er sorgfältig und gelassen, und nach dem vierten Schuß ertönte ein Schrei, dem tiefes Schweigen folgte. Den sechsten Schuß behielt Jake in Reserve.
Drei Minuten verhielt er sich mäuschenstill, dann kroch er vorsichtig heraus, erreichte den Fuß der Treppe und stürzte ins Haus. Drinnen in der Halle saß Mr. Richardson auf dem Sofa. Er sah etwas benommen aus und wischte sich mit einem Taschentuch das Blut vom Kopf. Mrs. McLeod beugte sich über ihn. Sie trug einen alten Schlafrock, ihr Haar hing in Strähnen über ihr müdes Gesicht herunter, und unter Schluchzen jammerte sie: »Ich habe es gewußt, daß es so weit kommen würde, ich habe es gewußt. – Wie fühlen Sie sich?«
»Ganz gut, es ist nichts, mir ist gar nichts geschehen.«
Dann erschien Aida, laut wehklagend, und Mrs. McLeod sagte: »Geh und hol warmes Wasser und Tücher.«
Jane war nicht da, weil sie bereits die Polizei anrief. Ihr Kampfgeist war erwacht. Als die Polizeistation sich meldete, sagte sie im Befehlston: »Schicken Sie sofort einige Leute nach McLeods Narrenturm. Haben Sie mich verstanden? Ein Mann ist angeschossen worden, es sind Gangster hier!«
Als sie in die Halle zurückkam, sah sie, wie Mrs. McLeod und

Aida sich über Mr. Richardson beugten und nervös die Stelle betupften, wo die Kugel die Kopfhaut gestreift hatte. Sie sah sofort, daß Tante Vinnies Hand viel zu unruhig war und daß Aida nur heulte und jammerte, also sagte sie: »Laßt mich das machen.« Sie nahm Aida die Schüssel mit dem warmen Wasser aus der Hand, bekam von Tante Vinnie das Tuch und bat Aida: »Hol das Jod aus dem Badezimmer und bringe den Whisky.«

Als die Polizei kam, stand Mr. Richardson schon wieder auf den Beinen. Sein Kopf war mit einem Stück Leinen verbunden, und bis auf einen leichten Kopfschmerz fühlte er sich bereits recht wohl. Dagegen hatten Mrs. McLeod die Kräfte verlassen. Sie lehnte matt in einem von J. E.s Ledersesseln, und Jane flößte Whisky zwischen ihre bleichen Lippen. Aida stöhnte nicht mehr. Sie hatte sich zusammengerissen und brach in eine wahre Urwaldwut aus, als Jake Mr. Bingham und zwei Polizisten einließ. »Ihr seid eine feine Polizei!« schrie sie. »Laßt einen Mann wie Mr. Richardson anschießen. Ihr seid nichts als ein Pack fauler Vagabunden.« Niemand kam zu Wort, bis ihr geliebter Mr. Richardson sie ersuchte zu schweigen. Sie tat immer alles, was Mr. Richardson wünschte, besonders jetzt, da es Mr. Richardson, der Märtyrer, war, der sprach, und sein Kopf in einem blutbefleckten Verband steckte.

Mr. Bingham, der Polizeichef, blickte verschlafen, bestürzt und ängstlich drein. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß diese ganze Sache mit voller Wucht auf ihn zurückfallen würde. Nicht nur die Mißbilligung der ganzen Stadt würde er sich zuziehen, sondern auch die Wut des alten und des jungen Dougherty, weil er die beiden Gangster nicht erwischt und keine Polizisten geschickt hatte, die Mr. Richardson und die Redaktion des »Schild und Banner« bewachen sollten. Polizeichef Bingham wußte sehr gut, daß es in dieser Affäre einen Sündenbock geben mußte und daß diese Rolle ihm zufallen würde.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als eine energische Miene aufzusetzen, und wenn Harvey Bingham energisch wurde, wurde er aufgeblasen. Sein Gesicht war rot vor Verwirrung. Er richtete sich auf, und mit geschwellter Brust befahl er den beiden Polizisten: »Durchsuchen Sie die Büsche, ich führe hier das Verfahren weiter.«

Die beiden Polizeimänner – einer von ihnen hatte Mr. Richardson damals, am Tage seiner Verhaftung, schadenfroh belächelt – schienen keine große Lust zu haben, »die Büsche zu durchsuchen«. Der eine schlug vor, das Gebüsch bei Tageslicht zu durchstöbern, weil es dann viel leichter wäre. Aber das half ihm nichts, denn Polizeichef Bingham mußte die spärlichen Reste seines Ansehens retten. Mit Donnerstimme sagte er: »Sie haben meinen Befehl gehört! Durchsuchen Sie das Gebüsch!« Und die beiden Polizisten, überwältigt durch das Schauspiel der plötzlichen Verwandlung ihres Chefs, verließen stumm das Haus. Bei der Türe schloß sich ihnen Jake mit seiner Pistole an.

Als sie gegangen waren, verlor der Chef seine ganze Aufgeblasenheit. An seinen Untergebenen konnte er sein Unbehagen auslassen, aber mit den andern war das nicht die richtige Taktik, das wußte er. Er wandte sich an Mrs. McLeod und sagte: »Es tut mir furchtbar leid, Vinnie. Wir haben den ganzen Tag nach diesen Kerlen gefahndet.«

Jane antwortete: »Platteville ist schön heruntergekommen, wenn ein Bürger nicht einmal vor seiner eigenen Haustüre sicher ist.«

»Keine Sorge, Miss Baldwin, wir werden die beiden schon erwischen. Wir haben jede Stadt im Umkreis von hundert Meilen gebeten, nach ihnen zu suchen.«

Der Polizeichef nahm ein Notizbuch und einen Bleistift und wandte sich an Mr. Richardson: »Nun, Mr. Richardson, erzählen Sie mir, wie es sich zugetragen hat.«

Kurz darauf erschien Jake in der Eingangstür der Bibliothek. Die Pistole stak in seinem Gürtel. Er stolzierte ins Zimmer,

schwang seine affenartigen Arme und grinste bis zu den Ohren. »Einen von den Kerlen habe ich.«
»Was willst du damit sagen, Jake?« fragte Mr. Richardson.
»Ich habe ihn glatt durch den Kopf geschossen. Sie bringen ihn gleich herein.«
Kaum waren sie aus der Bibliothek in die Halle gegangen, da kamen auch schon die beiden Polizisten zur Haustüre herein und trugen zu zweit einen bewußtlosen Mann, den sie im Dickicht der Fliederbüsche gefunden hatten. Sie legten ihn auf den Boden der Halle. Einer der Polizisten wischte sich den Schweiß von der Stirne und trocknete dann mit dem Taschentuch das Schweißband seiner Mütze ab. »Wo ist das Telefon? Ich brauche einen Sanitätswagen«, sagte er.
Aida führte ihn zum Apparat. Als sie zurückkam, kniete Mr. Richardson neben dem bewußtlosen Gangster.
»Er ist nicht tot, aber wir können nichts tun, bevor der Arzt kommt.« Dann blickte er den Polizeichef Bingham an und sagte: »Ich fürchte, wenn er davonkommt und vernommen werden kann, muß Ihr Freund Mr. Hirsh aus Platteville verschwinden.«
Einen Augenblick starrte der Polizeichef ihn an, dann ging ihm langsam ein Licht auf. »Komisch, daran habe ich nie gedacht, daß Hirsh hinter der Sache stecken könnte.« Über sein gutmütiges Gesicht glitt ein Lächeln.
Aida klopfte Jake auf den Rücken. »Du bist ein Meisterschütze«, rief sie. Jake grinste voller Stolz.
Dann öffnete sich die Türe, und Gaswerk-Mary trat ein. Sie trug nur Hausschuhe mit hohen Absätzen, einen Hut und einen roten Mantel über dem Nachthemd. »Es ist Ihnen doch nichts Ernstliches geschehen? Sie sind doch nicht schwer verletzt?« fragte sie Richardson hastig.
»Nein«, antwortete er, »ich bin unversehrt.«
»Minnie hat es in Joes Bar gehört. Ich habe einen Mantel übergeworfen und bin schnurstracks hergekommen.« Dann schaute sie auf die bewußtlose Gestalt des Gangsters hinab

und sagte: »Da ist er ja schon . . . Pugface Mahoney. Gefärbte Haare und ein Schnurrbart konnten diese Visage nicht ändern. Wer hat ihn getroffen?«
»Jake«, antwortete Mr. Richardson, und Mary umarmte Jake und küßte ihn auf die Wange und sagte: »Dem Himmel sei Dank!« Dann wandte sie sich an Harvey Bingham: »Sie sind ein feiner Polizeichef . . . mich verhaften Sie, und Kerle wie diesen Pugface lassen Sie frei herumlaufen.« Mit der Spitze ihres Schuhs stupste sie gegen das Bein des bewußtlosen Gangsters und sagte zu Jake: »Zu dumm, daß du ihn nicht totgeschossen hast.«
»Nein, es ist besser so«, meinte Mr. Richardson, »er kann uns eine Menge erzählen, wenn er zu sich kommt.«
Das Krankenauto kam, und der bewußtlose Pugface wurde weggetragen, gefolgt von zwei Polizisten und dem Polizeichef. Bingham war froh, sich Janes Zorn, Gaswerk-Marys Verachtung, Aidas Verwünschungen und dem sanften, vorwurfsvollen Blick in Mrs. McLeods Augen entziehen zu können.
Der Sanitäter nahm die meterlange Bandage von Mr. Richardsons Kopf und untersuchte schnell die Wunde. Er stellte fest, es sei gar nichts Ernstes. Man solle nur ein wenig Jod darauf tun, die Bandage sei überflüssig. Ein wenig Watte und einige Streifen Heftpflaster würden genügen.
Als die Sanitäter fort waren, schlug Aida vor: »Ich werde jetzt für alle Kakao machen.« Aber Mr. Richardson fand, sie hätten etwas Kräftigeres verdient, und bat Aida um Whisky und Eiswasser.
»Wir werden alle einen Drink nehmen und dann schlafen gehen, denn morgen ist ein großer Tag«, sagte er.
»Das will ich meinen«, sagte Mary. Sie triumphierte jetzt, denn sie hatte wie Mr. Richardson genug politischen Instinkt, um die volle Bedeutung der jüngsten Ereignisse zu erfassen.
Während Aida den Whisky holte, begann Mrs. McLeod leise zu weinen: »Wenn ich geahnt hätte, was für Schwierigkeiten

der Kreuzzug heraufbeschwören würde, hätte ich ihn nie begonnen.«
Mr. Richardson nahm ihre Hand und streichelte sie. »Seien Sie unbesorgt, der Kreuzzug wird ein großer Erfolg. Was mir geschehen ist, hat keine Bedeutung.«
Dann erschien Aida, und sie tranken alle auf den Erfolg des Kreuzzuges. Für Mr. Richardson und Gaswerk-Mary schien der Sieg bereits sicher zu sein. »Wir haben sie jetzt dort, wo wir sie haben wollten. Sie werden sich untereinander bekämpfen. Sie werden versuchen, den Polizeichef zum Sündenbock zu machen, und er seinerseits wird sich bei Hirsh schadlos halten.« Er schlug sich auf den Oberschenkel. »Warten Sie, bis Sie unsere morgige Ausgabe sehen!«
Dann sagte Gaswerk-Mary allen gute Nacht, und als Mr. Richardson vorschlug, Jake solle sie heimbringen, lehnte sie ab. »Nein, ich habe ein Taxi vor dem Hause. Jake muß hierbleiben um euch alle zu beschützen.« Und zu Jake sagte sie: »Du kannst in der Halle auf dem Sofa schlafen, und wenn der andere Schuft auftaucht, wirst du ihn ebenfalls erledigen, klar?« Dann schlang sie ihren Mantel fest um ihr rosa Nachthemd und schritt zwischen den Fliederbüschen hindurch die ausgetretenen Stufen hinunter.
Jane ging als erste die breite Treppe hinauf. Sie sagte den andern nicht einmal gute Nacht, weil sie nicht zu sprechen wagte, aus Angst, in Tränen auszubrechen. In ihr tobte es wie einer jener Tornados, die zuweilen von den Hügeln jenseits Millersville herunterkamen und Platteville in Staub begruben. Sie war voller Zorn gegen Jimmy Dougherty – und gegen sich selbst, weil sie ihn geliebt hatte.
Trotz allem hatte sie bisher an ihn geglaubt. Sie hatte Aidas Warnung einfach überhört, daß man Schmutz nicht berühren könne, ohne sich selbst zu beschmutzen. Sie hatte sich außerdem über Tante Vinnies Kummer wegen ihrer Liebe zu Jimmy hinweggesetzt. Sie wollte einfach nichts Schlechtes von ihm glauben, selbst dann noch nicht, als sie die Geschichte

von Fern Hedges erfuhr. Sie hatte sich nicht beeinflussen lassen, hatte sich gegen ihr eigenes besseres Ich gewehrt, gegen ihren McLeodschen Stolz, und hatte nichts als Demütigungen und Enttäuschungen geerntet. Denn jetzt konnte sie sich nicht mehr belügen, sie konnte nicht mehr behaupten, daß die Doughertys besser seien als ihr Ruf. Da erst wurde ihr klar, wie sehr sie ihre Selbstachtung verloren hatte. Sofort entschloß sie sich, Jimmy einen Brief zu schreiben und ihm genau zu sagen, was sie über ihn dachte. Sie zog sich aus und überlegte lange Zeit, was sie schreiben mußte, um sich nicht noch lächerlicher zu machen. Sie schlüpfte in einen Schlafrock und setzte sich an ihren Schreibtisch.
Zuerst wollte sie ihn mit Mr. Dougherty anreden, aber das klang ihr dann doch zu dumm. »Sehr geehrter Herr!« war noch schlimmer. Lange suchte sie nach einer Formulierung, die ihren Widerwillen, ihre Kälte und die Tatsache, daß zwischen ihnen nun alles für immer aus war, ausdrücken könnte. Da ihr aber nichts Gescheites einfiel, sah sie sich gezwungen, den Brief einfach mit »Lieber Jimmy« zu beginnen. Alles andere war unmöglich. Nun schrieb sie in ihrer großen, temperamentvollen Schrift, die so gar nicht im Verhältnis zu ihrer zierlichen Gestalt stand, folgenden Brief:

»Lieber Jimmy,
ich schreibe Dir nun, um Dir zu sagen, daß ich Deinen Namen nie wieder hören will. Sollten wir uns zufällig auf der Straße begegnen, so wäre ich Dir sehr dankbar, wenn Du in ein Haustor treten würdest, damit ich Dich nicht sehen muß. Eine Schlange oder Ratte würde mich weit weniger ekeln als Dein Anblick oder der Deines Vaters. Nach dem, was heute abend geschehen ist, solltet Ihr beide auf einem Polizeiwagen aus der Stadt abgeschoben werden. So verfuhr man mit Leuten wie Euch, als mein Onkel J. E. noch am Leben war. Ich betrachte jede Stunde, die ich mit Dir verbracht habe, als verloren.

Jane Baldwin«

Sie las den Brief durch, um zu sehen, ob sie ihn verbessern könnte. Dann nahm sie die Feder und machte unter ihrer Unterschrift einen Zusatz: »Bis jetzt war mein Herz nicht beim Kreuzzug. Ich habe Deinetwillen nie mitgeholfen, aber nun, wo ich weiß, wer Du bist, werde ich nicht ruhen, bis man euch aus Platteville vertrieben hat.«
Sie steckte den Brief in einen Umschlag, adressierte ihn, löschte das Licht und ging zu Bett. Aber das quälende Bewußtsein, daß alle andern recht gehabt hatten, und der bittere Schmerz verletzten Stolzes hielten sie noch lange wach. Doch ihr Schmerz war nicht ohne Trost. Sie fühlte sich frei, so frei wie damals, als sie vom College nach Platteville gekommen war.
Sie mußte sich jetzt aber auch gestehen, daß jenes flüchtige Interesse für Mr. Richardson eine Täuschung gewesen war. Sie hatte ihn mit blutendem Kopf gesehen, knapp dem Tode entronnen, und hatte doch nichts von dem gefühlt, was für Tante Vinnie, Gaswerk-Mary und Aida so erschütternd gewesen war. Von mir aus können sie ruhig in den kaltblütigen Weltverbesserer verliebt sein, dachte sie, ich wenigstens bin es bestimmt nicht. Im Gegenteil, sie haßte ihn, ähnlich wie der alte Flynn und der alte Dougherty ihn haßten. Wäre Mr. Richardson nicht nach Platteville gekommen, dann wäre alles beim alten geblieben, und sie würde wahrscheinlich immer noch mit Jimmy ausgehen. Alles wäre anders gekommen.
Als sie endlich einschlief, war ihr letzter, nur noch halb bewußter Gedanke: Warum, zum Teufel, hat ihn Tante Vinnie aus dem Gefängnis befreit?

Am Tage des Fackelzuges herrschte schon bei Sonnenaufgang eine ungewöhnliche Hitze. Entlang der Franklin Street und des Ufers legten sich die farbigen Arbeiter im Schatten der großen Lagerhäuser auf den Boden und schliefen sogleich ein. In der Redaktion des »Schild und Banner« schwirrten

und summten die neuen elektrischen Ventilatoren und versetzten die heiße Luft wenigstens etwas in Bewegung. Der alte Jim Newman sagte, er könne sich nicht erinnern, daß in den letzten fünfzig Jahren jemals eine solche Hitze geherrscht habe.

Einst, zur Zeit der Einwanderung, waren in dieser sengenden Hitze Pferde und sogar Kinder umgekommen. Heute achtete man in Platteville gar nicht auf diese Glut. Die Erregung wuchs und wuchs, das Reformkomitee arbeitete angestrengt und ohne jede Pause, sammelte Fahnen und Kostüme, feuerte die Wankelmütigen an und organisierte die verschiedenen Gruppen der Parade, die am Abend stattfinden sollte. Die Prediger der Methodisten und Baptisten, Gaswerk-Mary, Mrs. Mabel Urquahart Jenkins, Willie Ferguson, Jim Newman und noch viele andere arbeiteten und schwitzten, als gäbe es zwischen ihnen keine Unterschiede des Standes, der Bildung oder Moral.

Die Neuigkeit von dem Gangster-Anschlag auf Mr. Richardson verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Jake, sonst stumm wie ein Fisch, ging von Bar zu Bar und erzählte die Geschichte seiner Heldentat, bis er am Nachmittag vom Alkohol und vom Hochgefühl seines Erfolges überwältigt wurde und sich im Hinterzimmer der Hennessy-Bar auf dem Boden zum Schlafen niederlegte. Das Personal des Krankenhauses erzählte die Geschichte ebenfalls weiter, und die beiden Polizisten, die Harvey Bingham begleitet hatten, konnten es trotz striktem Gegenbefehl nicht unterlassen, ihre Frauen in das Geheimnis einzuweihen. Und so erhob sich in Platteville und im ganzen Distrikt eine Welle der Angst und des Abscheus über die gemeine Tat.

Friedliche Bürger fragten sich, wohin Platteville steuere. Sie fühlten sich in ihren Häusern nicht mehr sicher, wenn gedungene Mörder in die Stadt gebracht wurden. Bevor sich Homer Winterbottom zum Büro der »News« auf den Weg machte, trat ihm seine Frau triumphierend entgegen und sagte: »Du bist der nächste. Sie werden dich erledigen, weil

du zuviel weißt«, eine Bemerkung, die nicht dazu angetan war, das Rückgrat ihres keinesfalls heldenhaften Mannes zu stärken. Alle Stunden telefonierte Mr. Richardson, dessen Schramme immer noch mit Heftpflaster verklebt war, an das städtische Spital, um anzufragen, ob Pugface Mahoney schon bei Bewußtsein sei und vernommen werden könne. Aber die Antwort war immer die gleiche: Er sei noch bewußtlos und in Lebensgefahr. Jedoch sei er zäh und würde wahrscheinlich durchkommen. Trotz der Hitze verwandelte sich Mr. Richardson in einen wahren Motor an Energie. Er saß in Hemdsärmeln an seinem Schreibtisch, schrieb Artikel, beantwortete Telefonanrufe, sprach mit dem Spital, mit dem Hauptquartier des Reformkomitees und der Polizeistation. Es war, als lastete der ganze Kreuzzug auf seinen Schultern und als fühlte er, daß die entscheidende Stunde der ganzen Kampagne gekommen sei und ausgenützt werden müsse. Jane war noch immer böse und in ihrem Innern verletzt, aber sie beobachtete ihn voller Staunen und sagte sich schließlich, daß es solche Yankees gewesen sein mußten, welche die Sklaverei abgeschafft, die Untergrundbahn gebaut und den Bürgerkrieg gewonnen hatten. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß je ein McLeod, nicht einmal J. E. selbst, bei einer derartigen Hitze eine solche Leidenschaft für das Recht und gegen das Unrecht entwickelt hätte. Das Schauspiel von Mr. Richardsons unerhörter Energie und Tatkraft erschreckte sie geradezu.
Diese grausame Hitze lähmte sie; aber es war nicht die Hitze allein, die ihr jede Energie nahm, denn immer noch nagten die Erlebnisse der vergangenen Tage an ihr. Sie fühlte sich erschöpft, leer, verbittert, und es kam ihr vor, als ob nichts in der Welt für sie wieder etwas bedeuten würde. Den Brief an Jimmy hatte sie durch einen Boten geschickt, um sicher zu sein, daß er ihn bekam, während die Empörung noch lichterloh in ihr brannte. Jetzt konnte sie nichts anderes mehr tun, als in der Hitze still dazusitzen und stumpf auf ihren Schreibtisch zu starren. Sie ging nicht einmal zum Essen.

Gegen drei Uhr kam sie langsam wieder zu sich – genau zu der Stunde, als Harvey Bingham von der Polizeistation anrief, um zu melden, daß er den zweiten Gangster an einem Ort namens Walkers Ford erwischt habe. Aber Little Hermie konnte ihnen nichts mehr erklären. Als er angehalten wurde, hatte er versucht, sich durch Schüsse den Weg in die Freiheit zu bahnen, aber der Sheriff hatte ihn mit seinem alten Winchester-Armeegewehr erledigt. Mr. Richardson machte dazu nur eine kurze Bemerkung: »Warum, zum Teufel, hat man ihn umgebracht? Tot nützt er uns nichts mehr.«
Als die arme Mrs. McLeod diese Nachricht hörte, zog sie sich in ihr Zimmer zurück und weinte. Seit dem Augenblick, da sie die Treppe von McLeods Narrenturm heruntergekommen war und Mr. Richardsons blutüberströmtes Gesicht gesehen hatte, war sie wie gelähmt. Sie konnte nicht mehr klar denken. Sie konnte nicht einmal Aida einen Auftrag geben. Sie war mitten in der Nacht aufgewacht und hatte bis zum Sonnenaufgang wach gelegen. Die ganze Sache war ihr über den Kopf gewachsen. Als sie noch jung war, hätte sie vielleicht den Mut und die Energie gehabt, den Kampf zu Ende zu führen, aber jetzt war sie müde und verängstigt, glaubte, sie sei an allem schuld. Sie wußte nicht einmal, wohin dieser Kreuzzug führen konnte. Sie dachte: Ich bin zu alt, zu müde. Gaswerk-Marys Lokal ist zertrümmert, Jane ist unglücklich und hat alle Aussicht, eine alte Jungfer zu werden. Mr. Richardson hat man beinahe umgebracht, ein Mann liegt im Spital mit einer Kugel aus Jakes Pistole im Kopf, und dazu kommen noch viele andere Gewalttaten und Streitigkeiten. Doch Mr. Richardson schien das nichts auszumachen. Er arbeitete wie ein Biber und tat, als würde ihm Platteville genauso viel bedeuten wie ihr, als wäre Platteville seine Heimatstadt, ja, als wäre er ein McLeod. Dabei hatte sie doch nichts anderes gewollt, als aus Platteville eine schöne und saubere Stadt zu machen, wo alle glücklich, zufrieden und freundlich sein und einander lieben sollten.

Bis zu dem Augenblick, da die Zeitung in Druck ging, arbeitete Mr. Richardson mit Volldampf. Er hatte ständig neue Ideen, änderte die Aufmachung und schrieb neue, feurige Schlagzeilen. Der Augenblick war gekommen, das Böse zu vernichten und Gott für immer in Platteville triumphieren zu lassen. Diese Ausgabe des »Schild und Banner« mußte grandios sein, sie mußte sogar die einstigen journalistischen Trompetenstöße J. E.s und seines Vaters für die damalige Reform übertreffen. Es muß eine historische Ausgabe werden, sagte sich Mr. Richardson, deren Exemplare die Platteviller aufheben, um sie dereinst ihren Enkeln zu zeigen. Angreifen und wieder angreifen, das war seine Losung!

Um vier Uhr war es soweit, und nachdem der alte Zimmerman den letzten Stoß Bürstenabzüge fortgetragen hatte, atmete er auf und kippte einen Schnaps hinunter, worüber Willie Ferguson mehr als verwundert war.

Aber da kam eine neue Katastrophe.

Während der alte Zimmerman und Willie Ferguson tranken, öffnete sich die Tür, und Jacobi, der Drucker, trat ein. Sein Gesicht war kreidebleich, und in einer Hand trug er eine Metallstange, die völlig verbogen war. Er hielt sie ihnen unter die Nase und sagte: »Das ist ihr neuester Streich.«

»Was ist ihr neuester Streich?« fragte Mr. Richardson.

Jacobi schwang die Metallstange, die einmal ein Felgenring gewesen war. »Jemand muß sich gestern nacht in die Druckerei eingeschlichen und das in die Maschine gesteckt haben. Als wir sie in Gang setzten, hat diese verfluchte Stange das ganze Innere der Maschine herausgerissen.«

Richardson wurde schneeweiß und fragte: »Ist gar nichts zu machen?«

»Nichts«, sagte Jacobi, »die Maschine ist aufgerissen, sie ist vernichtet.«

»Diese Schweine«, murmelte Willie Ferguson.

Einen Augenblick schwieg Mr. Richardson. Dann kam ihm eine Idee. »Wir haben doch eine Handdruckpresse, nicht wahr?«

»Natürlich.«
»Wir werden eine Extra-Ausgabe auf der Handdruckpresse herstellen . . . nur eine einzige Seite, und werden sie auf den Straßen verteilen lassen.«
»Das dauert verflucht lange, eine Zeitung mit der Handdruckpresse herauszubringen.«
»Wir werden alle mithelfen«, sagte Mr. Richardson. »Sie haben versucht, uns außer Gefecht zu setzen – na, jetzt werden wir es ihnen aber zeigen, diesen Brüdern! Wir werden ihren Streich als Waffe benützen und einfach den Spieß umdrehen. Ich werde eine erregende Schilderung des Vorfalles schreiben, Zimmerman kann sie setzen, und wir werden sie auf den Straßen verteilen lassen, noch ehe der Fackelzug beginnt. Es ist gerade das, was wir gebraucht haben . . . es hätte nicht besser kommen können . . .«
Er ging rasch an seinen Schreibtisch, und nach einer Pause von wenigen Minuten begann er wie wild, den Artikel für die Handdruckpresse zu schreiben. Der alte Zimmerman sauste zwischen der Setzerei und der Redaktion hin und her und setzte seine Lettern fast so schnell, wie Mr. Richardson seinen Artikel schrieb. In einer halben Stunde war das Wunder vollbracht. Nach weiteren zwanzig Minuten arbeitete bereits die Handpresse. Die Zeitungsjungen wurden gerufen, und diese brachten wiederum andere Jungen, die ihnen halfen, die Ausgabe unentgeltlich überall in der Stadt zu verteilen, um ganz Platteville am Abend des großen Fackelzuges von dem Komplott gegen das »Schild und Banner« in Kenntnis zu setzen. Jeder, der zur Redaktion gehörte, bediente abwechselnd die Handpresse. Sogar Jane, deren Augen sich angesichts dieser neuen Glanzleistung von Mr. Richardson ein wenig belebt hatten, half mit.
Kurz nach sieben Uhr brachte ein Bote Jane einen Brief. Wortlos verschwand sie damit im Waschraum. Sie kannte die Schrift. Ihre Hand bebte, als sie den Umschlag aufriß.
Der Brief lautete:

»Liebe Jane, Du magst glauben, was Du willst. Aber ich wußte wahrhaftig nichts von diesen Gangstern und mein Vater auch nicht. Möge Gott mich auf der Stelle niederschlagen, wenn ich nicht die Wahrheit schreibe. Wahrscheinlich ist Hirsh der Schuldige. Jedenfalls ist er hinausgeflogen, doch das will nicht heißen, daß der Kampf beendet ist. Jimmy«

Während des Lesens hörte sie die Zeitungsjungen auf der Straße die mit der Handpresse gedruckte Ausgabe ausrufen. Sie faltete den Brief zusammen. Unbewußt spürte sie, daß trotz allem, was Jimmy und sein Vater tun mochten, der Kampf beendet sei, und plötzlich war sie wie von einer Zentnerlast befreit. Denn nun glaubte sie Jimmy. Sie kannte ihn. Er war Ire und abergläubisch, und er würde es nie wagen, Gott anzurufen, wenn seine Worte nicht wahr wären.

Um sieben Uhr dreißig begann sich der große Fackelzug auf einem Feld am Stadtrand, das dem Kirchenältesten Landon gehörte und nicht weit von der Dougherty-Villa lag, aufzustellen. Pfarrer Simpson, Landon und Mrs. Mabel Urquahart Jenkins übernahmen die Führung. Alle drei trugen auf der Brust große weiße Bänder mit der Aufschrift »Hauptordner« in Goldlettern. Sie hatten es nicht leicht, denn es hatten sich mehrere hundert Leute versammelt, manche in alten Cowboykostümen, manche als weiße Engel der Reinheit verkleidet, manche in ihren Alltagsgewändern, und viele trugen Plakate mit Inschriften wie »Säubert Platteville!« oder »Nieder mit Dougherty und seiner Bande«. Andere hatten Petroleumfackeln.
Um die Verwirrung noch größer zu machen, waren fünfzig bis sechzig Jungen erschienen, um sich das Schauspiel anzusehen. Sie hatten ihre Hunde mitgebracht, die ununterbrochen kläfften und rauften. Am Rande des Feldes machten drei Buben mit heißen Würstchen glänzende Geschäfte.

Fast eine Stunde lang versuchten die Ordner im Schweiße ihres Angesichts, Ordnung in das Tohuwabohu zu bringen, aber schließlich mußten sie sich geschlagen geben und Jim Newman um Hilfe bitten. Jim sattelte eines seiner Leichenwagenpferde und ritt durch die Menschenmenge. Bald hatte er mit Hilfe seiner durch ein Megaphon aus Packpapier verstärkten Stentorstimme das Gewimmel in eine Kolonne verwandelt, in der jeder seinen Platz fand.

Um ein Viertel vor neun Uhr machte sich der Zug mit Fackeln und wehenden Fahnen auf den Weg zum Marktplatz.

An der Spitze ritt Pfarrer Simpson ein wenig unsicher auf einem Schimmel und trug ein Kostüm, in dem er aussah wie eine Mischung von General Robert Lee und einem britischen Admiral. Gleich hinter ihm marschierten fast vollzählig die Millersviller Stadtmusiker. Hinter der Musikkapelle kam ein Bataillon baptistischer Damen, die als weiße Engel verkleidet waren und mit Musikbegleitung »Vorwärts, Soldaten Christi« sangen. Auf ihren Fersen folgte eine ganz weiß gekleidete Delegation der Platteviller Frauenvereine, geführt von Mrs. Mabel Urquahart Jenkins. Die Hälfte der Vereinsdamen trug Petroleumfackeln, die anderen große Banner mit Inschriften, die zum Kampf gegen Dougherty aufriefen. Das dritte Bataillon war offensichtlich falsch placiert. Es war eine Abordnung des Uferstadtviertels, von Gaswerk-Mary rekrutiert: Müßiggänger, Dockarbeiter und Stammkunden der »El Dorado«-Tanzbar, die ebenfalls Fackeln und Banner mit verschiedenen Aufschriften trugen.

Die Hälfte dieses Bataillons war leicht angetrunken, sie schlenderten und sangen unzüchtige Lieder, die sich mit den Klängen des Chores »Vorwärts, Soldaten Christi« vermischten. Mrs. Mabel Urquahart Jenkins an der Spitze der Vereinsdamen wurde rot vor Empörung, aber es war jetzt zu spät, die Reihenfolge der Bataillone zu ändern.

Hinter den Dockarbeitern folgten Engel, geführt von Pfarrer Burwash auf einem schwerfälligen Schimmel. Danach kamen

die Kornett-Bläser der Förstervereinigung und dahinter eine bunte Gesellschaft von Leuten, die sich im letzten Moment dem Zug angeschlossen hatten. Hinter ihnen marschierten Pfadfinder und Pfadfinderinnen, und den Abschluß bildete eine Delegation des Calamos-Bezirks, geführt von Jim Newman in einem offenen Landauer, der von Jims Leichenwagenpferden gezogen wurde.

Den ganzen Fackelzug entlang liefen Zeitungsjungen, die Freiexemplare des »Schild und Banner« verteilten, in dem der Angriff auf Mr. Richardson und die Zerstörung der »Schild und Banner«-Druckerpresse genau beschrieben waren.

Der Zug bog endlich in die Hauptstraße ein. Auf dem Marktplatz hatte sich eine riesige Menschenmenge versammelt, die den Festzug enthusiastisch begrüßte.

Unter den hellerleuchteten Fenstern des »Schild und Banner« standen die Redaktionsmitglieder. Auch Gaswerk-Mary war oben am Fenster. Sie hielt sich jedoch diskret im Hintergrund. Sie trank mit Willie Ferguson Whisky, schlug ihm unter den mißbilligenden Blicken seiner Frau auf die Schulter und rief begeistert: »Das wird der Bande den Todesstoß geben.«

Und Willie sagte: »Platteville hat sich seit der Siedlerzeit nicht so gut amüsiert.«

Nur Jane konnte sich nicht freuen. Schon seit geraumer Zeit hatte sie den aufsteigenden Groll der Stadt gefühlt, und heute abend empfand sie plötzlich furchtbare Angst. Die Parade und der Fanatismus der Menge schienen ihr unheildrohend. Sie ängstigte sich plötzlich um Jimmy und hoffte, er sei heute nicht in Platteville.

Die Doughertys beobachteten hinter den verdunkelten Fenstern der »News« den Umzug. Der alte Dougherty war sprachlos vor Staunen. Er hatte geprahlt, die Demonstration werde im Sande verlaufen. Aber sie wurde von den Ein-

wohnern bejubelt – auch von Leuten, von denen er geglaubt hatte, sie seien ihm ergeben, von Leuten, deren er Gefälligkeiten erwiesen hatte.
Indessen drängte sich Jimmy durch die Menge über die Straße und durch den Park zum Büro des »Schild und Banner«. Eine halbe Stunde lang hatte er am Fenster hinter seinem Vater gestanden. Er hatte die baptistischen und die methodistischen Engel vorbeiziehen sehen, die Frauenvereine, die Uferverteldelegationen und die alten Rancher. Er hatte beim Licht der Fackeln die beleidigenden Inschriften auf den Fahnen gelesen. Und langsam war die Wut in ihm hochgestiegen, eine wilde, glühende, irische Wut, die in ihm brannte wie Feuer. Er hatte nur noch den einen Wunsch, Richardson umzubringen, der an allem schuld war und ihm sein Mädchen weggenommen hatte.
Er zwängte sich durch die jubelnde Menge vor den Fenstern des »Schild und Banner« und rannte die Treppe hinauf zur Redaktion.
Dort am Fenster standen die Leute, welche die ganze Revolution angezettelt hatten und an den Beschimpfungen seines Vaters schuld waren . . . alle außer Jane. Er sah auf den ersten Blick, daß sie nicht dabei war.
Er durchquerte den Raum, ging geradewegs auf Richardson zu, packte ihn bei den Schultern und schrie: »Jetzt komm heraus, du elender Schuft, und kämpfe mit ehrlichen Waffen!«
Einen Augenblick sah ihn Mr. Richardson verdutzt an. Dann zog er ruhig seinen Rock aus und sagte: »Also gut, gehen wir.«
Jetzt erst wurde Mrs. McLeod sich bewußt, was geschah, und rief: »Mr. Richardson, bleiben Sie da! Oh, bleiben Sie da! Was sollen wir tun?«
Gaswerk-Mary aber beruhigte sie: »Seien Sie unbesorgt, ich gehe mit, um zu sehen, daß sie's fair abmachen! Ich kümmere mich um ihn. Nur keine Angst.«
Da schoß Jane aus einer Ecke hervor und schrie: »Jimmy! Jimmy! Tom! Tom!« und stürzte ihnen nach.

Aida, die von Mrs. McLeods Zimmer aus mit dem Sohn ihrer Cousine Athena dem Umzug zugesehen hatte, kam heraus und rief: »Wohin rennen die denn alle? Was ist geschehen?« Aber Jimmy und Mr. Richardson waren längst aus dem Haus. Mrs. McLeod blieb weinend und händeringend zurück und ließ sich von Willie, Myrtle Ferguson und dem alten Zimmerman trösten. Durch die verblüfften Fackelzugteilnehmer hindurch überquerten Mr. Richardson und Jimmy Dougherty die Straße in Richtung Marktplatz. Dort, vor dem Heldengedenkbrunnen, krempelten sie ihre Ärmel auf.

Es war ein großartiger Kampf. Jimmy war der geborene Kämpfer, und Mr. Richardson hatte seine breiten Schultern auch nicht umsonst. Sie gingen aufeinander los wie zwei junge Böcke, und sofort waren sie vom Pöbel der Stadt umringt, von Männern und Frauen aus dem Uferviertel und Mädchen aus der Franklin Street, die den Abend freibekommen hatten, weil ohnehin ganz Platteville mitmachte und niemand in der Franklin Street zu finden sein würde.

Im Straßengewühl verloren Gaswerk-Mary und Jane die beiden Kämpfer aus den Augen und irrten gut fünf Minuten suchend herum, bis sie durch die anfeuernden Zurufe zum Heldengedenkbrunnen hingelenkt wurden. Dort, im Halbdunkel, erblickten sie die zwei Gestalten, die einander kräftig mit den Fäusten bearbeiteten. Keiner hatte noch die Oberhand. Beide Gesichter waren gleich blutig, beide Hemden hingen gleichermaßen in Fetzen herunter. Die Zuschauermenge wuchs, und Gaswerk-Mary rief laut: »Zurück! Platz machen! Zurück!«

Dann plötzlich stand Jane mitten in dem Kreis, zwängte sich zwischen die beiden Männer und schrie: »Aufhören! Aufhören! Laß ihn in Ruhe! Laß ihn in Ruhe!«

Es war keineswegs klar, zu wem sie das sagte und für wen sie Partei ergriff. Aber dann trommelte sie auf einmal mit den Fäusten auf Mr. Richardsons nackte Brust und schrie in einem fort: »Aufhören! Lassen Sie ihn in Ruhe!« Und auf

einmal war der Kampf vorbei. In der plötzlichen Stille hörte die Menge, wie Jane Mr. Richardson zurief: »Sie sind an allem schuld! Es wäre nichts geschehen ... nichts wäre geschehen, wenn Sie nicht hergekommen wären!«
Dann säuberte sie mit ihrem Taschentuch Jimmy Doughertys Gesicht vom Blut. Bis jetzt hatten einige aus der Menge gegen Jimmy Partei ergriffen und ihn verhöhnt, aber der Anblick von Mrs. McLeods Nichte, die ihm zu Hilfe kam, brachte sie zum Schweigen, und man hörte nichts als ein dumpfes Gemurmel. Mary drängte mit einem Anflug jener Kraft, die sie besessen hatte, als sie noch ihr eigener Hinauswerfer war, die Leute aus dem Weg und kam Mr. Richardson zu Hilfe. Zugleich erschienen unverhofft drei Polizisten, umringten Mr. Richardson und riefen: »Sie sind verhaftet!«
Das war zuviel für Gaswerk-Mary. Sie überschüttete die Polizisten mit Flüchen. Aber Mr. Richardson brachte sie zum Schweigen, wischte sich das Blut aus den Augen und sagte: »Hören Sie mich an, Mary! Lassen Sie die Polizei mich ruhig verhaften!«
Er grinste mühsam mit seinen verschwollenen Lippen. »Ich komme mit! Wie lautet die Anklage?«
»Unruhestiftung und Herumlungern«, sagte einer der Polizisten.
»Und was ist mit ihm?« schrie Gaswerk-Mary und zeigte auf Jimmy Dougherty, der sich verlegen Janes Bemühungen zu entziehen versuchte. »Er hat angefangen.«
»Schweigen Sie«, sagte Mr. Richardson und wandte sich an die Polizei mit einer Märtyrermiene: »Los! Führt mich ab!« Dann schlug er selbst den Weg zum städtischen Gefängnis ein. Aber Gaswerk-Mary konnte sich nicht mehr beherrschen. Sie kletterte in ihrem Samtkleid auf die liegende Figur am Heldengedenkbrunnen, die den Krieg symbolisierte. Von dort zog sie sich noch höher hinauf und klammerte sich an die beiden Gestalten des Friedens und des Wohlstandes. Dann hielt sie eine Rede.
»Bürger von Platteville!« rief sie. »Sollen wir diese nieder-

trächtige Tyrannei noch länger erdulden? Sollen wir weiter diese Korruption und Schieberei mit ansehen? Sollen wir die abscheuliche, bösartige Verfolgung eines Ehrenmannes wie Mr. Richardson noch länger dulden?«
Die Arbeiter aus dem Uferviertel, die Damen aus der Franklin Street und viele brave, handfeste Bürger, die sich der Menge angeschlossen hatten, brüllten: »Nein! Nein!«
»Was wir brauchen«, schrie Gaswerk-Mary, »ist, was Platteville seit fünfzig Jahren nicht gehabt hat – wir brauchen einen Sturm auf das Gefängnis! Wer kommt mit, um Mr. Richardson aus dem Gefängnis zu befreien?«
Die Menge brach in wilden Jubel aus.
»Los! Entreißen wir ihn den Klauen der Polizei! Los! Wir werden Mr. Richardson befreien!«
Gaswerk-Mary kletterte herunter, und alles strömte zum städtischen Gefängnis: ein wilder Mob, der einen Helden befreien wollte. Die Menge stürmte über den Platz und auf die Straße, wo sich ihr die Teilnehmer des Fackelzuges anschlossen, der sich soeben vor dem Gerichtsgebäude auflöste. Schließlich drängten methodistische und baptistische Engel, Pfadfinder, Mädchen aus der Franklin Street, alte Rancher, Damen aus den Frauenvereinen und Dockarbeiter, alle von Mary angeführt, Schulter an Schulter zum Gefängnis.

Der Polizeichef von Platteville guckte durch eine Spalte in den stählernen Fensterläden hinaus und beobachtete eine Weile die Menge. Im matten Licht der verlöschenden Fackeln sah sie äußerst bedrohlich aus.
Hinter ihm, im Gefängnisbüro, grinste sein Gefangener, noch immer nur mit einer Hose und den Resten eines zerfetzten Hemdes bekleidet, und wischte sich das Blut aus dem Gesicht.
Plötzlich wandte sich der Polizeichef um und sagte: »Wenn Sie mit mir kommen, lasse ich Sie hinten durch den Kohlenkeller hinaus.«

Der Gefangene lachte auf. »Ich will aber nicht fortgehen«, sagte er.
»Was meinen Sie damit?«
»Mir gefällt es hier. Es ist so schön ruhig.«
Das brachte den Polizeichef aus der Fassung. Nun, da er seinen Gefangenen hatte, fürchtete er sich vor ihm. Er sah bei diesem Richardson einfach nicht klar. Er war klüger als der alte Dougherty, klüger als Hirsh, klüger als Flynn, klüger als irgend jemand in der Stadt. Da fiel Harvey Bingham plötzlich ein, daß die ganze Geschichte vielleicht wieder ein Trick sein könnte, daß Richardson sich absichtlich hatte verhaften lassen, nur um sie alle zum Narren zu halten.
Er guckte wieder durch die Spalten der Läden, und diesmal sah er, daß die Leute, von Gaswerk-Mary angefeuert, sich irgendwo einen Eisenträger beschafft hatten und versuchten, damit die Gefängnistore einzustoßen. Rancher, Farmer, Engel, Pfadfinder, ja sogar Pfarrer Burwash und Pfarrer Simpson halfen mit. Mary, deren Hut ganz nach hinten gerutscht war, schrie: »Los, Jungen! Wir haben die Türe im Handumdrehen eingedrückt!«
Dem Polizeichef wurde ungemütlich zumute. Er wandte sich um und sagte: »Nun seien Sie doch vernünftig und schlüpfen Sie durch den Kohlenkeller hinaus!«
»Nein«, sagte Mr. Richardson, »ich will nicht.«
Noch bevor der Polizeichef etwas erwidern konnte, gab es einen gewaltigen Krach, denn der Träger stieß gegen das Tor. Dem ersten Schlag folgte ein zweiter und dritter und vierter. Harvey Bingham, der kein Neuling war, wußte, wozu ein Platteviller Mob fähig war.
Zwischen den dröhnenden Schlägen sagte er: »Ich gebe Ihnen eine letzte Chance.«
»Nein«, sagte Mr. Richardson, »ich bleibe, wo ich bin.«
»Schön«, sagte der Chef, »dann mache ich mich durch den Kohlenkeller aus dem Staub.«
Da gab das Stahltor des Gefängnisses nach. Aber noch ehe

die Menge hereinstürmen konnte, waren der Polizeichef und drei Polizisten verschwunden und durch das Fenster des Kohlenkellers in die Market Street entkommen.
Mr. Richardson, zerschunden, blutig und halb nackt, wartete im Büro des Polizeichefs, um Mary und ihre Kohorten zu empfangen.

Inzwischen hatte an einer andern Ecke des Platzes eine ähnliche Flucht durch eine ähnliche Hintertüre stattgefunden. Mr. Winterbottom, der alte Dougherty und Mr. Hirsh flohen über die Hintertreppe der »News« hinunter und quer über einen Hof. Als sie über einen Zaun geklettert waren und die Seitengasse erreicht hatten, verschwand Mr. Hirsh im Dunkeln. An der Ecke sah Mr. Winterbottom den alten Dougherty an und sagte verstört: »Also, gute Nacht.«
»Gute Nacht«, knurrte der alte Dougherty, und jeder ging seines Weges.
Mr. Hirsh hielt sich sicherheitshalber im Dunkeln und betrat durch den Kücheneingang das Hotel Beauregard. Zu seinem Glück befand sich ganz Platteville jetzt vor dem Gefängnis, und die Straßen waren verlassen. Er lief auf sein Zimmer und packte einen Handkoffer. Nach einer halben Stunde hielt er sich bereits im Toilettenraum des Bahnhofes versteckt, wo er die Ankunft des 12.21-Uhr-Zuges nach St. Louis abwartete. Als das Pfeifen des Zuges ertönte, ergriff er seinen Handkoffer, öffnete die Türe – und rannte geradewegs in die Arme zweier erbarmungslos aussehender Männer. Der eine packte ihn an den Armen, und der andere sagte: »Guten Abend, Mr. Sulzberger, ich bedaure, daß wir Ihre Abreise stören müssen.« Mr. Hirsh sah plötzlich wie eine in die Enge getriebene Ratte aus. Sein lippenloser Mund zog sich zusammen, und die Augen traten ihm aus den Höhlen.
»Was wollen Sie denn? Lassen Sie mich los. Ich heiße nicht Sulzberger. Ich muß den Zug erreichen.«

»Keine Sorge, Sie werden ihn nicht versäumen«, sagte einer der Männer, »nur werden Sie nicht allein reisen, sondern in Gesellschaft.«
»Was liegt gegen mich vor?«
»Eine ganze Menge«, sagte der andere Mann.
Mr. Hirsh gab plötzlich jeden Widerstand auf. »Lassen Sie mich los, ich komme von selbst.«
Als sie den Zug bestiegen, fragte er kleinlaut: »Woher wußten Sie, wo ich war?«
»Ein Vöglein hat es uns gesagt.«
Mr. Richardson hatte sein Telegramm auf gut Glück aufgegeben. Gaswerk-Mary hatte gesagt: »Mit Hirsh stimmt etwas nicht«, und sie hatte recht gehabt.

Als die Polizei erschien, dachte keiner mehr an das sonderbare Schauspiel, das sich ihnen geboten hatte, als Mrs. McLeods Nichte dem Sohn des alten Dougherty Erste Hilfe leistete. Denn Gaswerk-Mary lenkte die ganze Aufmerksamkeit auf sich, und Jimmy Dougherty, dessen irische Wut sich gelegt hatte, empfand plötzlich nur noch den einen Wunsch, sich fortzuschleichen und zu verschwinden. Wortlos ging er zum Musikpavillon. Jane folgte. Dort im Dunkel waren sie ganz allein, denn die Menge, geführt von Mary, war schon auf dem Wege zum Gefängnis.
Die beiden standen einander schweigend gegenüber. Jane versuchte, mit einem Stück seines zerfetzten Hemdes das Blut zu stillen, das aus seiner aufgerissenen Lippe floß. Bis jetzt war ihnen in der Hitze des Gefechtes der Vorfall gar nicht so sonderbar erschienen; aber nun, da sich der Platz geleert hatte, standen sie verloren da, und plötzlich wurden sie verlegen und scheu.
Jimmy sagte: »Mir hat es nichts gemacht.«
»Bestimmt nicht?«
Dann folgte eine lange Pause.

Sie waren wieder Freunde und doch keine Freunde. Ja, die Situation war sogar schlimmer als vorher, nun, da Mr. Richardson ins Gefängnis geschleppt worden war und der Kreuzzug erbitterter geführt wurde denn je.
Jimmy sagte kühl: »Ich glaube, es ist das beste, du gehst jetzt zurück in die Redaktion.«
»Ja, du hast recht«, antwortete sie, und ihre Stimme klang gleichgültig.
»Und ich gehe zurück zur ›News‹.«
»Gute Nacht«, sagte Jane.
»Gute Nacht.«
Jane ging wieder über den leeren Platz, zurück in die Redaktion des »Schild und Banner«. In der Ferne konnte sie das Geschrei der Menge hören und das Dröhnen von Stahl gegen Stahl, als Gaswerk-Marys Anhänger das Gefängnis stürmten. Das erinnerte sie an ihre Kindheit, als in Millersville einer gelyncht wurde und sie mitten in der Nacht aufgewacht war und bis zum Morgengrauen zitternd in ihrem Bettchen gelegen hatte.
Sie dachte: Ich muß zurückgehen und ihm sagen, er solle sich aus dem Staub machen. Auch der alte Dougherty muß verschwinden. Dieser Mob ist zu allem fähig.
Sie kehrte um und rannte zurück, aber als sie beim Musikpavillon ankam, war Jimmy bereits verschwunden. Sie lief bis zum Dougherty-Block, doch das ganze Gebäude war in Dunkel gehüllt. Voller Schrecken hämmerte sie gegen das Tor. Ihre Rufe hallten auf dem leeren, stillen Platz wider, und niemand gab ihr Antwort.
Vom Fenster des »Schild und Banner« aus sahen Mrs. McLeod und Aida die Leute vom Gefängnis zurückkehren. Die Engel, die zweifelhaften Damen und die Rancher trugen noch schwelende Fackeln, und in ihrer Mitte, auf den Schultern von drei oder vier Ranchern, erschien plötzlich die Gestalt Mr. Richardsons, jetzt nur noch mit ein Paar Hosen bekleidet. Aida beugte sich aus dem Fenster und brüllte: »Kommt!

Macht vorwärts!« Und Mrs. McLeod flüsterte sie zu: »Was habe ich Ihnen gesagt, als dieser Junge zu uns kam? Niemand kann ihn kleinkriegen! Er ist zu gerissen.«
Vor dem »Schild und Banner« blieb der Mob jubelnd und singend stehen. Mr. Richardson glitt von den Schultern der Rancher herunter und bahnte sich einen Weg zur Treppe. Dann kletterte Gaswerk-Mary auf einen Hydranten und schrie: »Dreimal Hoch für Vinnie McLeod!« Die Menge jubelte. Mrs. McLeod traten wieder die Tränen in die Augen, und plötzlich war der Redaktionsraum hinter ihr voller Freunde und Bewunderer ...
Willie Ferguson nahm den Whisky aus der untersten Lade und reichte ihn herum, und als die Flasche leer war, schickte Jim Newman den Sohn von Aidas Cousine in die Hennessy-Bar, um noch eine Flasche zu holen.
Aufgeregt und wie verjüngt hob Willie die Flasche hoch über seinen Kopf und rief: »Diesmal haben wir ihnen gezeigt, wer Platteville regiert. Dreimal Hoch für Mr. Richardson!«
Gegen ein Uhr löste sich die Gesellschaft im Büro auf, und die Menge auf der Straße machte sich auf den Heimweg. Zum Schluß blieb niemand im Büro als Mrs. McLeod und Mr. Richardson, die einander gegenübersaßen. Mrs. McLeod schlug vor: »Gehen wir lieber heim, damit ich ein Stück rohes Kalbfleisch auf Ihr Auge legen kann, sonst sieht es morgen fürchterlich aus.«
»Das macht mir keine Sorge. Ich möchte lieber wissen, was aus Jane geworden ist.«
»Sie ist sicher nach Hause und zu Bett gegangen. Ich habe sie in der Aufregung ganz vergessen.«
Er erzählte nichts von der Szene beim Gedenkbrunnen, wo Jane seine nackte Brust mit Fäusten bearbeitet hatte.
»Die ganze Sache war für sie nicht leicht ...«, sagte Mr. Richardson.
Dann stand Mrs. McLeod mit einem Ruck von ihrem Stuhl auf und sagte: »Ich hatte ganz vergessen ... es ist ein Tele-

gramm für Sie gekommen.« Sie gab ihm das Telegramm, er riß es auf und übergab es ihr lächelnd.
Sie las: »Verleger bietet Vorschuß fünftausend Dollar. Stop. Sollen wir Filmrechte verkaufen. Stop.«
Mrs. McLeod sank in einen Stuhl.
»Was habe ich Ihnen gesagt?« fragte Mr. Richardson.
Mit schwacher Stimme hauchte sie: »Ich weiß nicht, mir schwindelt. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.«
»Trinken Sie etwas!« sagte Mr. Richardson und goß ihr Bourbon in einen Papierbecher.
Dann erschien Jane. Sie sah zerzaust und gedemütigt aus. Einen Moment blieb sie blaß und zögernd an der Türe stehen, als wüßte sie nicht, sollte sie hereinkommen oder fliehen. Mrs. McLeod und Mr. Richardson blickten sie erwartungsvoll an, und für ein paar Sekunden herrschte peinliches Schweigen.
Dann sagte Jane mit einer fremden, unterwürfigen Stimme: »Ich bitte um Verzeihung, es tut mir schrecklich leid. Ich glaube, ich muß den Kopf verloren haben. Ich schäme mich fürchterlich.«
»Denken Sie nicht mehr daran«, sagte Mr. Richardson. »Noch nie habe ich Prügel so genossen.«
»Was ist los?« fragte Mrs. McLeod. »Jimmy Dougherty hat Sie doch nicht etwa verprügelt?«
»Nein«, sagte er, »aber Jane wollte mich verprügeln.«

Sie waren jetzt alle drei müde: von der Aufregung und vom Überschwang der Gefühle, welche die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden geweckt hatten. Sie waren so müde, daß sie im Taxi, das Mr. Richardson herbeigerufen hatte, während des ganzen Heimweges kein Wort wechselten.
Endlich, als sie zu Hause angekommen waren und Mrs. McLeod Jane mit Mr. Richardson in der großen Halle allein gelassen hatte, weil sie mit Aida sprechen wollte, nahm sich

Jane zusammen und sagte mit größter Selbstüberwindung: »Es tut mir schrecklich leid, daß ich mich so dumm benommen habe.«

Ungerührt erwiderte er: »Machen Sie sich darüber keine Gedanken.«

»Jedenfalls«, sagte sie, »danke ich Ihnen, daß Sie sich für mich geschlagen haben. Ich weiß das zu schätzen.«

Mr. Richardson grinste aufreizend. Das eine seiner Augen war ganz geschwollen, und an seiner Wange bemerkte sie zum erstenmal drei lange Kratzer. Auf seinem nackten Oberkörper trug er nichts als seinen Rock. Er sah so wild und zerschunden aus, daß sie gelacht hätte, wenn sie durch sein Grinsen nicht ernüchtert worden wäre.

»Ich habe mich nicht für Sie geschlagen«, lachte er. »Wie kommen Sie darauf?«

Janes Augen blitzten. »Wofür haben Sie sich dann geschlagen?«

»Erstens, weil Jimmy Dougherty sich unbedingt schlagen wollte und es so ernst meinte, daß ich ihn nicht enttäuschen wollte. Und zweitens«, fuhr er mit seiner sanften, aber ironischen Stimme fort, »habe ich mich für ein Prinzip geschlagen.« Er mußte die Verblüffung auf ihrem Gesicht bemerkt haben, denn er wiederholte: »Nein, Sie hatten wirklich nichts damit zu tun. Ich weiß, daß Frauen immer gerne alles auf sich beziehen, aber das war ein rein abstrakter Kampf auf einer hohen ideellen Ebene.«

Jane setzte sich auf einen Stuhl. Ihre Schüchternheit war verschwunden. »Sie sind abscheulich«, sagte sie. »Sie sind ein abscheulicher, gemeiner, kaltherziger Yankee.«

Mr. Richardson fuhr unbekümmert fort: »Ich sage nicht, daß ich mich nicht eines Tages ernstlich um Sie hätte bewerben können, aber zwei Gründe sprechen dagegen. Erstens, daß zwei Menschen nicht weniger zusammenpassen könnten als wir, und zweitens, daß ich mit einem Mädchen aus Boston so gut wie verlobt bin. Sie ist es, die mir täglich schreibt.«

»So«, sagte Jane.

Beide überkam jetzt die Müdigkeit, und um zu zeigen, daß er ihr völlig gleichgültig sei, nahm Jane ihren Hut ab, wandte sich zum Spiegel und tat so, als wäre ihr im Augenblick nichts wichtiger als ihr Haar. Dabei sah sie aber über ihre Schultern im Spiegel sein zerschundenes, spöttisches Gesicht. Mit einem wenig überzeugenden Ausbruch der Empörung sagte sie: »Weshalb haben Sie mich dann in dem Glauben gelassen, Sie interessierten sich für mich?«
»Das habe ich nicht getan.«
»Sie haben versucht, im Kino meine Hand zu halten.«
»Ich sagte Ihnen gleich, daß es nichts zu bedeuten habe. Ich war nur ein wenig einsam.«
»Auf jeden Fall finde ich das alles recht geschmacklos.«
»Und jetzt werde ich Ihnen etwas anderes sagen«, erwiderte Mr. Richardson. »Sie müssen jetzt endlich Vernunft annehmen, oder Sie werden Jimmy Dougherty verlieren. Kein Mann kann auf die Dauer solche Launen vertragen.«
»Ich war immer bei Vernunft, und ich gebe keinen Pfifferling dafür, Jimmy Dougherty je wiederzusehen.«
Mr. Richardsons Augen glänzten erneut voller Spott. »Nein«, sagte er, »das können Sie mir jetzt nicht mehr weismachen. Sie haben es bereits früher versucht, und ich bin nicht darauf hereingefallen, und nun können Sie es schon gar nicht – nicht, nachdem Sie mich verprügelt haben.« Er schlug den Kragen seines Rockes zurück, ließ seine nackte Brust sehen und sagte mit übertriebener Bescheidenheit: »Ich werde eine Woche lang grün und blau sein.«
Jane sagte nur: »Sie sind ein Scheusal«, und begann zu weinen.
»Nicht weinen«, bat er und legte seine Hand auf ihre Schulter. Sie schüttelte sie wütend ab und sagte: »Ich weine nur, weil ich so müde bin.«
»Ich habe auch nicht vermutet, Sie täten es aus einem andern Grund.«
Dann wandte sich Jane ihm plötzlich zu und sagte: »Wie schaut sie aus – das Mädchen, meine ich. Sieht sie mir ähnlich?«

»Nein«, sagte er lächelnd. »Ihr seid zwei völlige Gegensätze.« Er zwinkerte mit den Augen. »Sie ist eine Weltverbesserin wie ich. Sie hat sehr viel gesunden Menschenverstand.«
»Kein Weltverbesserer hat gesunden Menschenverstand«, entgegnete Jane.
Mr. Richardson lachte wieder. »Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht sind es gerade deshalb Weltverbesserer.«
Dann dröhnte Aidas Stimme durch das verdunkelte Speisezimmer: »Wenn ihr nicht kommt, gibt's eine Haut auf eurem Kakao!«

Am nächsten Morgen schliefen alle sehr lange, weil man mit der Handpresse nur eine Ausgabe machen konnte, die Mr. Richardson ganz allein verfaßte. Sie sollte nach dem Essen erscheinen. Um elf Uhr wurde Mrs. McLeod zum Telefon gerufen. Die Stimme kam ihr sofort bekannt vor, als sie sagte:
»Guten Morgen.«
»Guten Morgen.«
»Hier W. M. Dougherty.«
»Oh«, machte Mrs. McLeod, und einen Augenblick lang wurde sie wieder von Entsetzen gepackt. Wollte er sie wegen des Sturms auf das Gefängnis verhaften lassen, wollte er behaupten, daß sie bankrott sei, daß er sie wegen Verleumdung anklagen oder einfach, daß er sie ermorden lassen werde? Sie sammelte sich und sagte mit zitteriger Stimme:
»Ja . . . was wünschen Sie?«
»Ich möchte Sie sprechen, wann paßt es Ihnen?«
Sie hörte sich antworten: »Oh, wann Sie wollen . . . wann Sie wollen . . .«
»Ginge es jetzt gleich?«
»Gewiß.«
»Ich möchte Sie aber allein sprechen.«
»Das wird schon gehen.«

»Ich will aber nicht in Ihr Büro kommen, und ich vermute, Sie wollen nicht in meines kommen.«
»Warum besuchen Sie mich nicht hier ... in McLeods Narrenturm? Da wären wir ganz ungestört.«
»Gut«, sagte W. M. Doughertys Stimme, »ich komme sofort.«
Kaum hatte sie den Hörer aufgelegt, wurde sie von neuen Zweifeln und Ängsten befallen. Sie hätte nicht nachgeben sollen. Vielleicht wollte er sie nur einschüchtern oder wieder zum Narren halten. Sie glaubte, daß er ihr seinen Willen aufzwingen, sie dazu bringen könnte, den Kreuzzug abzublasen, die Stadt zu verlassen und ihm ihre Zeitung zu verkaufen.
Sie wusch ihr Gesicht, kämmte sich, ging zu Mr. Richardsons Türe und pochte mehrmals an, aber niemand antwortete ihr. Als sie die Türe öffnete, fand sie das Zimmer leer.
Mit einem Male wurde der Wunsch, Mr. Richardson zu finden, zu einem unwiderstehlichen Zwang. Sie eilte die Treppe hinunter in die Küche, doch Aida wußte nichts von ihm, außer, daß er ein kräftiges Frühstück gegessen hatte und vor einer Stunde ausgegangen war.
»Er muß im Büro sein«, sagte Mrs. McLeod, aber als sie Myrtle Ferguson anrief, hieß es, er sei überhaupt nicht in die Redaktion gekommen. Ganz verängstigt dachte sie: Vielleicht ist er nur ein wenig spazierengegangen und kehrt gleich zurück. Jedenfalls muß ich mich jetzt ankleiden. Ich kann ja den alten Dougherty nicht so empfangen. Und während des Ankleidens sagte sie sich ständig: »Ich darf nicht den Kopf verlieren, ich darf nicht den Kopf verlieren. Ach, warum muß Mr. Richardson auch gerade dann fort sein, wenn ich ihn am dringendsten brauche?«
Da klingelte es auch schon energisch an der Haustüre, und einen Augenblick fürchtete sie, ohnmächtig zu werden.
Aida öffnete. Beim Anblick Mr. Doughertys wurde ihr schokoladefarbiges Gesicht quittengelb, und sie dachte nur: Er hat von den Männern im Keller erfahren und kommt, um uns zu verhaften.

Aber er sah gar nicht beängstigend aus und sagte: »Ich habe eine Verabredung mit Mrs. McLeod.«
»Kommen Sie nur herein . . . kommen Sie nur herein«, sagte Aida. Sie führte ihn in J. E. McLeods Bibliothek, die zum Unterschied von der Bibliothek in dem Riesenhaus an der Fleming Avenue mit Büchern vollgestopft war. Der Anblick so vieler Bücher schüchterte ihn ein wenig ein. Bücher gehörten zu den wenigen Dingen in der Welt, vor denen er Ehrfurcht hatte.
Pochenden Herzens stieg Mrs. McLeod die Treppe hinunter und öffnete die Türe zur Bibliothek. Da saß er großmächtig in einem der abgenutzten Ledersessel. (Was sollte sie sagen? Was sollte sie tun?) Er stand sofort auf, als sie eintrat, und sie bemerkte, daß er keinesfalls so brutal war, wie sie es sich seit dem Telefonanruf vorgestellt hatte. Er sah im Gegenteil müde und abgearbeitet aus – und er war verlegen.
»Sie waren wohl etwas erstaunt, als ich Sie heute morgen anrief?«
»Ja«, sagte Mrs. McLeod so kühl wie möglich. »Was kann ich für Sie tun? Wollen Sie nicht Platz nehmen?«
»Danke«, sagte Mr. Dougherty und setzte sich wieder. »Ich wollte nur mit Ihnen sprechen . . . um zu sehen, ob wir die Geschichte nicht einrenken können.«
Wie durch ein Wunder hatte sie plötzlich keine Angst mehr und wußte, daß man sie nicht zum Narren halten würde. Vielleicht war es der Gedanke an die fünftausend Dollar vom Verleger oder das Gefühl, daß Mr. Richardson jederzeit kämpfen würde, um die Dinge in Ordnung zu bringen und sie zu beschützen. Daher sagte sie mit einer ungewohnten Würde: »Was meinen Sie mit . . . die Geschichte einrenken?«
Er zündete sich eine Zigarre an, ehe er erwiderte: »Ich dachte, wir könnten in dieser ganzen Angelegenheit zu einem Kompromiß kommen.«
Man sah, daß ihm jedes Wort schwerfiel. Nicht, weil er noch nie einen politischen Handel abgeschlossen hatte. Das hatte

er sogar häufig getan, aber immer zu seinen eigenen Bedingungen, jetzt jedoch stand er – der unbesiegbare W. M. Dougherty – nicht einmal einer Gruppe oder einer Persönlichkeit gegenüber, die stärker war als er selbst, sondern einer Frau, und noch dazu einer alten, schrullenhaften Frau. Vor ihm saß Mrs. McLeod ganz vorn auf dem Stuhlrand. Plötzlich war sie wieder voller Angst, weil sie nichts von Politik verstand. Ich darf weder ja noch nein sagen, dachte sie, ich muß immer antworten, daß ich es mir überlegen werde. Darum entgegnete sie: »Machen Sie mir bitte einen präzisen Vorschlag.«

Es war ein wunderbares Gefühl, mit W. M. Dougherty so von oben herab zu sprechen. Sie mußte an die ungezählten Male denken, da sie ihn in seinem Büro aufgesucht hatte, um Neuigkeiten zu sammeln, und daran, wie man sie begönnert und mit dem Gefühl fortgeschickt hatte, die alte Närrin mal wieder versöhnt zu haben. Das war jetzt dank Mr. Richardson alles ganz anders geworden. Er war bei ihr, wann immer sie ihn brauchte – als wäre er ihr Sohn, gerade der Sohn, den sie sich so lange erträumt hatte.

W. M. zog nachdenklich an seiner Zigarre, dann schwang er ein Bein über das andere und erklärte vertraulich: »Ich will Ihnen etwas sagen, Mrs. McLeod. Ich glaube nicht, daß Sie eine sehr raffinierte Frau sind, aber Sie sind eine verständnisvolle Frau, und daher will ich offen mit Ihnen sprechen.« Er besann sich wieder einen Augenblick und sagte schließlich: »Es liegt alles weit zurück. Es datiert aus jener Zeit, da ich ein Kind von sechs Jahren war und zum erstenmal den Boden dieses Landes betrat. Bis dahin hatte ich nie genug zu essen, und als ich sechs Jahre alt war, fuhr mein Vater mit uns nach Amerika, weil auf unserem Fleckchen Erde nicht einmal mehr Kartoffeln wuchsen. In Amerika aß ich mich zum erstenmal satt. Die Eltern und wir sieben Kinder schliefen in zwei Zimmern in einer Mietskaserne in Süd-Boston. Dort habe ich meine politischen Kenntnisse erworben. Ich brauchte nachher

nichts mehr hinzuzulernen.« Er nahm die Zigarre aus dem Mund und sagte: »Haben Sie Zeit? Ich möchte Ihnen nämlich eine längere Geschichte erzählen.«
»Ja«, sagte Mrs. McLeod, »ich habe eine Menge Zeit. Wir können ohnehin die Zeitung nicht herausgeben, da die Druckerpresse zerstört ist.«
Darauf runzelte er die Stirne und sagte: »Sie können mir glauben oder nicht, aber ich habe nichts davon gewußt, doch kann ich mir denken, wer es getan hat. Derjenige ist bereits entlassen. Aber ich wollte Ihnen etwas anderes sagen.« Er räusperte sich verlegen: »Ich weiß nicht, warum ich Ihnen all das erzähle. Ich habe es bisher niemandem gesagt, außer Jimmy.«
»Fahren Sie nur fort«, sagte Mrs. McLeod. Sie wurde ein wenig verlegen. In dem großen, abgenutzten Ledersessel wand und krümmte sich der alte Dougherty, als würde ihm die Anstrengung, sich ihr anzuvertrauen, körperliche Schmerzen bereiten.
»Bitte fahren Sie fort«, wiederholte sie, um ihm das Reden zu erleichtern. Und nun erzählte er ihr die ganze Geschichte, die er Jimmy an jenem Abend erzählt hatte, als der Junge betrunken nach Hause gekommen war. Er erzählte ihr von seiner Ehe, vom Tod seiner Frau und von seinem Ehrgeiz, aus Jimmy einen Gentleman zu machen, und davon, wie er den Jungen vernachlässigt hatte, nur um noch mehr Geld zu verdienen, damit Jimmy auch wirklich wie ein Gentleman leben konnte.
»Ich habe gewiß ab und zu Dinge gemacht, die nicht gerade einwandfrei waren, aber ich habe immer versucht, Jimmy aus dem Spiel zu lassen. Er wußte eigentlich nichts von alldem, bis er es gedruckt im ›Schild und Banner‹ las. Das gab ihm einen Schock. Er war lange Zeit hindurch ganz verändert, aber er wollte seinen Vater in der Not nicht im Stich lassen. Das war sehr anständig von ihm. Wäre er ein guter Politiker, so hätte er mich aufgegeben, aber er hat kein Talent für die

Politik. Er ist ein Hitzkopf und steckt voll verrückter Ideen. Er schlägt der Mutter nach. Ich glaube, Jimmy hat in den letzten Monaten viel durchgemacht – wegen der Kampagne im ›Schild und Banner‹, aber auch wegen Ihrer hochmütigen Nichte.«
»Oha«, sagte Mrs. McLeod und horchte auf, »er hat wegen Jane gelitten . . . ich meine . . . im Ernst?«
»Sie sollten doch den Jungen ebenso gut kennen wie ich. Die ganze Geschichte hat ihn völlig krank gemacht. Er muß zwanzig Pfund abgenommen haben.«
Mrs. McLeod traten die Tränen in die Augen. Aber gleichzeitig dachte sie: Ich darf mich nicht wieder zum Narren machen lassen. Wahrscheinlich spricht er nur so, um etwas aus mir herauszubekommen. Doch ihre Tränen vermochte sie trotz dieser Gedanken nicht zurückzuhalten.
»Wissen Sie«, fuhr Dougherty fort, »ich habe endlich eingesehen, daß ich kein Recht habe, den Jungen weiter unglücklich zu machen. Ich bin fünfundsechzig Jahre alt und habe das Leben in vollen Zügen genossen. Jetzt ist er an der Reihe, und ich muß ihm seine Chance geben – aber nicht, weil ich müde bin oder mich geschlagen gebe oder keinen Kampfgeist mehr habe. Glauben Sie das ja nicht. Ich tue es nur ihm zuliebe. Wenn er nicht wäre, würde ich kämpfen, bis ich Ihre Zeitung zugrunde gerichtet hätte. Aber sehen Sie, wenn ich jetzt verschwinde und einen Strich unter die ganze Geschichte mache, so ist er frei. Und nun werde ich Ihnen sagen, was ich vorhabe. Ich sehne mich schon lange danach, ein wenig zu fischen und Hufeisen zu werfen. Ich fahre morgen nach Daytona und werde eine Zeitlang dort bleiben, vielleicht für immer. Die Demokratische Partei kann von mir aus zum Teufel gehen. Und so wird die Stadt Ihnen, dem Pfarrer Burwash, Mr. Richardson und Gaswerk-Mary überlassen bleiben.«
Mrs. McLeod war noch weiter an den Rand ihres Stuhles vorgerückt. Sie glaubte, ihr Herz müsse zerspringen, Sieg!

Sieg! Was sie jahrelang kaum zu träumen gewagt hatte, war Wirklichkeit geworden.
»Es ist nur wegen Jimmy«, hörte sie ihn sagen. »Wenn ich abdanke, dann können Ihre Nichte und er wieder zusammenkommen. Und wenn ich in Daytona bin, braucht er sich wegen mir nicht mehr zu schämen.«
»O nein«, sagte Mrs. McLeod. »Ich bin fest davon überzeugt, daß er sich Ihretwegen nie geschämt hat.«
»Doch, doch. Und es wundert mich nicht einmal. Ich an seiner Stelle würde mich auch schämen. Er kann nichts dafür. Wenn er mag, kann er ja ab und zu nach Daytona kommen, und vielleicht kommt sie mit. Sie ist ein liebes kleines Ding – einfach entzückend, trotz ihrer Hochnäsigkeit.« Er drückte das Ende seiner Zigarre an der kupfernen Jardiniere neben sich aus und sagte: »Nein, alles, was ich von Ihnen und Ihren Leuten möchte, ist das Versprechen, daß Sie die ganze Sache abblasen, wenn ich mich von der Platteviller Politik zurückziehe. Die Klagen und Beschuldigungen müssen aufhören.«
Einen Augenblick schwieg Mrs. McLeod. Er legte die Entscheidung in ihre Hand, und sie mußte ihm antworten. Am liebsten hätte sie gesagt: »Natürlich werden wir alles abblasen.« Dann wäre es mit all dem Haß endlich vorbei, es gäbe wieder Ruhe und Frieden, Jane und Jimmy könnten einander wiedersehen, und Jane würde glücklich. Aber die Angst vor Mr. Richardson hielt sie zurück, die Angst vor seinen Vorwürfen und die Angst, in seinen Augen wieder als alte Närrin zu erscheinen. Darum sagte sie nur: »Ich glaube, es wird sich machen lassen, aber ich muß zuerst mit Mr. Richardson sprechen.« Sie versuchte, eine gewitzte Miene aufzusetzen, es wirkte jedoch mehr, als würde sie Grimassen schneiden.
»Dieser Richardson«, sagte der alte Dougherty, »sollte die politische Laufbahn einschlagen.«
»Ja«, sagte Mrs. McLeod ein wenig selbstzufrieden, als wäre sie für Mr. Richardson verantwortlich, »er ist sehr gescheit.«

»Ich möchte Sie etwas fragen«, sagte der alte Dougherty.
»Was?« fragte Mrs. McLeod.
»Wer ist er, und woher kommt er?«
»Er ist Journalist und kommt aus New York.«
»Was hat er hier als Arbeitsloser gemacht, als er wegen Landstreicherei verhaftet wurde?«
»Er war nicht arbeitslos, er hat gearbeitet«, sagte Mrs. McLeod.
W. M. Dougherty machte ein erstauntes Gesicht. »Gearbeitet? Was denn?«
»Er schrieb ein Buch über die schlechte Behandlung der Arbeitslosen.«
Der alte Dougherty dachte einen Augenblick über diese unerwartete Antwort nach. Dann verengten sich seine Augen, und seine Lippen kräuselten sich vor Verachtung. »Ich verstehe«, sagte er, »einer von diesen Radikalen.«
»Mag sein«, sagte Mrs. McLeod.
»Er ist verrückt, vollständig verrückt, aber er ist ein verdammt guter Journalist.«
W. M. stand auf und nahm seinen Hut. »Ich will Sie nicht länger aufhalten«, sagte er. »Ich möchte nur betonen, daß nichts gegen mich vorliegt. Ich gehe nur wegen Jimmy fort. Wenn Jimmy nicht wäre, würde ich hierbleiben und Sie noch unterkriegen.«
»Vielleicht.«
Er ging zur Türe und blieb dort stehen. »Das einzige, wovor ich mich fürchte, ist, daß es womöglich schon zu spät ist, die Sache zwischen ihm und Ihrer Nichte noch einzurenken. Er hat einen verteufelten Stolz – und sie auch.«
»Ja, den hat sie«, sagte Mrs. McLeod.
Er blickte sie zweifelnd und zugleich bittend an und sagte: »Sie würden sich einer Ehe zwischen den beiden nicht widersetzen, nicht wahr?«
»Nein«, sagte Mrs. McLeod. Diese Ehe war im Augenblick ihr höchster Wunsch. Sie konnte diesen entsagungsvollen,

altjüngferlichen Blick in Janes Augen nicht mehr mit ansehen, und sie war davon überzeugt, daß es nur ein einziges Mittel gab, ihn auszulöschen.

Der alte Dougherty wurde sogar noch ein wenig demütiger. »Wollen Sie damit sagen, daß Sie bereit wären, sich dafür einzusetzen?«

»Ja.«

»Wie die Dinge liegen, konnte ich das nicht wissen«, sagte er. Einen Augenblick lang drehte er seinen Hut in seinen großen Händen. »Es ist fast wie seinerzeit bei mir . . . ich meine bei mir und Jimmys Mutter. Ihre Familie fand mich nicht gut genug für sie. Sie waren sehr bürgerlich, und ich war nur so ein Landstreicher.«

»Ich verstehe«, sagte Mrs. McLeod. Vor wenigen Monaten noch hätte sie es nicht im Schlaf für möglich gehalten, daß eine McLeod einen Dougherty heiraten könnte. Aber seitdem war vieles geschehen. Platteville, ja der ganze Distrikt hatte sich verändert. Und Mrs. McLeod hatte, ohne es zu merken, von Mr. Richardson eine Menge gelernt.

W. M. Dougherty streckte linkisch seine Hand aus. »Auf Wiedersehen, Mrs. McLeod«, sagte er. »Es hat mich gefreut, mit Ihnen zu sprechen. Wie gesagt, ich habe Sie immer für eine verständnisvolle Frau gehalten.«

Wieder traten ihr die Tränen in die Augen, aber diesmal nur, weil sie so glücklich war, daß sich alles zum Guten wandte. Nach ihrer Meinung sollten die Menschen einander lieben und glücklich sein. Und nun würden wirklich alle glücklich sein, sogar der alte Dougherty beim Fischen am Strand von Daytona. Fast empfand sie Sympathie für ihn und sagte sich: Wahrscheinlich kann man jeden liebgewinnen, sogar den Teufel, wenn man ihn nur gut genug kennt. Jetzt brauchte sie nie wieder das Büro des alten Dougherty zu betreten und sich behandeln zu lassen, als wäre sie eine alte Närrin.

»Kommen Sie doch gelegentlich bei mir vorbei«, sagte Mrs. McLeod, als sie sich zum letztenmal die Hand schüttelten.

»Danke sehr, aber ich glaube, ich werde lange Zeit nicht mehr in dieser Gegend sein.«
Ehe er die Treppe von Mrs. McLeods Narrenturm hinunterging, wandte er sich um und sagte: »Der Krawall gestern abend war wirklich erstklassig. Das Beste, was ich je in Platteville gesehen habe.«
Als er gegangen war, empfing sie Aida in der Halle.
»Was hat der alte Teufel gewollt?« fragte sie.
»Er geht für immer fort, er ist erledigt«, sagte Mrs. McLeod. »Aber frag mich jetzt nicht weiter. Ich muß es erst Jane sagen.«
Doch Jane nahm die Neuigkeit ohne jede Begeisterung auf. Sie saß apathisch am Fenster in ihrem Zimmer, und als sie alles gehört hatte, sagte sie nur: »Das ist ja nur ein Trick, und außerdem ist es jetzt zu spät.«

Aber es war kein Trick. W. M. Dougherty war geschlagen, und niemand wußte das besser als er selbst. In seiner Hosentasche steckte ein zerknüllter Eilbrief, in dem kurz und bündig stand: »Mach Dich aus dem Staub, ehe es zu spät ist. – Bill Swain.« Doch solche Dinge durfte man dem Feind nicht verraten, man mußte ihm vormachen, daß man aus freien Stücken ging.
Als er durch das wackelige Gartentor von McLeods Narrenturm schritt, schüttelte er ratlos den Kopf wie ein müder alter Löwe. Er konnte nicht verstehen, wieso er so schnell besiegt worden war. Sogar seine Organisation, die er nach dem Muster von Süd-Boston so sorgfältig aufgebaut hatte, war zusammengebrochen. Vielleicht, dachte er, ist das hier ein anderer Boden als Boston. Vielleicht sind nicht genug Irländer hier. Vielleicht herrscht hier ein Geist, den ich nie verstanden habe. Aber in Wahrheit hatte ihn dieser schlaue Kerl Richardson geschlagen. Er war ein verflucht schlauer Kerl, wenn er auch einer von diesen verrückten Radikalen war.
Auf vielen Umwegen, durch Höfe und Seitengassen, ging der alte Dougherty in sein Büro zurück, denn er wollte niemandem

begegnen. Traf er jedoch den einen oder andern, so taten sie, als sähen sie ihn nicht, oder sie nickten ihm nur wortlos zu. Er wußte sehr genau, was das zu bedeuten hatte. Er war zu lange in der Politik gewesen, um diese Symptome nicht zu kennen.
Es dauerte nicht lange, bis er den Schmerz über die Niederlage verwunden hatte. Von da an sah er nicht einmal mehr die Leute, die an ihm vorübergingen. Er sah nur den goldenen Strand von Daytona und eine Bar mit gutem Whisky, und er hörte das Klirren der Hufeisen, wie sie aneinanderprallten, ehe sie in den gelben Sand von Florida fielen.

Zur gleichen Zeit, als W. M. Dougherty und Mrs. McLeod miteinander sprachen, saßen Jimmy und Mr. Richardson an den beiden Schmalseiten des langen Tisches im Büro von W. M. Dougherty und Sohn. Ihre Kleider konnten die Spuren des harten Kampfes vom Vorabend noch immer nicht ganz verbergen. Jimmys linkes Auge war zugeschwollen und seine Lippe eingerissen und mit Heftpflaster beklebt. Mr. Richardsons Auge war ganz blau und sein Kiefer geschwollen, als hätte er Zahnschmerzen. Vor ihnen auf dem Tisch stand eine Flasche Whisky mit zwei Gläsern. Mr. Richardson hob sein Glas. »Wir wollen darauf anstoßen«, sagte er.
Als er vor zwanzig Minuten gekommen war, hatte Jimmy Dougherty ihm selbst die Türe geöffnet und ihn mit seinem noch heilen Auge voller Mißtrauen und Staunen angestarrt. Er sagte kühl: »Guten Morgen«, und Mr. Richardson erwiderte: »Guten Morgen«, und fragte: »Kann ich Sie einen Augenblick in einer wichtigen Angelegenheit sprechen?«
»Ja«, sagte Jimmy, »wenn sie wirklich wichtig genug ist.« Er blieb stehen und bot Mr. Richardson nicht einmal einen Stuhl an. Aber Mr. Richardson war alles andere als schüchtern, setzte sich und sagte: »Ich glaube, wir sprechen besser sitzend.« So blieb Jimmy nichts anderes übrig, als sich auch zu setzen.

Dann sagte Mr. Richardson: »Zuerst möchte ich ein paar Dinge klarstellen. Erstens habe ich persönlich nichts gegen Sie. Nach allem, was ich gehört habe, müssen Sie ein anständiger Kerl sein.« – »Danke«, sagte Jimmy.
»Zweitens hatte Jane nie etwas mit dem Kreuzzug zu tun. Sie hat Sie nie hintergangen.«
»Das wußte ich.«
»Wieso?«
»Weil es ihrem Charakter nicht entspricht.«
»Und drittens kam ich bei Jane nie in Betracht. Ein paarmal schien ich eine Chance zu haben, aber dann zerschlug sich die Sache. Auf alle Fälle war ihre Abneigung deutlich genug.«
Jimmy blickte ihn ratlos an. Nach einem Moment sagte er: »Hat Jane Sie hergeschickt?«
»Nein, sie weiß nichts davon. Sie würde bestimmt Krach schlagen, wenn sie es wüßte.«
»Warum?«
»Weil sie sagen würde, daß es mich nichts angeht, und das stimmt auch. Ich bin nur hergekommen, um einiges richtigzustellen. Ich fühle mich für eine Menge Mißverständnisse verantwortlich. Jane konnte es selbst nicht tun ... sie ist viel zu stolz dazu.«
»Ja, das ist sie. Ich glaube, das ist der Hauptgrund all unserer Schwierigkeiten.«
»Wenn der Waffenstillstand vorbei ist, kann der Kampf wieder beginnen. Ich will nur nicht, daß Sie glauben, Jane sei daran irgendwie beteiligt oder sie treibe ein Doppelspiel.«
»Ich habe das tatsächlich zuweilen geglaubt – bis gestern abend.«
Mr. Richardson grinste. »Ja, gestern abend hat sie alle Zweifel zerstreut. Ihr Faustschlag ist von unglaublicher Wucht für so eine kleine Person.« Er zog einen Augenblick an seiner Zigarette und sagte dann: »Ich hoffe natürlich, daß meine Annahme stimmt. Sie wollen Jane doch heiraten, oder nicht? Ich mache mich doch nicht etwa lächerlich für nichts und wieder nichts?«

»Wie kommen Sie denn darauf? Wofür, glauben Sie, habe ich mich gestern abend geschlagen?«

Mr. Richardson entgegnete ein wenig verblüfft: »Ehrlich gesagt, war ich nicht ganz sicher.«

»Ich verstehe nicht, warum Sie sich jetzt so bemühen. Sie haben alles getan, uns auseinanderzubringen.«

»Ich wußte überhaupt nichts von Ihrer Liebe, und als ich es erfuhr, war es zu spät, die Kampagne abzublasen, selbst wenn ich es gewollt hätte. Aber das ist jetzt ohne Belang. Die Hauptsache ist, die Geschichte in Ordnung zu bringen.«

»Ich glaube, das können Sie getrost mir überlassen.«

Auf Mr. Richardsons Gesicht erschien ein Lächeln unwiderstehlicher Herzlichkeit und Wärme, ein Lächeln, das um so wirkungsvoller und wertvoller war, weil es sich auf dem Gesicht eines Menschen zeigte, der mit seinem Lächeln nicht so freigebig war wie Jimmy.

»Hören Sie«, sagte er. »Ich will mich weder einmischen noch wichtig machen. Ich mag Sie und Jane gut leiden und möchte, daß ihr endlich zusammenkommt. Ich tue das für mich selbst, weil es mir wohltut ... das ist nämlich der einzige Grund, weshalb die Menschen je solche Dinge auf sich nehmen. Jane hat seit Wochen kaum mehr gegessen.« Er zündete sich eine Zigarette an und fuhr fort: »Wenn ich Sie wäre, würde ich sofort zu Jane gehen, noch heute vormittag, sie in Ihren glitzernden Zweisitzer stecken, mit ihr fortfahren und sie noch vor Sonnenuntergang heiraten. Ein Paar wie ihr beide müßte zwanzig Kinder haben. Das ist es, was wir brauchen ... mehr und mehr Kinder aus dem gesunden, anständigen Bürgertum.«

»Warum starten Sie nicht eine diesbezügliche Kampagne im ›Schild und Banner‹?« fragte Jimmy.

»Das ist eine gute Idee ... sobald die Druckerpresse wieder repariert ist.« Er stand auf. »Ich muß jetzt gehen.«

Auch Jimmy stand langsam auf, noch immer voller Mißtrauen. »Möchten Sie einen Drink?« sagte er.

»Nichts wäre mir lieber.«

Er holte eine Flasche Whisky, war jedoch trotz allem etwas verärgert, weil Richardson den Kreuzzug anscheinend für beendigt und die Schlacht für gewonnen hielt. Er schenkte zwei Gläser ein, und Richardson sagte: »Stoßen wir auf eure Heirat an und auf eine große Familie.«
»Hören Sie damit auf«, sagte Jimmy. Sie stießen an, und Richardson sagte: »Jane hat eine Menge hochtrabender Ideen. Wenn ich Sie wäre, würde ich ihr das austreiben. Sie muß ein bißchen gezähmt werden, sie scheint sich geradezu zu sehnen nach einem Herrn und Meister.«
»Lassen Sie lieber Ihre Ratschläge, wie ich Jane zu behandeln habe.«
Da öffnete sich die Türe, und der alte Dougherty trat herein. Völlig verblüfft blieb er auf der Schwelle stehen. Das Blut stieg ihm zu Kopf, und einen Augenblick lang fürchtete er wieder, es würde ihn der Schlag treffen. Sein Sohn und Mr. Richardson, beide zerschunden und grün und blau, tranken anscheinend ganz freundschaftlich miteinander. Der Anblick überstieg alles, was er sich noch vor zwei Tagen hätte vorstellen können . . . ja, er überstieg sogar das Schauspiel seiner eigenen Demütigung vor Mrs. McLeod. Er hörte Mr. Richardson sagen: »Es lebe die Ehe!«
Da erst bemerkte ihn Jimmy und sagte: »Komm nur 'rein, wir sprechen gerade vom Fischen. Komm, laß dir einen Drink einschenken.« Der alte Dougherty antwortete: »Ich glaube, ich brauche wahrhaftig einen Whisky – und zwar einen starken.«
Nachdem der alte Dougherty fortgegangen und Jane von dem Sieg unterrichtet worden war, mußte Mrs. McLeod Aida genau erzählen, wie das Gespräch mit ihm in der Bibliothek verlaufen war.
»Und was ist mit Miss Jane? Ist sie endlich mit diesem Jimmy fertig?« fragte Aida, als sie geendet hatte.
»Ich weiß nicht«, sagte Mrs. McLeod.
»Es ist eine Schande, daß sie sich wegen dieses Kerls so aufführt.«

Mrs. McLeod wurde nachdenklich, dann fragte sie: »Du warst doch auch einmal verliebt, Aida, oder nicht?«
»Ja«, sagte Aida wehmütig, »das ist allerdings schon lange her.«
»Warum hast du Sam geheiratet?«
»Weil ich wie toll in ihn verliebt war.«
»Dabei war er doch nichts als ein treuloser Dockarbeiter.«
»Ja, Mrs. McLeod, aber er war ein ganz besonderer Dockarbeiter.«
»Siehst du, und Jimmy Dougherty ist eben ein besonderer Irländer. Laß Miss Jane nur machen.«
»Ja, Mrs. McLeod, das muß ich mir mal durch den Kopf gehn lassen.«
Aida schüttelte ihren ergrauten Kopf und trollte sich in die Küche. Mrs. McLeod setzte ihren alten Hut auf und eilte ins Büro.
Myrtle Ferguson erwartete sie schon, kam erregt auf sie zu, streckte ihr eine Visitenkarte entgegen und sagte: »Ein Herr möchte Sie sprechen.« Einen Augenblick blieb Mrs. McLeods Herz stehen. Sie dachte voller Schrecken: Vielleicht ist es ein Beamter der Bundespolizei.
Dann nahm sie die Visitenkarte und las:

John M. Burnham

The New York Register
The New York Recorder
The Boston News
The Kansas City Globe
The Chicago Journal
The Detroit Gazette
The San Francisco Review

Als Mrs. McLeod aufblickte, sagte Myrtle, noch immer mit großen, runden Augen: »Er muß vom Burnham-Leslie-Konzern sein.«
»Was kann er hier wollen?«
»Vielleicht ist er gekommen, um unsere Zeitung zu kaufen. Er hat wahrscheinlich von unserer Kampagne gehört.«
»Vielleicht«, sagte Mrs. McLeod. »Lassen Sie ihn gleich

heraufkommen. Wir dürfen einen solchen Mann nicht lange warten lassen.«
Mrs. McLeod geriet in die größte Aufregung. Es schwindelte ihr. Zu gern hätte sie Willie Ferguson um einen Schluck Whisky gebeten. Aber dazu war keine Zeit mehr. Sie mußte schnell noch ihren Schreibtisch in Ordnung bringen. Was würde Mr. Burnham von ihr als Herausgeberin denken, wenn er ihren Schreibtisch in einem solchen Zustand sah? Hastig öffnete sie die Schubladen und warf einfach alles hinein. Sie staubte mit ihrem Taschentuch die Platte ab und spuckte sogar darauf, um die Tintenflecke zu entfernen. Sie versuchte auch noch, ihr widerspenstiges Haar zu ordnen und ihre Bluse und ihren Kragen zurechtzurücken, aber da ging die Türe auf, und Myrtle Ferguson sagte mit vor Ehrfurcht ersterbender Stimme: »Das ist Mrs. McLeod, Mr. Burnham.« Mrs. McLeod tat alles, um ihre Stimme zu beherrschen.
»Guten Morgen«, sagte sie, »wollen Sie nicht Platz nehmen?«
Forschend betrachtete sie Mr. Burnham. Er war ein gutaussehender Mann von ungefähr fünfundfünfzig Jahren. Er hatte ein sympathisches Gesicht mit ausgeprägten Zügen, einem energischen Kinn und klaren, graublauen Augen.
Nach einer kleinen verlegenen Pause sagte der große Mr. Burnham: »Ich war in St. Louis, und so fuhr ich noch bis hierher, um meinen Sohn zu sehen.«
»Ja, gewiß«, sagte Mrs. McLeod. Sie hatte keine Ahnung, was er meinte, wollte sich aber nicht verraten.
»Ich hatte längere Zeit nichts von ihm gehört«, fuhr er fort. »Es gab zwischen uns eine kleine Meinungsverschiedenheit, teils über Politik, teils über die Art und Weise, wie man eine Zeitung leitet. Darum wollte er sich für ein paar Monate auf seine eigenen Füße stellen. Ich vermute, Sie haben schon bemerkt, daß er ein Radikaler ist . . . linker Flügel, sozusagen.«
Mrs. McLeod begriff überhaupt nichts. Aber sie mußte etwas sagen. Sie konnte nicht weiter tun, als wüßte sie, wovon er

sprach. Darum antwortete sie: »Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Ich kenne Ihren Sohn nicht. Ich kenne niemand mit Namen Burnham.«
Mr. Burnham blickte sie erstaunt an. »Ich bin doch auf der Redaktion der Zeitung ›Platteville Schild und Banner‹, nicht wahr? Hier hat doch mein Sohn gearbeitet.«
»Ich fürchte, da liegt ein Irrtum vor, in unserem Personal gibt es niemand dieses Namens.«
Mr. Burnham antwortete nicht sofort. Er griff in seine Tasche, zog ein Telegramm hervor und reichte es ihr mit den Worten: »Das ist von ihm. Ich erhielt es vorgestern.«
Sie las das Telegramm: »Komm und schau, was ich fertiggebracht habe. Besuche mich auf der Redaktion der Zeitung ›Schild und Banner‹ in Platteville. Jack.«
Mrs. McLeod gab ihm das Telegramm zurück.
»Ich habe keine Ahnung, was das bedeuten soll. Wir haben einen jungen Mann hier, der schon eine Zeitlang mit uns arbeitet, aber er heißt Richardson.«
Mr. Burnhams graublaue Augen verengten sich. »Wie sieht er aus?«
»Er sieht gut aus, blond mit graublauen Augen, ist sehr fleißig . . .« Erst jetzt, während sie sprach, fiel ihr auf, daß Mr. Richardson genauso aussah, wie Mr. Burnham in seinem Alter ausgesehen haben mußte, ehe er begonnen hatte, den riesigen Zeitungskonzern aufzubauen. Kein Wunder, daß Mr. Richardson ein perfekter Journalist war. Eine Sekunde lang starrte sie Mr. Burnham an, dann sagte sie: »Ich glaube, Mr. Richardson ist Ihr Sohn und arbeitet bei uns unter einem andern Namen.«
Mr. Burnham lachte. »Das sieht ihm ähnlich. Solche Sachen macht er mit Vorliebe.« Dann fügte er hinzu: »Sagen Sie mir, taugt er etwas?«
Nun packte Mrs. McLeod aus. Sie hätte schon lange gern jemandem gesagt, was sie von Mr. Richardson hielt, und jetzt war der große Moment dazu gekommen. Sie erzählte Mr.

Burnham, wie sie ihn im Gefängnis gefunden hatte, wie er nicht befreit werden wollte, wie er zuerst die Zeitung wieder emporgebracht und dann den Kreuzzug eingeleitet hatte, wie er das Buch in Druck gab und wie Pugface Mahoney und Little Hermie ihn verwundeten. Sie erzählte ihm vom Fackelzug und von dem Kampf mit Jimmy Dougherty und vom Endsieg, der darin gipfelte, daß W. M. Dougherty sich nach Daytona zurückzog.

»Er sollte Politiker werden«, sagte sie, »sogar der alte Dougherty war dieser Meinung.«

Mr. Burnham war sichtlich erfreut. »Jack ist ein guter Junge. Er hat viel Energie und Lebensmut, aber er ist eigensinnig. Ich fürchte, er ist ein geborener Reformer. Vielleicht wird er es überwinden, wenn er etwas älter ist.«

»Er reformiert jedenfalls ausgezeichnet«, sagte Mrs. McLeod. »Ich staunte immer, wieviel er vom Zeitungswesen versteht. Er schien einfach alles zu wissen.«

»Ja, das ist wahr. Er befaßt sich damit, seit er ein Kind war, aber es genügt ihm nicht, ein erstklassiger Journalist zu sein. Er will immer die Welt verbessern. Es wäre viel vorteilhafter für ihn, wenn er bei seinem Beruf bliebe.«

Da trat Mr. Richardson ein, grün und blau und noch immer etwas benommen.

Jane wollte ins Büro und war bereits zwischen den großen Fliederbüschen, als sie Aida rufen hörte: »Miss Jane! Miss Jane! Telefon für Sie!«

Das Telefon war ein altmodisches Gerät, das an der Wand unter der großen Treppe hing. Als sie den Hörer nahm, machte sie sich gefaßt, daß Vinnie oder Mr. Richardson sich wegen ihres späten Kommens erkundigen wollten. Statt dessen hörte sie eine unverwechselbare Stimme, die sagte: »Bist du es, Jane?«

Einen Augenblick glaubte sie, ohnmächtig zu werden, und

griff nach dem Tisch neben sich, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Dann brachte sie mit Mühe heraus: »Ja, wer ist dort?«

»Du weißt bestimmt, wer es ist.«

»Ja . . . ja.« Aber plötzlich schüchterte sie das Glück so ein, daß ihr nichts zu sagen einfiel. Sie konnte ihm nicht einmal zu verstehen geben, daß alles wieder gut war, daß sie nicht mehr böse oder mißtrauisch war, daß im Augenblick nichts in der Welt zählte als das Wissen, daß sie ihn wiederhatte . . .

»Du hast wohl die Neuigkeit gehört?« fragte die Stimme.

»Ja, Jimmy.«

»Willst du heute abend mit mir ausgehen?«

»Ja.« Sie wollte jubeln, sie wollte unendlich mehr sagen, aber alles, was sie sagen konnte, war »Ja«, und es klang so schüchtern wie bei einem Schulmädchen.

»Wir fahren am besten nach Millersville. So mitten in der Woche werden nicht viele Leute draußen sein.«

»Ja.«

»Ich hole dich gegen fünf Uhr ab.«

»Gut.«

Es entstand ein Augenblick des Schweigens, und dann hörte sie wieder jene vertraute Stimme, so betörend, so irisch, so gefährlich . . .

»Du bist doch nicht mehr böse auf mich?«

»Nein, Jimmy.« Sie überwand mit großer Anstrengung ihren Stolz und sagte: »Und ich will nie wieder unausstehlich sein.«

Und erneut klang die Stimme, eine Stimme, die in ihrer Wärme und Innigkeit so schön war wie das Hochzeitsgefieder eines Paradiesvogels: »Das ist lieb von dir, sehr lieb.«

»Auf Wiedersehen, Jimmy.« Sie mußte sich beeilen, wenn er ihr Weinen nicht hören sollte. »Auf Wiedersehen«, flüsterte sie nochmals. – »Wiedersehen, mein Liebstes.«

Und dann ließ sie sich in den Stuhl neben dem Telefon sinken und weinte, wie sie in ihrem Leben noch nie geweint hatte. Es waren ganz neue Tränen, Tränen höchsten Glücks, die sie

erfrischten und kräftigten. In der Türe erschien Aida, die draußen gehorcht hatte, und fragte: »Was ist los, mein Kind? Haben Sie schlechte Nachrichten?«

»Nein«, schluchzte Jane, »nein . . . nein.« Aida klopfte ihr liebevoll auf die Schulter und sagte: »Ich hole einen Whisky.«

Als sie wiederkam, hatte Jane sich schon ein wenig beruhigt, und während sie den Whisky trank, sagte Aida etwas sehr Sonderbares. »Ich glaube, Sie sind jetzt kein kleines Mädchen mehr. Sicher haben Sie Vernunft angenommen und sind nun eine erwachsene Frau wie Aida und Ihre Tante Mrs. McLeod.«

Lange vor fünf Uhr hielt der olivgrüne Zweisitzer vor dem Tor, und Jimmy, mit einem verschwollenen Auge und einer zerschundenen Lippe, eilte die hohen Stufen hinauf, indem er immer drei auf einmal nahm. Schon am Abend zuvor, während des hitzigen Streites, hatte Jane bemerkt, wie schmal und blaß er war. Jetzt hätte sie bei seinem Anblick weinen können und doch auch wieder lachen, weil sein abgehärmtes Aussehen ihr bewies, daß er genauso gelitten hatte wie sie. Als er den obersten Treppenabsatz erreicht hatte, fanden sie beide keine Worte. Eigentlich hätte er sie nach seinem ungestümen Lauf durch den Garten und die Treppe hinauf in seine Arme nehmen und küssen sollen. Aber das konnte er dort vor McLeods Narrenturm nicht tun, denn es gingen immer Leute vorm Haus vorbei, und hinter den Vorhängen hatte sich zweifellos Aida versteckt.

Endlich brach Jimmy das Schweigen und sagte: »Bist du fertig?«

Sie lachte nervös. »Sehe ich aus, als wäre ich nicht fertig?«

»Also gehen wir.«

Sie fuhren in einem Tempo zur Stadt hinaus, wie es sich nur Jimmy gestattete, vorbei an den protzenden Villen der Fleming Avenue und dann durch das Armenviertel. Beiden erschien die Gegend, die an ihnen vorüberflog, wie neu und

von einem nie gesehenen Glanz überstrahlt. Sie sprachen keine Silbe, und dann, als sie gute zehn Meilen außerhalb der Stadt waren, fuhr Jimmy an den Straßenrand und hielt an.
Hier in der Weite, wo sie nur von den großen, sanften Augen der Kühe hinter dem Drahtzaun gesehen wurden, nahm er sie in seine Arme, küßte sie und hielt sie lange an sich gepreßt. Erst als sie beide ein wenig blaß und benommen waren, sagte er: »Ich glaube, wir sehen lieber zu, daß wir nach Millersville kommen, ehe wir Dummheiten machen.«
Sie unterhielten sich über den Kreuzzug, über Mr. Richardson, über das Buch, über den Sturm auf das Gefängnis, sogar über die bevorstehende Abreise von Jimmys Vater, aber nicht ernst, sondern als wäre die ganze Sache ein Riesenspaß. Es hatte jetzt ja alles keine Bedeutung mehr. Jane lachte sogar laut, was sie sich sonst nie erlaubt hatte. Aber im stillen dachte sie: Vielleicht war alles, was geschehen ist, zu unserem Besten. Ich bin jetzt endlich zur Vernunft gekommen. Ich will nie wieder unausstehlich sein. Gott helfe mir, nie wieder unausstehlich zu sein, was immer Jimmy tun mag ... jetzt weiß ich, was ich will. Es ist beängstigend, so glücklich zu sein. Und ab und zu warf sie verstohlen einen Seitenblick auf Jimmy, um sich zu vergewissern, daß er noch neben ihr saß und daß sie nicht träumte. Vielleicht war es doch gut, daß Mr. Richardson gekommen war und alles durcheinandergebracht hatte.
Als sie den Hügel hinauffuhren, hinter dem am saphirblauen See Iras Hotel lag, sagte Jimmy: »Dieser Richardson ist ein anständiger Kerl.«
Sie lachte. »Aber du warst eifersüchtig auf ihn, nicht wahr?«
»Rasend.«
»Das war überflüssig. Er ist nichts als eine Maschine, kein Mensch. Er ist nur ein Reformer.«
»Aber ich wette, du hast versucht, mit ihm zu flirten.«
»Ja, aber nur um dich eifersüchtig zu machen.«
»Na, das ist dir ja großartig gelungen.«

Es war Mr. Richardsons Idee, ein Essen zu veranstalten, um die Versöhnung und die Verlobung von Jimmy Dougherty mit Jane Baldwin zu feiern. Er schlug vor, es selbst im Hotel Beauregard zu geben.

»Das können wir Aida nicht antun«, sagte Mrs. McLeod. »Sie würde es nie verwinden, wenn sie das Essen nicht selbst kochen dürfte. Sie kann ihre Cousine Athena zum Servieren kommen lassen. Sie hat das früher immer gemacht, als wir noch öfters Gäste hatten.«

Sie steckten die Köpfe zusammen und stellten die Gästeliste auf. Der große Mr. Burnham vom Burnham-Leslie-Konzern mußte natürlich kommen, das Ehepaar Ferguson, Jim Newman und Janes Eltern.

»Und wie ist es mit W. M. Dougherty?« fragte Mr. Richardson.

»Aber der ist ja schon fort«, sagte Mrs. McLeod. »Er ist am Tag nach dem Fackelzug nach Daytona gefahren.« Sie zögerte einen Augenblick und sagte dann: »Aber es gibt jemanden, den ich gerne dabei haben möchte.«

»Wen?« fragte Mr. Richardson.

»Gaswerk-Mary.«

»Natürlich werden wir sie einladen.«

Zwei ganze Tage arbeiteten Aida und Athena, die für zwei Nächte das Bett ihrer Cousine teilte, an den Vorbereitungen. Es war eine grandiose Angelegenheit, mit Tomatencremesuppe, Forellen aus Iras Zucht, in Hafermehl gebacken, Maryland-Brathühnchen, frischen grünen Erbsen, Kartoffelbrei, Salat, Zitronen-Eiscreme und Schokoladentorte.

Am Tag des Festes rannte Aida geschäftig hin und her. Daran war nichts Ungewöhnliches, denn die Aussicht, viele Menschen zu füttern, hob immer ihre Laune. Aber irgend etwas an ihrem Benehmen machte Mrs. McLeod stutzig. Dreißig Jahre lang waren sie schon Herrin und Dienerin, dreißig Jahre lang waren sie Freundinnen. Mrs. McLeod spürte stets sogleich, wenn Aida ein Geheimnis hatte.

Es war zwecklos, sie zu fragen, denn wenn Aida eine Über-

raschung vorbereitete, konnte ihr kein Mensch auch nur die geringste Andeutung entreißen. Als Mrs. McLeod um sieben Uhr ins Speisezimmer ging, um den Tisch anzusehen, sah sie, daß Aida ein Gedeck zuviel aufgelegt hatte. Als sie Aida kommen ließ, setzte diese eine schuldbewußte Miene auf und sagte: »Athena hat sich wohl geirrt. Athena ist etwas schwer von Begriff«, und dann entfernte sie selbst das überzählige Gedeck. Aber als Mrs. McLeod später zufällig wieder ins Speisezimmer kam, war das zusätzliche Gedeck wieder auf dem Tisch.

Mrs. McLeod ging am Nachmittag zum erstenmal seit Jahren wieder zum Friseur. Sie zog ihr bestes Foulardkleid an, und als sie endlich fertig war und vor dem Spiegel im Schlafzimmer stand, war sie selbst erstaunt, wie ordentlich und adrett sie aussah – und sie sah sogar jung aus, jünger als in den letzten zehn Jahren.

Unten fuhr der Wagen von Janes Eltern vor, und Mrs. McLeod ging hinunter, um sie zu begrüßen.

Eine kleine Weile später kam Jim Newman. Als nächster erschien Mr. Burnham, und darauf fuhr Gaswerk-Mary in einem Taxi vor. Sie trug ein hellgrünes Sommerabendkleid, einen weißen Fuchs über den Schultern, mit Brillanten besetzte Kämme in ihrer kunstvollen Frisur, und auf ihrem Busen, an ihren Armgelenken und an ihren Ohren glitzerte ihr ganzer Granatschmuck. Und dann kamen Willie Ferguson in einem gemieteten Smoking und Myrtle Ferguson in einem blauen Foulardkleid herein. Nach ihnen erschien Jimmy, noch ein wenig zerschunden im Gesicht, aber mit weniger geschwollenen Lippen, um die jetzt ein halb verlegenes, halb beglücktes Lächeln spielte.

Jane reichte die Cocktails herum, und die Stimmung wurde immer angeregter. Verschiedene Male ging Mrs. McLeod zum Fenster, um zu sehen, wo denn Mr. Richardson stecke; beim vierten Male wurde sie dann endlich belohnt.

Die Treppe herauf kam Mr. Richardson, und mit ihm Aidas

Überraschung: eine fremde junge Dame. Mrs. McLeod sah sie nur undeutlich, aber sie erkannte sofort an ihrer Kleidung, daß sie nicht aus Platteville stammte.
Einen Augenblick später stand Mr. Richardson im Zimmer und sagte: »Darf ich Ihnen meine Verlobte vorstellen – Prudence Higginson.«
Sie war ein großes Mädchen, trug ein Tweedkostüm, Schuhe mit flachen Absätzen, eine Hemdbluse mit einer Krawatte und eine Hornbrille. Ihr langes Haar war im Nacken zu einem Knoten verschlungen. Man konnte nicht sehen, ob sie hübsch war oder nicht, aber sie sah zweifellos sehr gescheit aus. Sie war keineswegs schüchtern, schüttelte allen die Hand und entschuldigte sich wegen ihrer Verspätung. Ihr Zug sei soeben angekommen, und sie habe keine Zeit mehr gefunden, sich umzukleiden, denn Jacks Telegramm habe ihr nur vierzig Minuten Zeit gelassen, um den Zug von Boston nach dem Westen zu erreichen.
Jane stand neben Jimmy, so nahe, daß ihre Finger sich berührten, und fühlte ihr Herz höher schlagen. Sie wußte durchaus, daß sie hübsch aussah, hübscher denn je in ihrem Leben, und dachte: Wenn das sein Typ ist, dann verstehe ich, daß er sich nicht in mich verliebt hat. Wenn gesunder Menschenverstand einen so aussehen läßt, dann bin ich froh, daß ich keinen habe. Aber sie schienen einander gut leiden zu können – Miss Prudence Higginson und Mr. Richardson –, wenn auch auf ihre kühle Yankeeart.
Dann wandte sich Miss Higginson an Jane und fragte sie liebenswürdig und höflich: »Wann soll denn die Hochzeit stattfinden?«
Jane zögerte einen Augenblick, aber Jimmy gab ihr grinsend einen kleinen Stups und sagte: »Nur Mut, sag es ihnen!«
»Sie hat schon stattgefunden«, antwortete Jane. »Wir wurden bei Ira einen Tag nach dem Fackelzug in Millersville getraut.«
Als sich das allgemeine Erstaunen gelegt hatte, küßten alle die Braut, Janes Mutter vergoß einige Tränen, und dann

tranken sie auf das Wohl des neuvermählten Paares. Mr. Richardson hob sein Glas und rief: »Und nun trinken wir auf das Wohl von Mrs. McLeod, die Platteville gesäubert hat.« Und während sie ihre Gläser hoben, stand sie da, verwirrt, errötet und glücklich, mit Tränen in den Augen. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, aber sie brachte doch die Worte heraus: »Das ist nicht mein Verdienst, sondern das von Mr. Richardson.«

Mr. Richardson lachte. »Ich hätte nichts ausrichten können, wenn Sie mich nicht aus dem Arrest befreit hätten.« Dann zog er ein dickes Kuvert aus der Tasche und sagte: »Hier ist der Vertrag für das Buch«, und sich an Miss Higginson wendend, fügte er hinzu: »Mrs. McLeod hat ein Buch geschrieben. Der erste Verleger, der es las, hat es angenommen. Es heißt ›McLeods Narrenturm‹.« Er blickte Mrs. McLeod an, und sie wechselten einen schnellen Blick des Einverständnisses. »Es ist ein ausgezeichneter Titel«, sagte Mr. Richardson. Dann unterbrach Athena das Gespräch mit den Worten: »Mrs. McLeod, es ist serviert.«

Als Mrs. McLeod mit Mr. Burnham vom Burnham-Leslie-Konzern in das Speisezimmer voranging, sah sie, wie Aida in Richtung Küche davontrippelte. Sie hatte sich die ganze Zeit über hinter den Plüschvorhängen versteckt gehalten, schon seit dem Augenblick, da Mr. Richardson mit seiner Überraschung angekommen war.

